

# Jane Austen

## VERSTAND UND GEFÜHL

---

Original:

### [Sense and Sensibility](#)



1811

Aus dem Englischen übersetzt von Helga Schulz

Verstand und Gefühl ist ein Roman von [Jane Austen](#).

Zusammen mit [Stolz und Vorurteil](#) und [Die Abtei von Northanger](#) gehört er zu ihren frühen Romanen, die sie um 1795 als noch nicht zwanzigjährige Autorin verfasste.

Der Roman wurde erst 1811 veröffentlicht.

Ebook: <http://originalbook.ru>

## **Verstand und Gefühl. Jane Austen**

### **Kapitel 1**

Die Familie Dashwood war schon seit langem in Sussex ansässig. Die Größe ihres Besitztums war beträchtlich, und ihr Wohnsitz befand sich im Norland Park, in der Mitte ihres Gutes, wo sie seit vielen Generationen ein so achtbares Leben geführt hatten, daß sie im Bekanntenkreis ihrer Umgebung in hohem Ansehen standen. Der vorige Besitzer dieses Gutes war ein unverheirateter Mann, der ein sehr hohes Alter erreichte und während vieler Jahre seines Lebens in seiner Schwester eine ständige Gefährtin und Haushälterin gefunden hatte. Doch ihr Tod, der zehn Jahre vor seinem eigenen eintrat, brachte eine große Veränderung in seinem Haus mit sich; denn als Ersatz für ihren Verlust lud er die Familie seines Neffen, Mr. Henry Dashwoods – des rechtmäßigen Erben von Norland und der Person, der er es auch zu vermachen beabsichtigte – ein und nahm sie bei sich auf. In der Gesellschaft seines Neffen und seiner Nichte und deren Kinder hatte der alte Herr ein angenehmes Leben, und er faßte eine noch größere Zuneigung zu ihnen allen. Die ständige Aufmerksamkeit, die Mr. und Mrs. Henry Dashwood seinen Wünschen entgegenbrachten und die nicht allein der Wahrung ihrer eigenen Interessen entsprang, sondern ihrer Herzensgüte, verschafften ihm das volle Maß an solider Behaglichkeit, das seinem Alter gemäß war; und die Fröhlichkeit der Kinder erhöhte die Freude an seinem Dasein.

Aus einer früheren Heirat hatte Mr. Henry Dashwood einen Sohn und von seiner jetzigen Gattin drei Töchter. Der Sohn, ein ordentlicher, achtbarer junger Mann, war reichlich versorgt durch das Vermögen seiner Mutter, das beträchtlich gewesen war und von dem ihm die Hälfte bei Erreichen seiner Volljährigkeit zufiel. Außerdem vermehrte er seinen Reichtum noch durch seine eigene Heirat bald nach diesem Ereignis. Die Nachfolge von Norland anzutreten war deshalb für ihn nicht wirklich von solcher Bedeutung wie für seine Schwestern; denn deren Vermögen konnte – unabhängig davon, was ihnen zufallen mochte, wenn ihr Vater dieses Besitztum erbte – nur sehr gering sein. Ihre Mutter besaß nichts, und der Vater hatte lediglich siebentausend Pfund zu seiner Verfügung; denn die verbleibende Hälfte des Vermögens seiner ersten Frau war ebenfalls ihrem Sohn vorbehalten, und Henry Dashwood hatte nur den lebenslänglichen Nießbrauch davon.

Der alte Herr starb; sein Testament wurde verlesen, und wie es nahezu bei jedem Testament ist, brachte es ebensoviel Enttäuschung wie Freude mit sich. Er war weder

so ungerecht noch so undankbar, sein Besitztum seinem Neffen vorzuenthalten, doch hinterließ er es ihm zu Bedingungen, die die Hälfte des Wertes seines Erbes zunichte machten. Mr. Dashwood hatte es sich mehr um seiner Frau und seiner Töchter willen gewünscht als für sich selbst oder für seinen Sohn; doch war es für seinen Sohn und den Sohn seines Sohnes, einem Kind von vier Jahren, in einer Weise festgelegt worden, die ihm keine Befugnis gab, durch Belastung des Besitztums oder den Verkauf eines Teiles seiner wertvollen Wälder für diejenigen Vorsorge zu treffen, die ihm so teuer waren und die der Versorgung am meisten bedurften. Das Ganze war zugunsten des Kindes festgelegt, das bei gelegentlichen Besuchen mit seinem Vater und seiner Mutter in Norland so weit die Zuneigung seines Onkels durch Reize gewonnen hatte, wie sie bei einem Kind von drei oder vier Jahren keineswegs ungewöhnlich sind – unvollkommene Aussprache, das dringende Verlangen, seinen Willen durchzusetzen, viele spitzbübische Streiche und eine Menge Lärm –, daß diese schließlich das ganze Gewicht all der Aufmerksamkeit überwogen, die er jahrelang von seiner Nichte und ihren Töchtern empfangen hatte. Er wollte jedoch nicht herzlos sein, und als Zeichen seiner Zuneigung zu den drei Mädchen hinterließ er jedem von ihnen tausend Pfund.

Mr. Dashwood war zu Anfang tief enttäuscht, aber er hatte ein heiteres, optimistisches Gemüt, und er konnte berechtigterweise hoffen, noch viele Jahre zu leben und bei einem sparsamen Leben eine beträchtliche Summe von den Erzeugnissen eines bereits großen und beinahe unverzüglich erweiterungsfähigen Gutes beiseite zu legen. Doch dieses Glück, das sich so spät eingestellt hatte, war ihm nur ein Jahr beschieden. Länger überlebte er seinen Onkel nicht; und zehntausend Pfund, einschließlich der letzten Hinterlassenschaften, war alles, was seiner Witwe und seinen Töchtern blieb.

Sobald man wußte, wie es um ihn stand, schickte man nach seinem Sohn, und ihm vertraute Mr. Dashwood mit der ganzen Kraft und Dringlichkeit, über die Krankheit gebieten kann, die Interessen seiner Stiefmutter und seiner Schwestern an.

Mr. John Dashwood war nicht mit so starken Gefühlen gesegnet wie die übrige Familie; doch war er durch die Fürsprache von solcher Art zu einer solchen Zeit berührt, und er versprach, alles zu tun, was in seiner Macht lag, um ihnen ein sorgenfreies Leben zu verschaffen. Sein Vater war erleichtert durch diese Versicherung, und Mr. John Dashwood konnte dann nach Belieben überlegen, wieviel für sie zu tun vernünftigerweise in seiner Macht liegen mochte.

Er war kein junger Mann von schlechtem Charakter, es sei denn, man wollte ihn schon aufgrund von ein wenig Kaltherzigkeit und Selbstsucht so nennen; doch er war im

allgemeinen wohlgeachtet, denn er erfüllte mit Anstand seine alltäglichen Pflichten. Hätte er eine lebenswürdigere Frau geheiratet, hätte ihn das vielleicht noch achtbarer gemacht, und vielleicht wäre er sogar selbst lebenswürdig geworden; denn er war noch sehr jung, als er heiratete, und er liebte seine Frau sehr. Doch Mrs. John Dashwood war ein entschiedenes Zerrbild seiner selbst – sie war noch engstirniger und selbstsüchtiger.

Als er seinem Vater das Versprechen gab, erwog er in seinem Innern, das Vermögen seiner Schwestern durch ein Geschenk von eintausend Pfund für jede von ihnen zu vermehren. Er fühlte sich zu der Zeit wirklich imstande dazu. Die Aussicht auf viertausend Pfund im Jahr zusätzlich zu seinem gegenwärtigen Einkommen, neben der verbleibenden Hälfte des Vermögens seiner eigenen Mutter, erwärmte ihm das Herz und ließ ihn an seinen Edelmut glauben. Ja, er würde ihnen dreitausend Pfund geben; das wäre großzügig und nobel! Es wäre genug, um sie vollkommen sorgenfrei zu machen. Dreitausend Pfund! Er könnte eine so beträchtliche Summe ohne viel Schwierigkeiten erübrigen. Er dachte den ganzen Tag daran, und noch viele weitere Tage danach, und er bereute es nicht.

Kaum war das Begräbnis seines Vaters vorüber, als Mrs. John Dashwood auch schon, ohne ihre Schwiegermutter vorher von ihrer Absicht zu unterrichten, mit ihrem Kind und ihrer Dienerschaft erschien. Niemand konnte ihnen das Recht bestreiten, dorthin zu kommen; das Haus war vom Augenblick des Todes seines Vaters an das Eigentum ihres Gatten; doch um so größer war die Taktlosigkeit ihres Verhaltens, und jeder Frau in Mrs. Dashwoods Lage hätte dies, wenn sie auch nur von gewöhnlicher Empfindsamkeit war, höchst unangenehm sein müssen; sie aber besaß ein so starkes Ehrgefühl und eine so romantische Großmütigkeit, daß jede Kränkung dieser Art, wer immer sie auch zufügte oder empfing, für sie eine Quelle unerschütterlichen Abscheus war. Mrs. John Dashwood war bei niemand in der Familie ihres Gatten jemals beliebt gewesen; aber sie hatte bis dahin keine Gelegenheit gehabt, ihnen zu zeigen, mit wie wenig Aufmerksamkeit für das Wohlergehen anderer Leute sie handeln konnte, wenn es der Anlaß erforderte.

So tief empfand Mrs. Dashwood dieses unfreundliche Verhalten ihrer Schwiegertochter und so ernstlich verachtete sie diese dafür, daß sie bei ihrer Ankunft das Haus für immer verlassen hätte, wäre sie nicht durch die dringende Bitte ihrer ältesten Tochter veranlaßt worden, doch erst einmal die Schicklichkeit eines solchen Fortgehens zu bedenken; und so bestimmte ihre zärtliche Liebe zu all ihren drei Kindern sie schließlich, zu bleiben und um ihretwillen einen Bruch mit deren Bruder zu vermeiden.

Elinor, die älteste Tochter, deren Rat so wirksam war, besaß einen klugen Verstand und ein besonnenes Urteilsvermögen, die sie befähigten, obgleich sie erst neunzehn Jahre alt war, die Ratgeberin ihrer Mutter zu sein, und die es ihr häufig zu ihrer aller Nutzen ermöglichten, der Ungeduld Mrs. Dashwoods entgegenzuwirken, die meistens eine Unklugheit herbeigeführt haben würde. Sie besaß ein treffliches Herz, ein liebevolles Wesen und war starker Gefühle fähig, die sie jedoch zu beherrschen wußte; und das war etwas, was ihre Mutter nie gelernt hatte – und was eine ihrer Schwestern beschlossen hatte, sich niemals beibringen zu lassen.

Mariannes Fähigkeiten glichen denen Elinors in vieler Hinsicht. Sie war vernünftig und klug, doch in allen Dingen ungestüm; in ihrem Kummer und ihrer Freude konnte es keine Mäßigung geben. Sie war großmütig, liebenswürdig und anziehend, doch war sie alles andere als umsichtig. Die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter war auffallend groß.

Elinor sah dieses Übermaß an Empfindsamkeit bei ihrer Schwester mit Besorgnis, doch Mrs. Dashwood schätzte und liebte es. Sie bestärkten sich jetzt gegenseitig in der Heftigkeit ihres Kummers. Der unsagbare Schmerz, der sie anfangs überwältigte, wurde vorsätzlich wiederbelebt, wurde gesucht und immer wieder neu entfacht. Sie gaben sich ganz und gar ihrem Kummer hin und suchten bei jeder Betrachtung, die dazu Anlaß bot, ihr Elend zu vergrößern, und wehrten sich gegen den Gedanken, jemals in Zukunft Trost zuzulassen. Elinor war ebenfalls tief betrübt, aber dennoch konnte sie kämpfen, konnte ihr Bestes tun. Sie konnte sich mit ihrem Bruder beraten, konnte ihre Schwägerin bei ihrer Ankunft empfangen und sie mit angemessener Aufmerksamkeit behandeln; und sie konnte sich bemühen, ihre Mutter zu gleicher Anstrengung zu bewegen und sie zu gleicher Nachsicht zu ermuntern.

Margaret, die andere Schwester, war ein heiteres und freundliches Mädchen; doch da sie sich bereits ein gutes Teil von Mariannes schwärmerischer Art zu eigen gemacht hatte, ohne jedoch viel von deren Verstand zu besitzen, versprach sie mit ihren dreizehn Jahren noch nicht später im Leben ihren Schwestern zu gleichen.

## Kapitel 2

Mrs. John Dashwood ließ sich nun als Herrin in Norland nieder; und ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerinnen wurden zu Besuchern herabgewürdigt. Als solche wurden sie jedoch von ihr mit ruhiger Höflichkeit behandelt und von ihrem Gatten mit soviel Freundlichkeit, wie er sie – abgesehen von sich selbst, seiner Frau und seinem Kind – gegen jedermann sonst aufzubringen imstande war. Er drängte sie

in der Tat mit einer gewissen Ernsthaftigkeit, Norland als ihr Heim zu betrachten; und da Mrs. Dashwood kein Plan so annehmbar erschien, wie der, dort zu bleiben, bis sie in der Nachbarschaft ein Haus für sich finden würde, wurde die Einladung akzeptiert.

Ein Verbleiben an dem Ort, wo alles sie an frühere Freuden erinnerte, war genau das, was ihrem Herzen zusagte. In heiteren Zeiten konnte es kein Gemüt geben, das heiterer war als das ihre und dem in einem höheren Maße diese zuversichtliche Hoffnung auf Glück innewohnte, die das Glück selbst ist. Doch im Kummer wurde sie in gleicher Weise von ihrer Laune fortgerissen, und sie war dann einem Trost ebensowenig zugänglich, wie ihr Frohsinn in guten Zeiten getrübt werden konnte.

Mrs. John Dashwood war keinesfalls mit dem einverstanden, was ihr Gatte für seine Schwestern tun wollte. Dreitausend Pfund dem Vermögen ihres lieben kleinen Jungen zu entziehen, würde ihn in der schrecklichsten Weise verarmen. Sie bat ihn, sich die Sache noch einmal zu überlegen. Wie konnte er es vor sich selbst verantworten, das Kind, und zudem noch sein einziges, einer so hohen Summe zu berauben? Und welchen Anspruch konnten die Misses Dashwood, die doch nur Halbgeschwister von ihm waren – was ihrer Meinung nach überhaupt keine Verwandtschaft bedeutete –, denn darauf haben, daß er sich mit einer so hohen Summe derart großzügig zeigte. Man wisse sehr wohl, daß zwischen den Kindern eines Mannes aus verschiedenen Ehen niemals Zuneigung zu erwarten sei; und warum sollte er sich und ihren armen kleinen Harry ruinieren, indem er all sein Geld an seine Halbschwestern fortgab?

»Es war die letzte Bitte meines Vaters an mich«, entgegnete ihr Gatte, »seine Witwe und seine Töchter zu unterstützen.«

»Ich darf wohl behaupten, daß er nicht wußte, was er da sagte; zehn zu eins, daß er zu der Zeit wirr im Kopf war. Wäre er bei Sinnen gewesen, hätte er nicht daran denken können, dich darum zu bitten, deinem eigenen Kind die Hälfte deines Vermögens zu entziehen.«

»Er hat keine bestimmte Summe festgelegt, meine liebe Fanny; er hat mich nur ganz allgemein gebeten, sie zu unterstützen und ihre Lage angenehmer zu machen, als es in seiner Macht lag. Vielleicht wäre es ebensogut gewesen, wenn er es gänzlich mir überlassen hätte. Er konnte kaum annehmen, daß ich nicht für sie sorgen würde. Aber da er mir das Versprechen abforderte, mußte ich es ihm schon geben; zumindest habe ich es damals so gesehen. Das Versprechen wurde also gegeben und muß erfüllt werden. Etwas muß für sie getan werden, sobald sie Norland verlassen und ein neues Haus beziehen.«

»Nun gut, dann *laß* uns etwas für sie tun; aber dieses *Etwas* müssen nicht dreitausend Pfund sein. Überlege bitte«, fügte sie hinzu, »daß das Geld, wenn man sich einmal davon getrennt hat, niemals zurückkommen kann. Deine Schwestern werden heiraten, und es wird für immer weg sein. Wenn es allerdings unserem armen kleinen Jungen jemals wieder zurückgegeben werden könnte . . .«

»Ja, gewiß«, sagte ihr Gatte sehr ernst, »das würde die Sache völlig ändern. Es mag die Zeit kommen, wo Harry bedauert, daß man eine so große Summe fortgegeben hat. Wenn er zum Beispiel eine zahlreiche Familie haben sollte, wären dreitausend Pfund eine sehr gelegene Aufbesserung.«

»Allerdings.«

»Dann wäre es vielleicht besser für alle, wenn die Summe um die Hälfte verringert würde. Fünfhundert Pfund würden eine gewaltige Erhöhung ihres Vermögens bedeuten.«

»O ja, eine außerordentliche! Welcher Bruder auf der Welt würde auch nur halb soviel für seine Schwestern tun, selbst wenn sie wirklich seine Schwestern wären! Denn wie die Sache steht, sind es ja nur Halbschwestern! – Aber du hast eben eine so großmütige Gesinnung!«

»Ich würde nichts Unwürdiges tun wollen«, erwiderte er. »Man sollte bei solchen Anlässen eher zuviel als zuwenig tun. Zumindest kann dann niemand denken, ich hätte nicht genug für sie getan; sogar sie selber können kaum mehr erwarten.«

»Man kann nie wissen, was *sie* erwarten«, sagte seine Gattin, »aber wir sollten nicht an *ihre* Erwartungen denken; die Frage ist doch, was du dir leisten kannst.«

»Natürlich, und ich denke, ich kann es mir leisten, ihnen jeweils fünfhundert Pfund zu geben. Wie die Sache steht, wird jede von ihnen, ohne eine zusätzliche Summe von mir, beim Tod ihrer Mutter mehr als dreitausend Pfund haben; ein sehr beträchtliches Vermögen für eine jede junge Frau.«

»Gewiß ist es das, und es scheint mir in der Tat, daß sie überhaupt nichts zusätzlich brauchen. Sie werden zehntausend Pfund haben, die unter ihnen zu teilen sind. Wenn sie heiraten, werden sie bestimmt eine gute Partie machen; und wenn das nicht der Fall ist, können sie doch alle zusammen ganz sorgenfrei von den Zinsen der zehntausend Pfund leben.«

»Das ist sehr richtig, und deshalb weiß ich gar nicht, ob es im ganzen gesehen nicht ratsamer wäre, lieber etwas für ihre Mutter zu deren Lebzeiten zu tun als für die Töchter; ich meine, etwas von der Art einer Jahresrente. Meine Schwestern würden ebenso die guten Auswirkungen davon zu spüren bekommen wie sie selbst. Mit zusätzlichen einhundert Pfund im Jahr könnten sie alle sehr gut leben.«

Doch seine Gattin zögerte ein wenig, ihre Zustimmung zu diesem Plan zu geben.

»Sicher«, sagte sie, »ist es besser, als auf einmal fünfzehnhundert Pfund wegzugeben. Aber schließlich, wenn Mrs. Dashwood noch fünfzehn Jahre leben sollte, dann sind wir gewaltig reingefallen.«

»Fünfzehn Jahre! Meine liebe Fanny; sie kann nicht mehr halb so lange leben.«

»Sicherlich nicht; aber wie du beobachten kannst, leben Leute, wenn ihnen irgendeine Jahresrente zu zahlen ist, ewig; und sie ist sehr kräftig und gesund und erst kaum vierzig. Eine Jahresrente ist eine sehr ernste Angelegenheit; sie ist immer wieder zu zahlen, jedes Jahr, und man kann nicht davon freikommen. Dir ist nicht klar, was du tust. Ich habe eine Menge Schwierigkeiten mit Jahresrenten erlebt, denn meine Mutter war durch das Testament meines Vaters mit der Zahlung von drei solchen Renten an ausgediente alte Dienstboten belastet, sie fand das ungemein lästig. Zweimal im Jahr waren diese Renten zu zahlen; und dann war da noch die Schwierigkeit, es ihnen zukommen zu lassen, und dann hieß es, einer von ihnen wäre gestorben, und hinterher stellte es sich heraus, daß es gar nicht stimmte. Meine Mutter hatte das gründlich satt. Ihr Einkommen gehöre ihr nicht mehr bei solchen beständigen Forderungen, sagte sie; und es war um so unfreundlicher von meinem Vater, als das Geld andernfalls meiner Mutter vollständig zur Verfügung gestanden hätte, ohne irgendwelche Einschränkungen. Das hat mir Jahresrenten so verhaßt gemacht, daß ich mich um nichts in der Welt auf die Zahlung einer solchen festlegen würde.«

»Es ist gewiß eine unerfreuliche Sache«, erwiderte Mr. Dashwood, »jedes Jahr einen solchen Aderlaß an seinem Einkommen zu haben. Dein Vermögen ist, wie deine Mutter ganz richtig sagt, dann nicht mehr dein eigen. An die regelmäßige Zahlung einer solchen Summe an jedem Zahltag gebunden zu sein, ist auf keinen Fall wünschenswert; es nimmt einem die Unabhängigkeit.«

»Zweifellos; und letzten Endes erhält man keinen Dank dafür. Sie glauben sich sicher und meinen, man tue ja nicht mehr, als was sie verlangen können, und es ruft keinerlei Dankbarkeit hervor. An deiner Stelle würde ich, was immer ich täte, ganz nach meinem Belieben handeln. Ich würde mich nicht verpflichten, ihnen irgend etwas



jährlich zukommen zu lassen. Es könnte Jahre geben, in denen es sehr ungelegen kommt, hundert oder selbst fünfzig Pfund von unserem eigenen Lebensunterhalt zu erübrigen.«

»Ich glaube, du hast recht, meine Liebe; es wird besser sein, hier nicht an eine Jahresrente zu denken; was immer ich ihnen gelegentlich geben mag, wird eine weit bessere Unterstützung sein als eine feste jährliche Zuwendung. Denn wenn sie sich eines höheren Einkommens sicher wären, würde das nur auf einen großzügigeren Lebensstil hinauslaufen; und am Ende des Jahres wären sie nicht um einen Sixpence reicher. Das wird gewiß das allerbeste sein. Ein Geschenk von fünfzig Pfund ab und an wird verhindern, daß sie in Geldnot sind, und das würde, denke ich, vollauf das Versprechen gegenüber meinem Vater erfüllen.«

»Ganz bestimmt wird es das. In der Tat bin ich, um die Wahrheit zu sagen, selbst fest überzeugt, daß dein Vater gar nicht meinte, du solltest ihnen überhaupt Geld geben. Ich möchte behaupten, die Unterstützung, an die er dachte, war nur von der Art, wie sie vernünftigerweise von dir erwartet werden konnte: zum Beispiel Ausschau halten nach einem komfortablen kleinen Haus für sie, ihnen helfen, ihre Sachen zu befördern und ihnen in der Saison Geschenke an Fisch, Wild und dergleichen zu schicken. Ich wette mein Leben, daß er an nichts weiter gedacht hat; wirklich, alles andere wäre doch höchst seltsam und unvernünftig. Überlege nur, mein lieber Dashwood, wie außerordentlich gut deine Stiefmutter und ihre Töchter von den Zinsen ihrer siebentausend Pfund leben können – und dann sind da noch die eintausend Pfund, die jedes der Mädchen besitzt und die jedem von ihnen fünfzig Pfund im Jahr einbringen; natürlich werden sie ihrer Mutter davon ihre Beköstigung bezahlen. Insgesamt werden sie zusammen fünfhundert Pfund im Jahr haben, und was in aller Welt können sich vier Frauen mehr wünschen? Sie werden so billig leben! Ihre Haushaltung wird sie so gut wie nichts kosten. Sie werden keine Kutsche, keine Pferde und kaum Dienerschaft haben; sie werden keine Bekanntschaften pflegen und können keine Nebenausgaben irgendwelcher Art haben! Denk dir nur, wie wohlversorgt sie sein werden! Fünfhundert im Jahr! Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie sie auch nur die Hälfte davon verbrauchen können; daran zu denken, ihnen noch mehr zu geben, ist völlig absurd. Sie werden viel eher imstande sein, *dir* etwas zu geben.«

»Auf mein Wort«, sagte Mr. Dashwood, »ich glaube, du hast vollkommen recht. Mein Vater konnte mit seiner Bitte an mich nichts weiter meinen als das, was du sagst. Mir ist das jetzt völlig klar, und ich werde meine Verpflichtungen mit solcherart Unterstützung und Gefälligkeiten erfüllen, wie du sie beschrieben hast. Wenn meine Mutter in ein anderes Haus umzieht, werde ich ihr meine Dienste, soweit es mir

möglich ist, bereitwillig zur Verfügung stellen, um sie einzuquartieren. Ein kleines Geschenk an Möbeln mag dann ebenfalls willkommen sein.«

»Gewiß«, erwiderte Mrs. John Dashwood. »Eins muß jedoch bedacht werden. Als dein Vater und deine Mutter nach Norland zogen, wurden zwar die Möbel von Stanhill verkauft, doch das ganze Porzellan, Silber und Linnen haben sie behalten, und es gehört jetzt deiner Mutter. Ihr Haus wird deshalb fast vollständig ausgestattet sein, sobald sie es übernimmt.«

»Das ist zweifellos eine wichtige Überlegung. In der Tat, ein wertvolles Erbe! Und doch wäre einiges von dem Silber eine sehr erfreuliche Ergänzung für unser eigenes Inventar hier gewesen.«

»Ja, und das Frühstücksporzellan-Service ist doppelt so schön wie das zu diesem Haus gehörige. Viel zu schön, meiner Meinung nach, für jeden Ort, an dem zu leben *sie* sich jemals leisten können. Aber so ist es nun einmal. Dein Vater dachte nur an *sie*. Und ich muß dir sagen, daß du ihm keine besondere Dankbarkeit oder Beachtung seiner Wünsche schuldest, denn wir wissen sehr wohl, daß er fast alles in der Welt *ihnen* hinterlassen hätte, wenn es ihm nur möglich gewesen wäre.«

Dieses Argument war übermächtig. Es gab ihm die Entschlußkraft, an der es ihm zuvor gemangelt hatte; und er entschied am Ende, daß es absolut unnötig, wenn nicht gar höchst unschicklich wäre, mehr für die Witwe und die Kinder seines Vaters zu tun als solche nachbarlichen Hilfeleistungen, wie seine Gattin sie genannt hatte.

### Kapitel 3

Mrs. Dashwood blieb mehrere Monate in Norland, doch tat sie das keineswegs, weil sie abgeneigt war, fortzuziehen, als der Anblick jedes wohlbekannten Fleckchens mit der Zeit nicht mehr so heftige Gefühle hervorrief, wie dies eine Zeitlang der Fall war; denn als ihre Lebensgeister allmählich wieder erwachten und sie wieder zu anderen Gedanken als zur Steigerung ihres Kammers durch schmerzliche Erinnerungen imstande war, wünschte sie ungeduldig, fortzukommen, und war unermüdlich in ihren Erkundigungen nach einem geeigneten Wohnsitz in der Nachbarschaft von Norland. Denn weit von diesem geliebten Ort fortzuziehen, war ihr unmöglich. Doch sie konnte kein Haus in Erfahrung bringen, das ihren Vorstellungen von Bequemlichkeit und Ruhe sofort entsprochen und der Umsicht ihrer ältesten Tochter zugesagt hätte, deren solideres Urteil mehrere Häuser als zu groß für ihr Einkommen zurückwies, die ihre Mutter gutgeheißen hätte.

Mrs. Dashwood war von ihrem Gatten von dem feierlichen Versprechen seines Sohnes, sie zu unterstützen, unterrichtet worden, das seinen letzten Gedanken auf Erden Trost gab. Sie zweifelte so wenig an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung, als er es selbst getan hatte, und sie dachte um ihrer Töchter willen mit Genugtuung daran, wenngleich sie für sich selbst überzeugt war, daß sie mit viel weniger als siebentausend Pfund reichlich versorgt sein würde. Auch um ihres Stiefsohnes und seines guten Herzens willen freute sie sich; und sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihn vorher so ungerecht eingeschätzt hatte, da sie ihn jeglicher Großzügigkeit für unfähig hielt. Sein aufmerksames Verhalten ihr und seinen Schwestern gegenüber überzeugte sie, daß ihm ihr Wohlergehen am Herzen lag, und lange Zeit vertraute sie fest auf die Großzügigkeit seiner Vorsätze.

Die Verachtung, die sie schon in einem sehr frühen Stadium ihrer Bekanntschaft für ihre Schwiegertochter empfunden hatte, steigerte sich noch beträchtlich, als sie deren Charakter während des halben Jahres ihres Aufenthaltes in der Familie noch besser kennenlernte. Und trotz aller Rücksicht auf Höflichkeit oder mütterliches Wohlwollen seitens Mrs. Dashwoods hätten es die beiden Damen vielleicht unmöglich gefunden, so lange miteinander zu leben, wäre nicht ein besonderer Umstand eingetreten, der nach Meinung von Mrs. Dashwood das weitere Verbleiben ihrer Töchter in Norland noch wünschenswerter machte.

Dieser Umstand war eine wachsende Zuneigung zwischen ihrer ältesten Tochter und dem Bruder Mrs. John Dashwoods, einem vornehmen und einnehmenden jungen Mann, dessen Bekanntschaft sie bald nach dem Einzug seiner Schwester in Norland gemacht hatten und der seitdem den größten Teil seiner Zeit dort verbracht hatte.

Einige Mütter hätten diese Vertrautheit vielleicht aus eigennützigen Motiven unterstützt, denn Edward Ferrars war der älteste Sohn eines Mannes, der sehr reich gestorben war; andere wiederum hätten sie möglicherweise aus Gründen der Vernunft unterbunden, denn außer einer geringfügigen Summe hing sein gesamtes Vermögen vom Testament seiner Mutter ab. Doch Mrs. Dashwood war von beiden Überlegungen gleichermaßen unbeeinflusst. Es genügte ihr, daß er liebenswürdig zu sein schien, daß er ihre Tochter liebte und daß Elinor seine Zuneigung erwiderte. Es widersprach all ihren Grundsätzen, daß unterschiedliche Vermögensverhältnisse ein Paar trennen sollten, das sich durch die Ähnlichkeit der Neigungen zueinander hingezogen fühlte; und daß Elinors Vorzüge nicht von jedem, der sie kannte, gewürdigt werden könnten, war nach ihrem Verständnis unmöglich.

Edward Ferrars empfahl sich ihrer guten Meinung nicht durch einen besonderen Charme in seinem Äußeren oder Benehmen. Er sah nicht besonders gut aus, und seine Umgangsformen bedurften der Vertrautheit, um sie angenehm zu machen. Er war zu schüchtern, um seine Vorzüge geltend zu machen; doch wenn er seine natürliche Zurückhaltung überwand, ließ sein Verhalten alle Anzeichen eines offenen und liebevollen Herzens erkennen. Er hatte einen guten Verstand, den seine Bildung mit solidem Wissen versehen hatte. Doch war er weder seinen Fähigkeiten noch seinen Neigungen nach geeignet, den Wünschen seiner Mutter und seiner Schwester zu entsprechen, die ihn zu gern – sie wußten kaum, als was – mit Rang und Namen sehen wollten. Sie wünschten, daß er auf irgendeine Weise eine glänzende Rolle in der Welt spielen sollte. Seine Mutter wünschte ihn an Politik zu interessieren, ihn ins Parlament zu bringen oder ihn mit einigen der bedeutenden Männer der Gegenwart in Verbindung zu sehen. Mrs. John Dashwood wünschte dies ebenfalls; doch in der Zwischenzeit, bis eine dieser höheren Segnungen erreicht werden konnte, hätte es ihren Ehrgeiz besänftigt, ihn einen Landauer fahren zu sehen. Doch Edward hatte keinen Sinn für bedeutende Männer oder Landauer. All seine Wünsche waren auf häusliche Behaglichkeit und die Ruhe eines Privatlebens gerichtet. Glücklicherweise hatte er einen jüngeren Bruder, der vielversprechender war.

Edward hatte sich schon mehrere Wochen im Hause aufgehalten, bevor er die Aufmerksamkeit Mrs. Dashwoods stärker auf sich lenkte; denn sie war in dieser Zeit so von Kummer gebeugt, daß es sie achtlos gegenüber allem machte, was sie umgab. Sie sah nur, daß er ruhig und unaufdringlich war, und sie mochte ihn dafür. Er störte ihren unglücklichen Gemütszustand nicht durch eine ungelegene Unterhaltung. Doch durch eine Bemerkung, die Elinor eines Tages zufällig über den Unterschied zwischen ihm und seiner Schwester machte, wurde sie zum erstenmal angeregt, ihn weiter zu beobachten und zu prüfen. Das war ein Gegensatz, der ihn sehr eindringlich ihrer Mutter empfahl.

»Das genügt«, erklärte sie; »zu sagen, daß er ganz anders als Fanny ist, genügt. Das schließt alles ein, was liebenswürdig ist. Ich mag ihn schon jetzt.«

»Du wirst ihn bestimmt gern haben«, sagte Elinor, »wenn du ihn noch besser kennenlernenst.«

»Ihn gern haben!« erwiderte die Mutter mit einem Lächeln. »Ich kenne kein Gefühl der Wertschätzung, das geringer ist als Liebe.«

»Du könntest ihn achten.«

»Ich habe noch nie Achtung und Liebe zu trennen gewußt.«

Mrs. Dashwood bemühte sich nun, mit ihm vertraut zu werden. Ihr Verhalten ihm gegenüber war gewinnend und nahm ihm seine Zurückhaltung. Sie erkannte sehr rasch alle seine Vorzüge; das Wissen um seine achtungsvolle Zuneigung zu Elinor unterstützte vielleicht ihre Einsicht; doch sie war sich seines Wertes wirklich sicher; und selbst seine stille Art, die all ihren festen Vorstellungen davon, wie die Huldigungen eines jungen Mannes aussehen sollten, widersprach, erschien ihr nun nicht mehr reizlos, als sie erkannte, daß er ein warmes Herz und ein liebevolles Wesen besaß.

Kaum hatte sie in seinem Verhalten Elinor gegenüber Anzeichen von Liebe wahrgenommen, als sie die ernste Zuneigung der beiden zueinander auch schon als sicher betrachtete und ihre Heirat rasch herbeikommen sah.

»In wenigen Monaten, meine liebe Marianne«, sagte sie, »wird Elinor aller Wahrscheinlichkeit nach verheiratet sein. Wir werden sie vermissen, aber *sie* wird glücklich sein.«

»O Mama! Wie sollen wir ohne sie auskommen?«

»Meine Liebe, es wird kaum eine Trennung sein. Wir werden nur ein paar Meilen voneinander entfernt leben und jeden Tag unseres Lebens zusammenkommen. Du wirst einen Bruder gewinnen – einen wahren, liebevollen Bruder. Ich habe die höchste Meinung der Welt von Edwards Herzen. Aber du siehst ernst aus, Marianne; bist du nicht einverstanden mit der Wahl deiner Schwester?«

»Vielleicht«, sagte Marianne, »überrascht es mich doch ein wenig. Edward ist ganz reizend, und ich liebe ihn von Herzen. Und doch ist er nicht, wie ein junger Mann sein sollte – da fehlt etwas, seine Erscheinung ist nicht eindrucksvoll, sie hat nichts von dem Charme, den ich bei dem Mann erwarten würde, der meine Schwester ernsthaft für sich einnehmen könnte. Seine Augen lassen all die Lebhaftigkeit, das Feuer vermissen, die zugleich Tugend und Intelligenz verkünden. Und zu alledem, Mama, fürchte ich, daß er keinen wirklichen Geschmack hat. Musik scheint ihn kaum zu fesseln, und obgleich er Elinors Zeichnungen sehr bewundert, ist es nicht die Bewunderung eines Menschen, der ihren Wert erkennen kann. Es ist offensichtlich, daß er, obgleich er ihr beim Malen häufig aufmerksam zusieht, tatsächlich nichts von der Sache versteht. Er bewundert als Liebender, nicht als Kenner. Um *mich* zu befriedigen, müßten diese Eigenschaften vereint sein. Ich könnte nicht glücklich sein mit einem Mann, dessen Geschmack nicht in jedem Punkt mit meinem eigenen

übereinstimmt. Er muß sich in alle meine Gefühle hineinversetzen können; die gleichen Bücher, die gleiche Musik müssen uns beide entzücken. O Mama, wie unbeseelt, wie gesetzt war Edwards Vortrag, als er uns gestern abend vorlas! Elinor hat mir unendlich leid getan. Doch sie ertrug es mit soviel Fassung, sie schien es kaum zu bemerken. Ich konnte mich fast nicht auf meinem Platz halten. Diese wunderbaren Verse, die mich oft ganz wild gemacht haben, mit einer so unerschütterlichen Ruhe, einer so schrecklichen Gleichgültigkeit gesprochen zu hören!«

»Er wäre sicher einem einfachen, eleganten Prosawerk besser gerecht geworden. Ich hatte das damals auch gedacht; aber du wolltest ihm ja unbedingt Cowper geben.«

»Nein, Mama, wenn ihn nicht einmal Cowper animiert! Aber wir müssen bedenken, daß die Neigungen der Menschen verschieden sind. Elinor fühlt nicht so wie ich, und deshalb mag sie vielleicht darüber hinwegsehen und glücklich mit ihm sein. Aber wenn ich ihn lieben würde, hätte es mir das Herz gebrochen, ihn mit so wenig Gefühl lesen zu hören. Mama, je mehr ich von der Welt sehe, desto mehr bin ich überzeugt, daß ich niemals einem Mann begegnen werde, den ich wirklich lieben kann. Ich verlange so viel! Er muß Edwards sämtliche Vorzüge haben, und seine Erscheinung und seine Umgangsformen müssen seiner Güte höchsten Charme verleihen.«

»Vergiß nicht, meine Liebe, daß du noch keine siebzehn Jahre alt bist. Es ist noch zu früh im Leben, an einem solchen Glück zu verzweifeln. Warum solltest du weniger Glück haben als deine Mutter? In einem Umstand nur, meine liebe Marianne, möge dein Schicksal anders sein als das meine!«

## Kapitel 4

»Wie schade, Elinor«, sagte Marianne, »daß Edward keinen Sinn für die Zeichenkunst hat.«

»Keinen Sinn für die Zeichenkunst«, erwiderte Elinor, »warum denkst du das? Er zeichnet nicht selbst, das nicht, aber er hat großes Vergnügen daran, die Werke anderer Leute zu betrachten; und ich versichere dir, es mangelt ihm keineswegs an natürlichem Geschmack, er hatte nur keine Gelegenheit, ihn zu vervollkommen. Hätte er jemals die Möglichkeit gehabt, es zu lernen, würde er gewiß sehr gut zeichnen. Er mißtraut seinem eigenen Urteil in solchen Dingen so sehr, daß er stets abgeneigt ist, seine Meinung zu einem Bild abzugeben; aber er besitzt eine angeborene Eigenheit und Klarheit des Geschmacks, die ihn im allgemeinen vollkommen richtig leiten.«

Marianne fürchtete, sie zu kränken, und sagte nichts weiter dazu; doch diese Art Beifall, die Elinor meinte, als sie von seiner Freude an den Zeichnungen anderer Leute sprach, war weit entfernt von diesem höchsten Entzücken, das man nach ihrer Meinung allein einen *wirklichen Sinn für etwas haben* nennen könnte. Doch obgleich sie innerlich über diesen Irrtum lächelte, respektierte sie doch die blinde Parteilichkeit für Edward, die ihn hatte aufkommen lassen.

»Ich hoffe, Marianne«, fuhr Elinor fort, »du glaubst nicht, daß es ihm ganz allgemein an Geschmack mangelt. Ich möchte sogar sagen, daß du das gar nicht kannst, denn dein Verhalten ihm gegenüber ist durchaus freundlich und offenherzig, und wenn du wirklich der Meinung wärst, er habe keinen Geschmack, würdest du bestimmt niemals so höflich zu ihm sein.«

Marianne wußte kaum, was sie darauf sagen sollte. Sie wollte auf keinen Fall die Gefühle ihrer Schwester verletzen. Und doch war es ihr unmöglich, etwas zu sagen, was sie nicht selbst glaubte. Schließlich erwiderte sie: »Sei nicht gekränkt, Elinor, wenn mein Lob für ihn nicht in allem deinem Verständnis für seine Verdienste gleicht. Ich habe nicht so oft Gelegenheit gehabt, seine kleineren Eigenheiten, seine Neigungen und seinen Geschmack zu beurteilen wie du, aber ich habe die höchste Meinung der Welt von seiner Güte und seinem Verstand. Ich halte ihn für außerordentlich achtbar und liebenswürdig.«

»Ich bin sicher«, erwiderte Elinor mit einem Lächeln, »daß selbst seine liebsten Freunde nicht unzufrieden wären mit einem solchen Lob. Ich wüßte nicht, wie du noch wärmere Worte finden könntest.«

Marianne freute sich, daß ihre Schwester so leicht zufriedenzustellen war.

»Über seine Vernunft und seine Güte, denke ich«, fuhr Elinor fort, »kann niemand im Zweifel sein, der oft genug mit ihm zusammen war, um sich mit ihm ungezwungen unterhalten zu können. Seine ausgezeichneten Kenntnisse und Grundsätze können allein durch jene Scheu verborgen bleiben, die ihn allzu oft schweigen läßt. Du kennst ihn genug, um seinen ganzen Wert zu würdigen. Aber von seinen kleineren Eigenheiten, wie du es nennst, hast du wegen der besonderen Umstände weniger erfahren als ich. Ich bin mit ihm sehr häufig zusammengekommen, während du in so liebevoller Weise vollkommen von unserer Mutter in Anspruch genommen warst. Ich habe ihn sehr viel gesehen, habe einen Einblick in seine Gedanken und Empfindungen gewonnen und seine Meinungen über Literatur und Dinge des Geschmacks gehört; und im ganzen gesehen wage ich zu behaupten, daß er vielseitig gebildet ist, daß sein Vergnügen an Büchern außerordentlich groß ist, daß er eine lebhafte Vorstellungskraft

besitzt, daß seine Beobachtungen gerecht und richtig sind und daß er einen feinsinnigen, unverfälschten Geschmack hat. Seine Fähigkeiten ebenso wie seine Umgangsformen und seine Erscheinung gewinnen bei näherem Kennenlernen in jeder Hinsicht. Auf den ersten Blick ist sein Benehmen gewiß nicht eindrucksvoll, und man kann ihn kaum gutaussehend nennen, bis man den Ausdruck seiner Augen, die ungewöhnlich angenehm sind, und seine so liebenswürdigen Gesichtszüge wahrnimmt. Ich kenne ihn jetzt so gut, daß ich finde, er sieht wirklich gut aus – oder zumindest fast. Was sagst du dazu, Marianne?»

»Ich werde ihn sehr bald auch gutaussehend finden, Elinor, wenn du mir sagst, ich soll ihn als Schwager lieben; dann werde ich an seinem Gesicht genausowenig Unvollkommenheiten sehen, wie ich sie jetzt in seinem Herzen sehe.«

Elinor erschrak bei dieser Erklärung, und sie bereute den Eifer, zu dem sie sich hatte verleiten lassen, als sie von ihm sprach. Sie fühlte, daß sie eine sehr hohe Meinung von Edward hatte. Sie glaubte auch, daß diese freundschaftlichen Empfindungen gegenseitig waren; doch sie brauchte größere Gewißheit, um Mariannes Überzeugung, daß sie einander liebten, gern zu hören. Sie wußte, daß Marianne und ihre Mutter diejenigen Dinge, die sie in einem Moment vermuteten, im nächsten Moment glaubten – daß für sie, etwas zu wünschen, zu erhoffen bedeutete, und etwas zu erhoffen, es erwarten hieß. Sie versuchte, ihrer Schwester den tatsächlichen Stand der Dinge zu erklären.

Ich will nicht leugnen«, sagte sie, »daß ich sehr viel von ihm halte – daß ich ihn außerordentlich schätze, daß ich ihn gern habe.«

Marianne barst vor Empörung: »Ihn schätzen! Ihn gern haben! Kaltherzige Elinor. Ach, schlimmer als kaltherzig! Schämt sich, anders zu erscheinen. Gebrauche diese Worte noch einmal, und ich verlasse augenblicklich das Zimmer.«

Elinor mußte lachen. »Entschuldige«, sagte sie, »und sei versichert, ich wollte dich nicht beleidigen, als ich so ruhig über meine Gefühle sprach. Denke sie dir stärker, als ich sie erklärt habe; denke sie dir, kurz gesagt, so, wie es seine Vorzüge und der Verdacht – die Hoffnung auf seine Zuneigung zu mir es rechtfertigen mögen, ohne jede Unbesonnenheit oder Torheit. Aber an mehr als das darfst du nicht glauben. Ich bin keineswegs seiner freundschaftlichen Gefühle mir gegenüber gewiß. Es gibt Augenblicke, in denen der Grad seiner Freundschaft zweifelhaft scheint; und solange ich seine Gefühle nicht ganz und gar kenne, darfst du dich nicht wundern, daß ich jede Bestärkung meiner eigenen Eingenommenheit für ihn vermeiden möchte und deshalb nicht mehr glaube oder in Worte fasse, als da ist. In meinem Herzen fühle ich wenig –



fast keine – Zweifel an seiner Neigung zu mir. Aber da gibt es noch anderes zu bedenken als nur seine Zuneigung. Er ist weit davon entfernt, unabhängig zu sein. Was seine Mutter wirklich für eine Frau ist, wissen wir nicht. Aber aus Fannys gelegentlichen Bemerkungen über ihr Verhalten und ihre Meinungen hatten wir nie Anlaß, sie für angenehm zu halten; und ich müßte mich sehr irren, wenn Edward sich nicht selbst bewußt ist, daß es da viele Schwierigkeiten für ihn geben würde, wenn er eine Frau heiraten wollte, die weder ein großes Vermögen noch einen hohen Rang besitzt.«

Marianne stellte erstaunt fest, wie sehr doch die Vorstellungen ihrer Mutter und ihre eigenen über den wahren Sachverhalt hinausgeschossen waren.

»Und du bist wirklich nicht mit ihm verlobt!« sagte sie. »Doch das wird bestimmt bald geschehen. Aber zwei Vorteile werden sich aus dieser Verzögerung ergeben. Ich werde dich nicht so schnell verlieren, und Edward wird mehr Gelegenheit haben, den natürlichen Geschmack an deiner Lieblingsbeschäftigung zu verbessern, der so unbedingt notwendig für dein zukünftiges Glück sein muß. Ach, wenn er durch dein Talent so weit angeregt würde, selbst zeichnen zu lernen, wie wunderbar wäre das!«

Elinor hatte ihrer Schwester ihre wirkliche Meinung dazu gesagt. Sie konnte ihre Eingenommenheit für Edward nicht in einem so günstigen Licht sehen, wie es Marianne getan hatte. Es schien zuweilen, als fehle es ihm an Lebensfreude, und das sprach – wenn es nicht ein Zeichen von Gleichgültigkeit war – von etwas beinahe ebenso Hoffnungslosem. Angenommen, er fühlte wirklich Zweifel an ihrer Zuneigung, so hätte ihm das doch nicht mehr als Unruhe bereiten dürfen. Es wäre unwahrscheinlich, daß bloße Zweifel eine Niedergeschlagenheit hervorrufen würden, wie sie ihn häufig befiel. Einen plausibleren Grund könnte man in seiner abhängigen Lage vermuten, die ihm verbot, seiner Liebe nachzugeben. Sie wußte, daß sich seine Mutter ihm gegenüber zur Zeit weder in einer Weise verhielt, die ihm sein Zuhause angenehm machte, noch daß sie ihm irgendeine Zusicherung geben würde, daß er selbst ein Heim gründen könne, ohne sich strikt nach ihren Vorstellungen für sein Emporkommen richten zu müssen. Da Elinor das wußte, war es ihr unmöglich, in diesem Punkt unbeschwert zu sein. Sie war weit davon entfernt, auf dasjenige Ergebnis seiner Zuneigung zu ihr zu bauen, das ihre Mutter und ihre Schwester noch immer als sicher betrachteten. Ja, je länger sie zusammen waren, desto zweifelhafter schien ihr die Art seiner Zuneigung; und manchmal, während einiger quälender Minuten, glaubte sie, daß es nicht mehr als nur Freundschaft sei.

Doch wie weit diese Zuneigung auch immer gehen mochte, es war genug, um seine Schwester zu beunruhigen, als sie es bemerkte, und sie gleichzeitig – was noch üblicher bei ihr war – unhöflich werden zu lassen. Sie ergriff die erste Gelegenheit, ihrer Schwiegermutter aus diesem Anlaß offen entgegenzutreten, und sie sprach so ausdrücklich von den großen Erwartungen ihres Bruders, von Mrs. Ferrars Entschlossenheit, daß ihre beiden Söhne gute Partien machen sollten, und von den Gefahren, denen sich eine jede junge Frau aussetze, die versuche, ihn *einzuwickeln*, daß sich Mrs. Dashwood weder unwissend stellen noch um Ruhe bemühen konnte. Sie gab ihr eine Antwort, die ihre Verachtung zum Ausdruck brachte, und verließ augenblicklich das Zimmer; und sie beschloß – wie groß auch die Unbequemlichkeiten und Ausgaben eines so plötzlichen Auszuges sein mochten –, daß ihre geliebte Elinor keine weitere Woche solchen Anspielungen ausgesetzt sein sollte.

Während sie sich in diesem Gemütszustand befand, wurde ihr mit der Post ein Brief zugestellt, der gerade zur rechten Zeit einen Vorschlag für sie enthielt. Es ging um das Angebot eines kleinen Hauses zu sehr günstigen Bedingungen, das einem Verwandten von ihr gehörte, einem Herrn von Einfluß und Vermögen. Der Brief kam von diesem Herrn selbst und war in wahren Geist freundlichen Entgegenkommens geschrieben. Wie er hörte, benötige sie eine Wohnung, und obgleich das Haus, das er ihr jetzt anbiete, nur ein kleines Landhaus sei, versicherte er ihr, daß alles, was sie für nötig befand, daran vorgenommen werden sollte, falls ihr seine Lage gefiele. Er drängte sie, nachdem er ihr die näheren Angaben zu dem Haus und dem Garten gemacht hatte, ernsthaft, mit ihren Töchtern nach Barton Park, dem Ort seines eigenen Wohnsitzes, zu kommen, von wo sie selbst beurteilen könne, ob Barton Cottage – denn die Häuser lägen in der gleichen Gemeinde – durch irgendwelche Veränderungen zu ihrem Wohlbefinden hergerichtet werden könne. Er schien tatsächlich sehr bestrebt, ihnen eine Unterkunft zu bieten, und der ganze Brief war in einem so freundlichen Ton geschrieben, daß er nicht verfehlen konnte, seiner Cousine eine große Freude zu machen – ganz besonders in einem Augenblick, da sie unter dem kalten und gefühllosen Verhalten ihrer viel näheren Angehörigen litt. Sie benötigte keine Zeit für weitere Überlegungen oder Erkundigungen. Ihr Entschluß wurde noch während des Lesens gefaßt. Die Lage von Barton in einer von Sussex so weit entfernten Grafschaft wie Devonshire, die noch ein paar Stunden zuvor ausreichend gewesen wäre, um jeden möglichen Vorteil, den dieser Ort sonst bot, außer acht zu lassen, empfahl ihn nun an erster Stelle. Die Nachbarschaft von Norland zu verlassen, war jetzt kein Unglück mehr, sondern sogar wünschenswert; es war ein Segen im Vergleich mit dem elenden Zustand, weiterhin Gast ihrer Schwiegertochter zu sein; und von dem geliebten Ort für immer fortzuziehen würde weniger schmerzlich sein, als ihn zu

bewohnen oder zu besuchen, während eine solche Frau seine Herrin war. Sie schrieb sofort an Sir John Middleton, dankte ihm für seine Freundlichkeit und erklärte ihm, daß sie mit seinem Vorschlag einverstanden sei; und dann eilte sie, ihren Töchtern beide Briefe zu zeigen, um sich ihrer Zustimmung zu versichern, bevor die Antwort abgeschickt würde.

Elinor hatte immer schon gemeint, daß es klüger für sie wäre, sich in einiger Entfernung von Norland niederzulassen als unmittelbar zwischen ihren gegenwärtigen Bekannten. Was das betraf, hatte sie also keinen Grund, der Absicht ihrer Mutter, nach Devonshire zu ziehen, entgegenzutreten. Auch war das Haus, wie Sir John es beschrieb, von so schlichten Ausmaßen und die Pacht so ungemein niedrig, daß sie in keinem der Punkte ein Recht zum Einspruch haben konnte; und obgleich dieser Plan keinen Reiz für sie hatte und es keineswegs ihr Wunsch war, so weit von Norland fortzuziehen, unternahm sie deshalb keinen Versuch, ihrer Mutter davon abzuraten, den Brief mit ihrer Zustimmung abzuschicken.

## Kapitel 5

Kaum war ihre Antwort abgesandt, als sich Mrs. Dashwood auch schon das Vergnügen machte, ihrem Stiefsohn und seiner Gattin anzukündigen, daß ihr ein Haus zur Verfügung stehe und sie ihnen nun nicht mehr länger zur Last fallen würde, als bis alles für sie bereit war, um es zu bewohnen.— Sie hörten es mit Verwunderung. Mrs. John Dashwood sagte nichts; doch ihr Gatte gab höflich seiner Hoffnung Ausdruck, daß sie sich doch wohl nicht weit von Norland niederlassen würden. Es verschaffte ihr große Genugtuung zu erwidern, daß sie nach Devonshire zögen. Als Edward das hörte, wandte er sich ihr hastig zu und wiederholte in einem Ton der Überraschung und Beunruhigung, der für sie keinerlei Erklärung bedurfte: »Devonshire! Ziehen Sie tatsächlich dorthin? So weit weg von hier? Und in welchen Teil von Devonshire?« Sie erklärte ihm die Lage. Es war vier Meilen nördlich von Exeter.

»Es ist zwar nur ein kleines Landhaus«, fuhr sie fort, »aber ich hoffe, viele meiner Freunde darin zu empfangen. Ein paar Räume können leicht angebaut werden; und wenn meine Freunde keine Schwierigkeiten haben, so weit zu reisen, um mich zu besuchen, dann werde ich gewiß auch keine haben, sie unterzubringen.«

Sie schloß mit einer sehr freundlichen Einladung an Mr. und Mrs. John Dashwood, sie in Barton zu besuchen; und Edward bedachte sie mit einer noch liebenswürdigeren Einladung. Obgleich ihre letzte Unterhaltung mit ihrer Schwiegertochter sie zu dem

Entschluß hatte kommen lassen, nicht länger als unvermeidbar in Norland zu bleiben, hatte dieses Gespräch bei ihr nicht die geringste Wirkung in dem Punkt hervorgebracht, auf den es hauptsächlich gerichtet gewesen war. Edward und Elinor zu trennen lag ihr ebenso fern wie zuvor; und sie wollte Mrs. John Dashwood mit dieser absichtlich deutlichen Einladung an ihren Bruder zeigen, daß sie deren Mißbilligung einer Verbindung nicht die allergeringste Beachtung schenkte.

Mr. John Dashwood sagte seiner Mutter immer wieder, wie außerordentlich leid es ihm tue, daß sie ein Haus genommen habe, das so weit von Norland entfernt lag und ihm somit jede Möglichkeit nehme, ihr beim Umziehen behilflich zu sein. Ihn plagte bei dieser Sache wirklich das Gewissen; denn gerade die Leistung, auf die er die Erfüllung des Versprechens gegenüber seinem Vater beschränkt hatte, war durch diese Regelung undurchführbar geworden. – Die Einrichtung wurde auf dem Wasserwege geschickt. Sie bestand in der Hauptsache aus Haushaltswäsche, Silberzeug, Porzellan und Büchern und Mariannes hübschem Klavier. Mrs. John Dashwood sah die Pakete mit einem Seufzer das Haus verlassen; sie konnte nicht umhin, es als Zumutung zu empfinden, daß Mrs. Dashwood irgendwelche schönen Gegenstände besitzen sollte, da ihr Einkommen doch so gering im Vergleich mit ihrem eigenen sein würde.

Mrs. Dashwood übernahm das Haus für ein Jahr; es war fertig eingerichtet, und sie konnte es sofort in Besitz nehmen. Es gab auf keiner Seite Schwierigkeiten bei den Vereinbarungen; und sie wartete nur auf die Regelung ihrer persönlichen Habe in Norland und die ihres zukünftigen Haushalts, bevor sie sich auf den Weg nach Westen machte. Und da sie außerordentlich flink war in der Ausführung all dessen, woran ihr lag, war das bald getan. – Die Pferde, die ihr Gatte ihr hinterlassen hatte, waren bald nach seinem Tod verkauft worden, und da sich jetzt eine Gelegenheit bot, sich ihrer Kutsche zu entledigen, erklärte sie sich auf den dringenden Rat ihrer ältesten Tochter hin bereit, diese ebenfalls zu verkaufen. Wäre es nur nach ihren eigenen Wünschen gegangen, hätte sie die Kutsche für die Bequemlichkeit ihrer Kinder behalten; doch die Umsicht Elinors behielt die Oberhand. Ihre Klugheit beschränkte auch die Anzahl ihrer Bediensteten auf drei – zwei Mädchen und einen Mann, die bald aus den Reihen derer ausgewählt waren, die zuvor zum Bestand ihres Haushalts in Norland gehört hatten.

Der Mann und eins der Mädchen wurden sofort nach Devonshire geschickt, um das Haus für die Ankunft ihrer Herrin bereitzumachen; denn da Lady Middleton Mrs. Dashwood gänzlich unbekannt war, zog sie es vor, direkt ihr Haus zu beziehen, statt als Besucher zuerst nach Barton Park zu gehen; und sie vertraute so unbedingt Sir Johns Beschreibung des Hauses, daß sie keine Neugier verspürte, es selbst zu

besichtigen, bevor sie es als ihr eigen betrat. Ihre Ungeduld, von Norland fortzukommen, wurde in keiner Weise abgeschwächt, da sie die offensichtliche Zufriedenheit ihrer Schwiegertochter bei der Aussicht auf ihr Fortziehen bemerkte, die sie nur schwach unter einer kühlen Einladung, ihre Abreise doch noch zu verschieben, zu verbergen suchte. Nun war die Zeit gekommen, da ihr Stiefsohn das Versprechen, das er seinem Vater gegeben hatte, in angemessener Weise erfüllen mochte. Da er versäumt hatte, dies gleich nach seiner Ankunft auf dem Gut zu tun, mußte nun ihr Fortgang als der passendste Zeitpunkt dafür angesehen werden. Doch Mrs. Dashwood gab bald alle Hoffnungen dieser Art auf und schloß aus der Richtung, die seine Reden im allgemeinen zu nehmen pflegten, daß seine Unterstützung nicht über ihren sechs Monate währenden Unterhalt in Norland hinausgehen würde. Er sprach so häufig von den steigenden Ausgaben für die Haushaltung und den beständigen Forderungen an seinen Geldbeutel, denen ein Mann von einiger Bedeutung in der Welt in unberechenbarer Weise ausgesetzt sei, daß er eher selbst mehr Geld zu benötigen schien, als daß er vielleicht vorhaben könnte, welches fortzugeben.

Nur sehr wenige Wochen nach dem Tag, der Sir John Middletons ersten Brief nach Norland brachte, war in ihrem zukünftigen Wohnsitz alles so weit geregelt, daß sich Mrs. Dashwood und ihre Töchter auf die Reise machen konnten.

So manche Träne wurde bei ihrem letzten Lebewohl von einem so sehr geliebten Ort vergossen. »Liebes, liebes Norland!« sagte Marianne, als sie am letzten Abend ihres Aufenthaltes dort allein vor dem Haus umherwanderte; »wann werde ich aufhören, dir nachzutrauern – wann lernen, mich woanders zu Hause zu fühlen? – Ach, glückliches Haus! Wüßtest du, was ich leide, da ich dich jetzt von diesem Platz aus betrachte, von dem ich dich vielleicht nie mehr betrachten werde! – Und ihr, ihr wohlbekannten Bäume! – Doch ihr werdet die gleichen bleiben. – Kein Blatt wird verwelken, weil wir fort sind, und kein Zweig aufhören, sich zu regen, obgleich wir euch nicht mehr anschauen können! – Nein, ihr werdet unverändert bleiben; nichts ahnend von der Freude oder der Trauer, die ihr hervorruft, und unberührt von allen Veränderungen derer, die unter eurem Schatten wandeln! – Aber wer wird bleiben, um sich eurer zu erfreuen?«

## Kapitel 6

Der erste Teil ihrer Reise wurde in einer zu traurigen Stimmung zurückgelegt, als daß er anders als ermüdend und unerfreulich hätte sein können. Doch als sie sich dem Ziel näherten, ließ ihr Interesse an der Landschaft der Gegend, in der sie nun leben sollten,

ihre Niedergeschlagenheit schwinden, und der Blick auf Barton Valley, der sich ihnen bei der Einfahrt ins Tal darbot, stimmte sie wieder heiter. Es war ein erfreuliches, fruchtbares Fleckchen Erde, schön bewaldet und mit reichem Weideland. Nachdem sie über eine Meile der sich dahinwindenden Straße gefolgt waren, erreichten sie ihr Haus. Ein kleiner Vorgarten mit einem Rasen war alles, was vorn zu dem Anwesen gehörte; und ein hübsches Pförtchen bot ihnen Einlaß.

Als Wohnhaus war Barton Cottage, wenn auch klein, so doch komfortabel und solide gebaut; aber als englisches Landhaus war es unzulänglich, denn das Gebäude hatte eine ganz regelmäßige Form, das Dach war mit Ziegeln gedeckt, die Fensterläden waren nicht grün gestrichen, auch waren die Wände nicht mit Geißblatt bewachsen. Ein schmaler Gang führte direkt durch das Haus in den Garten dahinter. Auf jeder Seite des Eingangs befand sich ein Wohnzimmer von etwa fünfzehn Quadratmetern, dahinter waren die Wirtschaftsräume und die Treppe. Vier Schlafzimmer und zwei Dachkammern bildeten den Rest des Hauses. Es war erst vor einigen Jahren gebaut worden und befand sich in gutem Zustand. Im Vergleich zu Norland war es in der Tat kümmerlich und klein! Doch die Tränen, die die Erinnerung hervorrief, als sie das Haus betraten, waren bald getrocknet. Sie wurden wieder aufgeheitert durch die Freude der Diensthofen bei ihrer Ankunft, und jede von ihnen beschloß um der anderen willen, froh zu erscheinen. Es war in den ersten Tagen des September, und da das schöne Wetter zu dieser Zeit dem Ort ein besonders vorteilhaftes Aussehen verlieh, gewannen sie einen günstigen ersten Eindruck, der wesentlich dazu beitrug, daß er ihren dauerhaften Beifall fand.

Das Haus war schön gelegen. Direkt dahinter erhoben sich in geringer Entfernung zu beiden Seiten mächtige Hügel, von denen einige unkultiviert, andere aber bestellt oder bewaldet waren. Der größte Teil des Dorfes Barton lag auf einem dieser Hügel und bot von den Fenstern des Hauses aus einen erfreulichen Anblick. Vorn hatte man einen weiteren Blick, er umfaßte das ganze Tal und reichte bis in das Gebiet jenseits davon. Die Hügel, die das Landhaus umgaben, begrenzten das Tal in dieser Richtung; unter einem anderen Namen und mit einem anderen Verlauf verbreiterte es sich wieder zwischen zwei der steilsten Hügel.

Mit der Größe und der Einrichtung des Hauses war Mrs. Dashwood im ganzen gesehen durchaus zufrieden; denn obgleich ihr früherer Lebensstil viele Ergänzungen daran unerläßlich machte, hatte sie an solchen Erweiterungen und Verbesserungen auch ihre Freude; und sie hatte derzeit genügend Geld zur Verfügung, um alles zu beschaffen, was den Zimmern an größerer Eleganz fehlte. »Was das Haus selbst betrifft«, sagte sie, »so ist es natürlich zu klein für unsere Familie, aber wir werden es

uns im Augenblick leidlich bequem darin machen, da es für Erweiterungen schon zu spät im Jahr ist. Vielleicht können wir im Frühjahr, wenn ich – wie ich es sicher glaube – reichlich Geld beisammen habe, an Bauen denken. Diese Wohnzimmer sind beide zu klein für alle unsere Freunde, wie ich sie hier oft zu versammeln hoffe; und ich habe mir schon überlegt, daß man in das eine Zimmer den Gang und vielleicht einen Teil des anderen Zimmers einbeziehen und den Rest dieses Zimmers als Eingang belassen könnte. Das, zusammen mit einem neuen Salon, der leicht angebaut werden könnte, einem weiteren Schlafzimmer und einer Dachkammer, wird das Haus zu einem sehr behaglichen kleinen Landhaus machen. Ich wünschte, die Treppe wäre schöner. Aber man darf nicht alles erwarten, obgleich ich nicht annehme, daß es schwierig sein würde, sie zu verbreitern. Ich werde sehen, wie ich im Frühjahr dastehe, und danach werden wir dann planen.«

In der Zwischenzeit, bis all diese Änderungen von den Ersparnissen eines Einkommens von fünfhundert Pfund im Jahr vorgenommen werden konnten – von einer Frau, die niemals in ihrem Leben gespart hatte –, waren sie klug genug, mit dem Haus zufrieden zu sein, wie es war; und alle waren sie nun damit beschäftigt, ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen und sich mit ihren Büchern und anderen Besitztümern zu umgeben, in dem Bemühen, sich ein Heim zu schaffen. Mariannes Klavier wurde ausgepackt und ordnungsgemäß aufgestellt und Elinors Zeichnungen an den Wänden des Wohnzimmers angebracht.

Bei diesen Tätigkeiten wurden sie am nächsten Tag bald nach dem Frühstück durch das Erscheinen ihres Hauswirts unterbrochen, der vorbeikam, um sie in Barton willkommen zu heißen und ihnen alle Bequemlichkeiten seines eigenen Hauses und Gartens anzubieten, an denen es ihnen in Barton Cottage zur Zeit vielleicht mangle. Sir John Middleton war ein gutaussehender Mann von etwa vierzig Jahren. Er hatte sie früher in Stanhill auch besucht, doch es war zu lange her für seine jungen Verwandten, um sich an ihn zu erinnern. Er hatte ein ganz und gar gutmütiges Gesicht, und seine Umgangsformen waren ebenso freundlich wie der Stil seines Briefes. Ihre Ankunft schien ihm wirkliche Befriedigung zu verschaffen und ihre Bequemlichkeit wirklich am Herzen zu liegen. Er sprach viel von seinem aufrichtigen Wunsch, daß sie mit seiner Familie einen lebhaften geselligen Umgang pflegen mögen, und drängte sie so herzlich, jeden Tag in Barton Park zum Dinner zu kommen, bis sie sich in ihrem Haus besser eingerichtet hätten, daß sie ihn – obgleich er seine dringenden Bitten mit einer die Grenzen der Höflichkeit überschreitenden Beharrlichkeit vorbrachte – nicht kränken konnten. Seine Gefälligkeit beschränkte sich jedoch nicht auf Worte, denn schon eine Stunde, nachdem er sie verlassen hatte, kam ein großer Korb voll mit

Gartenerzeugnissen und Früchten von Barton Park an, dem vor Ende des Tages ein Geschenk an Wildbret folgte. Er bestand außerdem darauf, alle ihre Briefe zur Post und von der Post für sie zu befördern, und wollte es sich nicht nehmen lassen, ihnen jeden Tag seine Zeitung zu schicken.

Lady Middleton hatte durch ihn eine sehr höfliche Nachricht überbringen lassen, wonach sie beabsichtigte, Mrs. Dashwood, sobald sie gewiß sein könne, daß ihr Besuch nicht ungelegen käme, ihre Aufwartung zu machen; und da auf diese Nachricht eine gleichermaßen höfliche Einladung folgte, wurde ihnen Ihre Ladyschaft am nächsten Tag vorgestellt.

Sie waren natürlich sehr begierig darauf, die Person zu sehen, von der ihr Wohlergehen in Barton in so hohem Maße abhängen mußte; und die Vornehmheit ihrer Erscheinung gefiel ihnen sehr. Lady Middleton war nicht älter als sechs-oder siebenundzwanzig Jahre; sie hatte ein schönes Gesicht, eine hohe, eindrucksvolle Gestalt und anmutige Manieren. Ihr Benehmen hatte all die Vornehmheit, an der es ihrem Gatten mangelte, doch hätte es sehr gewonnen, wenn ihm nur ein Teil seiner Freimütigkeit und Wärme eigen gewesen wäre; und ihr Besuch dauerte lange genug, um die erste Bewunderung etwas zu schmälern, da er ihnen zeigte, daß sie zwar vollkommen gebildet und wohlerzogen, doch reserviert und kalt war und außer den gewöhnlichsten Fragen und Bemerkungen nichts zu sagen wußte, das für sie sprach.

Unterhaltung war jedoch gar nicht nötig, denn Sir John war sehr redselig, und Lady Middleton hatte die weise Vorkehrung getroffen, ihr ältestes Kind mitzubringen, einen zarten kleinen Jungen von etwa sechs Jahren; das gab ein Thema, auf das die Damen im Notfall immer wieder zurückgreifen konnten, denn sie mußten nach seinem Namen und seinem Alter fragen, seine Schönheit bewundern und ihm Fragen stellen, die dann seine Mutter für ihn beantwortete; dabei drängte er sich zur großen Überraschung Ihrer Ladyschaft an sie und hielt den Kopf gesenkt, und sie wunderte sich über seine Schüchternheit vor anderen Leuten, da er doch zu Hause Lärm genug machen konnte. Bei jedem förmlichen Besuch sollte eben ein Kind dabeisein, um Stoff für die Unterhaltung zu liefern. Im gegenwärtigen Fall brauchte es zehn Minuten, um zu entscheiden, ob der Junge mehr seinem Vater oder mehr seiner Mutter ähnelte, und in welchen speziellen Einzelheiten er schließlich beiden glich; denn jeder hatte natürlich eine andere Meinung, und jeder war erstaunt über die Meinung der anderen.

Den Dashwoods sollte bald Gelegenheit gegeben werden, Erörterungen über die übrigen Kinder anzustellen, da Sir John das Haus nicht verließ, ohne sich ihres



Versprechens zu versichern, am nächsten Tag nach Barton Park zum Dinner zu kommen.

## Kapitel 7

Barton Park war etwa eine halbe Meile von Barton Cottage entfernt. Die Damen waren auf ihrem Weg durch das Tal nahe daran vorbeigekommen, doch zu Hause war es durch den Vorsprung eines Hügels vor ihrem Blick verborgen. Es war ein großes schönes Gebäude, und der Lebensstil der Middletons zeichnete sich gleichermaßen durch Gastfreundlichkeit und Eleganz aus – das erstere zur Befriedigung von Sir John und das letztere zu der seiner Gattin. Sie waren kaum jemals ohne einige Freunde, die bei ihnen im Hause logierten, und sie hatten mehr Gäste aller Art als irgendeine andere Familie in der Nachbarschaft. Es war notwendig für das Glück beider; denn wie verschieden sie in ihren Veranlagungen und ihrem Verhalten gegenüber anderen auch waren, so sehr ähnelten sie einander in ihrem gänzlichen Mangel an Talenten und Neigungen, was ihre Beschäftigungen, soweit sie nicht mit ihrem gesellschaftlichen Verkehr zu tun hatten, in einem sehr engen Rahmen hielt. Sir John war Jäger, Lady Middleton Mutter. Er ging auf die Jagd, und sie befriedigte die Launen ihrer Kinder; dies waren ihre einzigen Unterhaltungen. Lady Middleton hatte den Vorteil, ihre Kinder das ganze Jahr über verwöhnen zu können, während Sir Johns eigene Beschäftigungen nur in der Hälfte der Zeit möglich waren. Doch ständige Unternehmungen, zu Hause oder auswärts, ersetzten all ihre Unzulänglichkeiten in Veranlagung und Bildung, sorgten für die gute Stimmung von Sir John und gaben seiner Gattin Gelegenheit, ihre gute Kinderstube zur Geltung zu bringen.

Lady Middleton hielt sich etwas auf die Eleganz ihrer Tafel und all ihrer häuslichen Einrichtungen zugute, und aus dieser Art Eitelkeit schöpfte sie ihr größtes Vergnügen bei jeder ihrer Gesellschaften. Doch Sir Johns Befriedigung an geselligem Verkehr war sehr viel realer; er hatte seine Freude daran, mehr junge Leute in seinem Haus um sich zu versammeln, als es aufnehmen konnte, und je lauter sie waren, desto besser gefiel es ihm. Er war ein Segen für die Jugend der ganzen Nachbarschaft, denn im Sommer organisierte er ständig Landpartien, um mit kaltem Schinken und Huhn Picknicks abzuhalten, und im Winter waren seine Hausbälle zahlreich genug für alle jungen Damen, die nicht unter den unersättlichen Gelüsten von Fünfzehnjährigen litten.

Die Ankunft einer neuen Familie in der Gegend war immer eine große Freude für ihn, und von den neuen Bewohnern, die er nun für sein Landhaus in Barton herbeigeht

hatte, war er in jeder Hinsicht entzückt. Die Misses Dashwood waren jung, hübsch und natürlich. Das genügte, um sich seiner guten Meinung zu versichern; denn natürlich zu sein, war alles, was ein hübsches Mädchen brauchte, um ihr Wesen ebenso einnehmend zu machen wie ihr Äußeres. Seine freundliche Veranlagung machte ihn glücklich, wenn er Menschen gefällig sein konnte, deren Lage man im Vergleich mit ihrer Vergangenheit unglücklich nennen könnte. Seinen Verwandten Güte zu erweisen verschaffte ihm daher die echte Befriedigung eines guten Herzens; und die Unterbringung einer Familie von ausschließlich Frauen in seinem Landhaus brachte ihm auch die ganze Befriedigung eines Weidmanns; denn ein solcher hat – obgleich er nur jene seines Geschlechts schätzt, die ebenfalls jagen – selten Interesse daran, deren Jagdleidenschaft zu ermutigen, indem er ihnen innerhalb seines eigenen Landbesitzes Unterkunft gewährt.

Mrs. Dashwood und ihre Töchter wurden an der Eingangstür des Hauses von Sir John empfangen, der sie mit echter Herzlichkeit in Barton Park willkommen hieß; und als er sie in den Salon begleitete, wiederholte er den jungen Damen gegenüber sein Bedauern – das er schon am Tag zuvor zu dem gleichen Gegenstand geäußert hatte –, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, irgendwelche forschenden jungen Männer herbeizuholen, um sie mit ihnen bekannt zu machen. Sie würden, sagte er, außer ihm nur einen Herrn dort finden, einen ganz besonderen Freund, der sich zur Zeit in Barton Park aufhielt, der aber weder sehr jung noch besonders lebenslustig sei. Er hoffe, sie würden es alle entschuldigen, daß die Gesellschaft so klein sei, aber er könne ihnen versichern, daß dies nicht wieder passieren würde. Er sei an diesem Morgen bei mehreren Familien gewesen, in der Hoffnung, noch ein paar mehr Leute herbeizuschaffen, aber es sei heller Mondschein, und da hätten alle schon Pläne für nächtliche Ausfahrten gemacht. Zum Glück sei in der letzten Stunde Lady Middletons Mutter in Barton angekommen; und da sie eine sehr heitere, liebenswürdige Frau sei, hoffe er, die jungen Damen würden es nicht so langweilig finden, wie sie es sich vorstellen mochten. Die jungen Damen, wie auch ihre Mutter, waren jedoch vollkommen zufrieden mit zwei für sie gänzlich Fremden in der Gesellschaft und wünschten sich gar nicht mehr.

Mrs. Jennings, Lady Middletons Mutter, war eine gutmütige, muntere und beleibte ältere Frau, die sehr viel redete, ein sehr heiteres Gemüt zu haben schien und offenbar ziemlich gewöhnlich war. Sie steckte voller Scherze und lachte ständig, und bevor noch das Dinner beendet war, hatte sie schon viele witzige Bemerkungen über das Thema »Liebhaber und Ehemänner« gemacht, hoffte, sie hätten ihr Herz nicht in Sussex zurückgelassen, und behauptete, sie erröten zu sehen, ob es nun stimmte oder

nicht. Marianne ärgerte sich darüber um ihrer Schwester willen und sah so angelegentlich zu Elinor hinüber, um zu sehen, wie sie die Attacken ertrug, daß es dieser weit mehr Pein verursachte, als es eine so platte Neckerei wie die Mrs. Jennings' tun konnte.

Colonel Brandon, der Freund Sir Johns, schien in seinem ganzen Wesen ebensowenig geeignet, sein Freund zu sein wie Lady Middleton seine Gattin oder Mrs. Jennings Lady Middletons Mutter. Er war still und ernst. Seine Erscheinung war jedoch nicht unerfreulich, trotz der Tatsache, daß er Mariannes und Margarets Meinung nach ein entschiedener alter Junggeselle war, denn er war bereits über fünfunddreißig Jahre alt; doch obgleich sein Gesicht nicht schön war, so war doch sein Ausdruck gefühlvoll, und seine Manieren waren besonders vornehm.

Es gab an niemandem der Gesellschaft etwas, das ihn den Dashwoods zum geselligen Verkehr empfehlen konnte; doch die kalte Geistlosigkeit Lady Middletons war so abstoßend, daß im Vergleich damit der Ernst Colonel Brandons und selbst die lärmende Heiterkeit Sir Johns und seiner Schwiegermutter reizvoll waren. Lady Middleton schien nur munter zu werden, als ihre vier lärmenden Kinder nach dem Dinner hereinkamen, sie herumzerzten, an ihren Kleidern rissen und jeder Art von Unterhaltung ein Ende machten, außer über Dinge, die sie selbst betrafen.

Am Abend, als man entdeckte, daß Marianne musikalische Fertigkeiten besaß, bat man sie zu spielen. Das Instrument wurde geöffnet, alle warteten darauf, sich bezaubern zu lassen, und Marianne, die sehr gut sang, spielte auf ihre Bitte hin den größten Teil der Lieder durch, die Lady Middleton bei ihrer Heirat mit in die Familie gebracht und die dort möglicherweise seitdem an derselben Stelle auf dem Klavier gelegen hatten; denn Ihre Ladyschaft hatte dieses Ereignis damit begangen, daß sie das Klavierspiel aufgab, obgleich sie nach Aussage ihrer Mutter außerordentlich gut gespielt hatte und nach ihrer eigenen Aussage die Musik sehr liebte.

Marianne bekam für ihren Vortrag großen Applaus. Sir John tat nach jedem Lied laut seine Bewunderung kund, und ebenso laut unterhielt er sich mit den anderen die ganze Zeit, während sie sang. Lady Middleton rief ihn häufig zur Ordnung, wunderte sich, wie man sich auch nur einen Augenblick von der Musik ablenken lassen konnte, und bat Marianne, eben das Lied zu singen, welches sie gerade beendet hatte. Von der ganzen Gesellschaft hörte allein Colonel Brandon ihr zu, ohne in Verzückung zu geraten. Er erwies ihr nur die Ehre seiner Aufmerksamkeit; und sie empfand bei diesem Anlaß einen Respekt für ihn, den die anderen durch ihren schamlosen Mangel

an gutem Geschmack mit Recht verscherzt hatten. Seine Freude an der Musik war, obgleich sie nicht zu dieser schwärmerischen

Wonne emporstieg, die allein mit der ihren im Einklang sein konnte, immerhin schätzenswert, wenn man sie mit der schrecklichen Gefühllosigkeit der anderen verglich; und sie war einsichtig genug zuzugestehen, daß ein Mann von fünfunddreißig sehr wohl über alle heftigen Gefühlsregungen und jede vorzügliche Fähigkeit, Vergnügen zu empfinden, hinweg sein konnte. Sie war durchaus bereit, dem fortgeschrittenen Lebensstadium des Colonels alle Zugeständnisse zu machen, die die Menschlichkeit erforderte.

## Kapitel 8

Mrs. Jennings war Witwe, mit einem beträchtlichen Wittum. Sie hatte nur zwei Töchter, die sie beide eine achtbare Ehe hatte eingehen sehen, und so hatte sie nun nichts anderes zu tun, als die ganze übrige Welt ebenfalls zu verheiraten. Um dieses Ziel zu erreichen, war sie, soweit ihre Möglichkeiten reichten, unentwegt aktiv, und sie ließ sich keine Gelegenheit entgehen, zwischen all den jungen Leuten ihrer Bekanntschaft Ehen zu stiften. Sie war bemerkenswert rasch im Entdecken von Zuneigungen, und es machte ihr Spaß, durch Andeutungen ihres Einflusses auf einen bestimmten jungen Mann das Erröten und die Eitelkeit so mancher jungen Dame hervorzurufen; und diese Art Scharfblick ermöglichte es ihr bald nach Ankunft der Dashwoods in Barton, mit Bestimmtheit zu verkünden, daß Colonel Brandon heftig in Marianne verliebt sei. Sie vermutete es schon fast am allerersten Abend, an dem sie zusammen waren, als er so aufmerksam zuhörte, während sie ihnen vorsang; und als der Besuch von den Middletons mit einem Dinner im Landhaus erwidert wurde, sah man diese Tatsache bestätigt, da er ihr wiederum aufmerksam zuhörte. Es mußte so sein. Sie war vollkommen überzeugt davon. Die beiden würden ausgezeichnet zueinander passen, denn er war reich, und sie war schön. Mrs. Jennings war schon die ganze Zeit, seit sie mit Colonel Brandon durch ihre verwandtschaftliche Beziehung zu Sir John bekannt geworden war, bestrebt gewesen, ihn gut verheiratet zu sehen; und sie war auch stets darauf bedacht, jedem hübschen Mädchen einen guten Mann zu verschaffen.

Der augenblickliche Gewinn für sie selbst war keinesfalls gering, denn er versorgte sie mit Stoff für endlose Witzeleien über die beiden. In Barton Park zog sie den Colonel damit auf, und im Landhaus Marianne. Dem ersteren waren ihre Neckereien, sofern es nur ihn selbst betraf, wahrscheinlich vollkommen gleichgültig, doch

Marianne waren sie anfangs völlig unverständlich; und als sie die Absicht begriff, wußte sie kaum, ob sie über deren Unsinnigkeit lachen oder deren Ungehörigkeit verurteilen sollte, denn sie sah es als Gefühllosigkeit an, bei dem fortgeschrittenen Alter des Colonels und seinem hoffnungslosen Stand als alter Junggeselle solche Bemerkungen zu machen.

Mrs. Dashwood, die einen Mann, der nur fünf Jahre jünger war als sie selbst, nicht für so außerordentlich alt halten konnte, wie er der jugendlichen Phantasie ihrer Tochter erschien, erlaubte sich, Mrs. Jennings von dem Verdacht freizusprechen, daß sie sein Alter lächerlich machen wollte.

»Aber zumindest, Mama, kannst du nicht leugnen, daß diese Beschuldigung absurd ist, obgleich sie vielleicht nicht absichtlich boshaft gemeint ist. Colonel Brandon ist natürlich jünger als Mrs. Jennings, aber er ist alt genug, um mein Vater zu sein; und wenn er überhaupt jemals genug Leidenschaftlichkeit besaß, um zu lieben, so muß er doch lange über jedes Gefühl dieser Art hinweg sein. Es ist absolut absurd! Wann ist ein Mann gefeit vor solchen Einfällen, wenn Alter und Gebrechlichkeit ihn nicht davor schützen?«

»Gebrechlichkeit!« sagte Elinor; »nennst du Colonel Brandon gebrechlich! Ich kann mir leicht vorstellen, daß dir sein Alter viel höher erscheinen mag als das unserer Mutter; aber du kannst dich kaum darin täuschen, daß er seine Glieder recht gut gebrauchen kann.«

»Hast du nicht gehört, wie er sich über Rheumatismus beklagte? Ist das nicht die verbreitetste Gebrechlichkeit in vorgerücktem Alter?«

»Mein liebes Kind«, sagte ihre Mutter lachend, »unter diesen Umständen mußt du ja in ständiger Angst vor *meinem* Verfall leben, und es muß dir als ein Wunder erscheinen, daß ich dieses fortgeschrittene Alter von vierzig Jahren überhaupt erreicht habe.«

»Mama, du tust mir unrecht. Ich weiß sehr wohl, daß Colonel Brandon nicht alt genug ist, um seine Freunde schon jetzt fürchten zu lassen, ihn durch seinen natürlichen Tod zu verlieren. Er kann noch zwanzig Jahre leben. Aber fünfunddreißig hat nichts mehr mit Ehestand zu tun.«

»Vielleicht«, sagte Elinor, »sollten fünfunddreißig und siebzehn zusammen lieber nichts mit Ehestand zu tun haben. Doch sollte es zufällig eine Frau geben, die mit siebenundzwanzig noch allein ist, würde ich nicht meinen, daß Colonel Brandons fünfunddreißig Jahre ein Grund wären, sie nicht zu heiraten.«

»Eine Frau von siebenundzwanzig«, sagte Marianne nach einigem Zögern, »kann niemals wieder hoffen zu lieben oder Liebe zu erwecken; und wenn ihr Zuhause unbehaglich oder ihr Vermögen klein ist, könnte ich mir denken, daß sie sich um der Versorgung und Geborgenheit als Ehefrau willen dazu überwinden könnte, das Amt einer Krankenschwester zu übernehmen. Wenn er eine solche Frau heiraten würde, wäre somit daran nichts Unangemessenes. Es wäre eine Zweckheirat, und die Welt wäre zufrieden. In meinen Augen wäre es überhaupt keine Ehe, aber das hätte nichts zu sagen. Für mich wäre das lediglich ein Tauschhandel, aus dem jeder auf Kosten des anderen Nutzen ziehen möchte.«

»Ich weiß, es wäre unmöglich«, erwiderte Elinor, »dich zu überzeugen, daß eine Frau von siebenundzwanzig irgend etwas für einen Mann von fünfunddreißig empfinden kann, das der Liebe nahe genug kommt, um ihn für sie zu einem begehrten Gefährten zu machen. Aber ich muß dagegen protestieren, daß du Colonel Brandon und seine Frau für alle Zeiten ins Krankenzimmer verbannst, nur weil er gestern (einem sehr kalten und feuchten Tag) in einer Schulter ein leichtes Rheuma verspürte.«

»Aber er sprach von Flanellwesten«, sagte Marianne; »und für mich ist eine Flanellweste unweigerlich mit Schmerzen, Krämpfen, Rheumatismus und all den anderen Arten von Leiden verbunden, von denen die Alten und Schwachen heimgesucht werden können.«

»Hätte er nur ein heftiges Fieber gehabt, du würdest ihn nicht halb so sehr verachten. Gib es zu, Marianne, glühende Wangen, tiefliegende Augen und der rasche Puls hohen Fiebers hätten doch etwas Interessantes für dich, nicht wahr?«

Bald danach, als Elinor das Zimmer verlassen hatte, sagte Marianne: »Was Krankheiten angeht, Mama, beunruhigt mich etwas anderes, das ich dir nicht verschweigen kann. Ich bin sicher, Edward Ferrars geht es nicht gut. Wir sind nun schon fast zwei Wochen hier, und doch kommt er nicht. Für dieses merkwürdige Fernbleiben kann allein wirkliche Unpäßlichkeit der Grund sein. Was sonst kann ihn in Norland zurückhalten?«

»Hast du denn geglaubt, daß er so bald kommen würde?« sagte Mrs. Dashwood. »Ich gar nicht. Im Gegenteil, wenn mich überhaupt etwas besorgt gemacht hat, dann war es gerade der Gedanke, daß er manchmal einen Mangel an Freude und Bereitschaft gezeigt hat, meine Einladung anzunehmen, wenn ich von seinem Besuch in Barton sprach. Erwartet Elinor ihn denn schon?«

»Ich habe das ihr gegenüber nie erwähnt, aber natürlich muß sie ihn erwarten.«

»Ich glaube, da irrst du dich, denn als ich gestern mit ihr über einen neuen Kamin für das Gästezimmer sprach, meinte sie, daß es keine direkte Eile hätte, da der Raum wahrscheinlich vorläufig gar nicht gebraucht würde.«

»Das ist wirklich seltsam! Was kann das bedeuten? Aber das ganze Verhalten der beiden zueinander ist unerklärlich! Wie kühl und gelassen sie waren bei ihrem letzten Lebewohl! Und wie schleppend war ihre Unterhaltung am letzten Abend ihres Zusammenseins. Als Edward sich verabschiedete, machte er keinen Unterschied zwischen Elinor und mir – es waren die guten Wünsche eines liebevollen Bruders für beide. Zweimal habe ich sie während des letzten Vormittags absichtlich allein lassen wollen, und jedesmal folgte er mir ganz unerklärlicherweise aus dem Zimmer. Und als wir Norland und Edward verließen, hat Elinor nicht geweint, so wie ich. Selbst jetzt ist ihre Selbstbeherrschung unerschütterlich. Wann ist sie jemals niedergeschlagen oder traurig? Wann versucht sie einmal, Gesellschaft zu meiden oder erscheint darin ruhelos und verdrießlich?«

## Kapitel 9

Die Dashwoods hatten sich nun mit leidlicher Behaglichkeit in Barton eingelebt. Das Haus und der Garten mit allem, was sie umgab, waren ihnen nun vertraut geworden; und die alltäglichen Beschäftigungen, die für sie einen großen Teil des Zaubers von Norland ausgemacht hatten, wurden nun wieder mit weit größerer Freude aufgenommen, als es ihnen in Norland seit dem Verlust ihres Vaters möglich gewesen war. Sir John Middleton, der während der ersten zwei Wochen jeden Tag vorbeigekommen war und der von zu Hause den Anblick tätiger Menschen nicht gewohnt war, konnte seine Verwunderung darüber nicht verbergen, daß er sie stets tätig sah.

Ihre Besucher waren, außer denen von Barton Park, nicht zahlreich; denn trotz Sir Johns Drängen, doch mehr mit der Nachbarschaft zu verkehren, und seiner wiederholten Versicherungen, daß ihnen seine Kutsche immer zur Verfügung stehe, gewann Mrs. Dashwoods unabhängige Gesinnung die Oberhand über den Wunsch nach Gesellschaft für ihre Töchter; und sie lehnte entschieden jeden Besuch bei Familien ab, die nicht zu Fuß zu erreichen waren. Es waren nur wenige, die dabei in Frage kamen; und nicht zu allen von ihnen hatte man Zutritt. Etwa anderthalb Meilen von ihrem Haus entfernt, hatten die Mädchen in dem engen, sich windenden Tal von Allenham, das, wie zuvor beschrieben, eine Fortsetzung des Tales von Barton war, bei einem ihrer ersten Spaziergänge ein sehr altes, respektabel aussehendes Herrenhaus

entdeckt; und da es sie ein wenig an Norland erinnerte, weckte es ihr Interesse und ließ sie wünschen, es näher kennenzulernen. Doch als sie sich danach erkundigten, erfuhren sie, daß ihre Besitzerin, eine ältere Dame von sehr gutem Ruf, leider zu gebrechlich sei, um mit jemand zu verkehren, und sich niemals aus dem Haus rühre.

Ihre ganze Umgebung war reich an wunderschönen Spazierwegen. Die hohen Hügel, die sie von fast jedem Fenster des Hauses einluden, auf ihren Höhen die herrliche frische Luft zu genießen, waren eine treffliche Abwechslung, wenn ihnen der Schmutz unten in den Tälern deren überragende Schönheiten verschloß; und zu diesen Hügeln machten sich Marianne und Margaret eines denkwürdigen Morgens auf den Weg, angezogen von dem wechselnden Sonnenschein an einem regnerischen Himmel und nicht länger imstande, das Eingesperrtsein zu ertragen, zu dem sie der ständige Regen der letzten beiden Tage verurteilt hatte. Das Wetter war nicht verlockend genug, um die beiden anderen von Zeichenstift und Buch zu lösen, trotz Mariannes Erklärung, daß das Wetter schön bleiben und jede drohende Wolke von ihren Hügeln verschwinden würde; und so machten sich die beiden Mädchen zusammen auf den Weg.

Sie stiegen fröhlich die Hügel hinauf und freuten sich bei jedem Fleckchen blauen Himmels über ihren eigenen Scharfblick; und wenn ihnen die belebenden Stöße eines steifen Südwestwinds ins Gesicht bliesen, bedauerten sie die Befürchtungen, die ihre Mutter und Elinor davon abgehalten hatten, an so herrlichen Eindrücken teilzuhaben.

»Gibt es denn ein größeres Glück in der Welt!« sagte Marianne. »Margaret, wir wollen hier mindestens zwei Stunden spazierengehen.«

Margaret stimmte zu, und sie liefen weitere zwanzig Minuten gegen den Wind an und boten ihm lachend vor Vergnügen die Stirn, als sich plötzlich die Wolken über ihren Köpfen zusammenzogen und ihnen strömender Regen voll ins Gesicht schlug. Ärgerlich und überrascht waren sie, wenn auch widerwillig, genötigt umzukehren, denn sie konnten keinen Schutz finden, der näher war als ihr Haus. Ein Trost blieb ihnen jedoch, daß es ihnen nämlich die Not des Augenblicks entgegen jeder Schicklichkeit gestattete, so schnell sie nur konnten, an der steilen Seite des Hügels hinunterzurennen, die direkt zu ihrem Gartentor führte.

Sie liefen los. Zuerst war Marianne voraus, doch ein falscher Schritt ließ sie plötzlich zu Boden stürzen, und Margaret, die nicht anhalten konnte, wurde unfreiwillig weitergetrieben und erreichte sicher den Fuß des Hügels.



Währenddessen war ein Herr mit einem Gewehr und zwei ihn umtollenden Pointern den Hügel heraufgekommen und war nur noch wenige Yard von Marianne entfernt, als sie hinfiel. Er legte sein Gewehr ab und rannte ihr zur Hilfe. Sie war aufgestanden, aber sie hatte sich bei dem Fall den Fuß vertreten und war kaum imstande zu stehen. Der Herr bot ihr seine Hilfe an, und als er merkte, daß ihr Schamgefühl ablehnte, was die Situation erforderte, nahm er sie ohne weitere Umstände auf den Arm und trug sie den Hügel hinunter. Dann ging er durch den Garten, dessen Tor Margaret offengelassen hatte, und trug sie direkt ins Haus, wo Margaret gerade angekommen war, und ließ sie nicht eher los, als bis er sie auf einen Stuhl im Wohnzimmer abgesetzt hatte.

Elinor und ihre Mutter erhoben sich verwundert bei ihrem Eintritt, und während die Blicke der beiden mit offensichtlichem Erstaunen und heimlicher Bewunderung, die seine Erscheinung gleichermaßen hervorrief, auf ihn gerichtet waren, entschuldigte er sich für sein Eindringen und berichtete ihnen die Ursache in so freimütiger und anmutiger Weise, daß der Charme seines ungewöhnlich guten Aussehens noch erhöht wurde durch seine Stimme und seine Ausdrucksweise. Selbst wenn er alt, häßlich und gewöhnlich gewesen wäre, wäre ihm die Dankbarkeit und Freundlichkeit Mrs. Dashwoods für jede aufmerksame Handlung ihrem Kind gegenüber sicher gewesen; doch der Einfluß von Jugend, Schönheit und Vornehmheit ließ sie seine Handlung in einer Weise sehen, die stark von ihren Gefühlen geprägt war.

Sie dankte ihm wieder und wieder, und in der liebenswürdigen Art, die ihr stets eigen war, bat sie ihn, sich zu setzen. Doch er lehnte höflich ab, da er schmutzig und durchnäßt sei. Mrs. Dashwood bat ihn dann, ihr zu sagen, wem sie zu danken habe. Sein Name, erwiderte er, sei Willoughby und sein augenblickliches Zuhause Allenham; von dort würde er sich, wie er hoffe, mit ihrer Erlaubnis die Ehre geben, sich am nächsten Tag nach Miss Dashwood zu erkundigen. Dies wurde ihm bereitwillig gewährt. Dann ging er – und machte sich damit noch interessanter – mitten im strömenden Regen fort.

Seine männliche Schönheit und mehr als gewöhnliche Anmut waren augenblicklich Gegenstand allgemeiner Bewunderung; und die Heiterkeit, die sein ritterliches Verhalten gegenüber Marianne auslöste, wurde besonders durch seine äußeren Reize angestachelt. Marianne selbst hatte weniger von seiner Person gesehen als die anderen, denn die Verwirrung, die ihr Gesicht mit tiefer Röte übergossen hatte, als er sie auf seine Arme hob, hatte es ihr unmöglich gemacht, ihn später im Haus zu betrachten. Doch sie hatte genug von ihm gesehen, um ganz in die Bewunderung der anderen mit jener Lebhaftigkeit einzustimmen, die ihr Lob stets verschönte. In Erscheinung und

Auftreten entsprach er ganz dem Helden, wie er in allen ihren Lieblingsgeschichten vorkam und sie ihn sich in ihrer Phantasie immer vorgestellt hatte; und in der Tatsache, daß er sie, ohne viele Umstände zu machen, ins Haus getragen hatte, lag eine Schnelligkeit des Denkens, die ihr an seinem Vorgehen besonders gefiel. Jeder Umstand, der ihn betraf, war interessant. Sein Name war schön, sein Wohnsitz befand sich in ihrem Lieblingsdorf, und sie fand bald heraus, daß von allen männlichen Kleidungsstücken ein Jagdrock am kleidsamsten sei. Ihre Phantasie war geschäftig, ihre Gedanken angenehm, und die Schmerzen eines verstauchten Knöchels blieben unbeachtet.

Sir John besuchte sie noch an diesem Morgen, sobald es ihm die nächste Aufheiterung nach dem Regen erlaubte auszugehen; und nachdem man ihm von Mariannes Mißgeschick berichtet hatte, wurde er lebhaft befragt, ob er einen Herrn mit Namen Willoughby in Allenham kenne.

»Willoughby!« rief Sir John; »was, er ist im Lande? Das ist aber eine gute Nachricht; ich werde gleich morgen hinüberreiten und ihn am Donnerstag zum Dinner bitten.«

»Dann kennen Sie ihn also?« fragte Mrs. Dashwood.

»Ihn kennen! Aber natürlich. Er ist doch jedes Jahr hier unten.«

»Und was ist das für ein junger Mann?«

»Ein Bursche, wie er im Buche steht, das versichere ich Ihnen; ein sehr ordentlicher Schütze, und es gibt keinen kühneren Reiter in England.«

»Und ist das alles, was Sie über ihn sagen können!« rief Marianne entrüstet. »Aber wie ist er, wenn man ihn näher kennt? Was sind seine Beschäftigungen, seine Talente und geistigen Fähigkeiten?«

Sir John war ziemlich verdutzt.

»Du meine Güte«, sagte er, »was das alles angeht, weiß ich nicht viel über ihn. Aber er ist ein angenehmer, munterer Bursche, und er hat die hübscheste kleine schwarze Pointer-Hündin, die ich je gesehen habe. War sie heute mit ihm unterwegs?«

Aber Marianne konnte ihm ebensowenig mit der Farbe von Mr. Willoughbys Pointer dienen, wie *er* ihr die Nuancen seines Wesens beschreiben konnte.

»Aber wer ist er?« fragte Elinor. »Woher kommt er? Hat er ein Haus in Allenham?«

Zu diesem Punkt konnte Sir John bestimmtere Auskunft geben; und er erzählte ihnen, daß Mr. Willoughby kein eigenes Besitztum in der Gegend habe, daß er dort nur während seines Besuches bei der alten Dame in Allenham Court wohne, mit der er verwandt sei und deren Besitzungen er erben werde; und er fügte hinzu: »Ja, ja, es lohnt sich durchaus, ihn einzufangen, das kann ich Ihnen sagen, Miss Dashwood; er hat außerdem selbst einen hübschen kleinen Landsitz in Somersetshire. Ich an Ihrer Stelle würde ihn trotz dieses ganzen Bergrunterstürzens nicht meiner jüngeren Schwester überlassen. Miss Marianne darf nicht erwarten, alle Männer für sich allein zu haben. Brandon wird eifersüchtig werden, wenn sie nicht aufpaßt.«

»Ich glaube nicht«, sagte Mrs. Dashwood mit einem gutmütigen Lächeln, »daß Mr. Willoughby durch die Versuche einer *meiner* Töchter mit etwas belästigt werden wird, das Sie *ihn einfangen* nennen. Das ist keine Tätigkeit, zu der sie erzogen worden sind. Männer sind sicher vor uns, und wenn sie noch so reich sind. Doch ich freue mich, daß er nach Ihrer Aussage ein achtbarer junger Mann ist und ein Mensch, dessen Bekanntschaft nicht unerwünscht sein wird.«

»Er ist wirklich ein Bursche, wie er im Buche steht, meine ich«, wiederholte Sir John. »Ich erinnere mich, wie er letztes Weihnachten bei einem kleinen Tanz von acht Uhr bis früh um vier tanzte, ohne sich ein einziges Mal hinzusetzen.«

»Ach, wirklich?« rief Marianne mit blitzenden Augen, »und das mit Eleganz und Schwung?«

»Ja; und um acht war er schon wieder auf den Beinen, um zum Jagdgehege zu reiten.«

»Das habe ich gern; so sollte ein junger Mann sein. Was auch seine Beschäftigungen sein mögen, sein Eifer sollte keine Mäßigung kennen und in ihm kein Gefühl von Erschöpfung aufkommen lassen.«

»Ja, ja, ich sehe schon, wie es kommt«, sagte Sir John, »ich sehe schon, wie es kommt. Sie werden ihn sich jetzt angeln und überhaupt nicht an den armen Brandon denken.«

»Das ist ein Ausdruck, Sir John, den ich überhaupt nicht mag«, sagte Marianne hitzig. »Ich verabscheue jede abgedroschene Redensart, die witzig sein soll; und ›sich einen Mann angeln‹ oder ›eine Eroberung machen‹ sind die widerwärtigsten von allen. Ihre Tendenz ist anstößig und gewöhnlich; und wenn sie auch vielleicht einmal als geistreich galten, so hat doch die Zeit längst ihren ganzen Sinngehalt zunichte gemacht.«

Sir John verstand nicht viel von diesem Verweis; aber er lachte so herzlich, als hätte er ihn verstanden, und erwiderte dann: »Ja freilich, Sie werden genügend Eroberungen machen, darf ich wohl sagen, so oder so. Armer Brandon! Er ist schon ganz hingerissen, und er ist es durchaus wert, ihn sich zu angeln, das kann ich Ihnen sagen, trotz dieses ganzen Herumpurzelns und Knöchelverstauchens.«

## Kapitel 10

Mariannes Retter, wie Margaret mit mehr Gewähltheit als Genauigkeit Willoughby bezeichnete, kam zeitig am nächsten Morgen zum Landhaus, um sich persönlich nach ihr zu erkundigen. Er wurde von Mrs. Dashwood nicht nur sehr höflich, sondern mit einer Liebenswürdigkeit empfangen, wie sie ihr Sir Johns Bericht über ihn und ihre eigene Dankbarkeit eingaben; und alles, was während des Besuches gesprochen wurde, trug dazu bei, ihn von der Vernunft, der Vornehmheit, der gegenseitigen Zuneigung und der häuslichen Behaglichkeit der Familie zu überzeugen, in die der Zufall ihn nun eingeführt hatte. Um von ihrem persönlichen Charme überzeugt zu sein, hatte er keinen zweiten Besuch gebraucht. Miss Dashwood hatte einen zarten Teint, regelmäßige Züge und eine ungewöhnlich schöne Figur. Marianne war noch schöner. Ihre Gestalt war – obgleich nicht so vollkommen wie die ihrer Schwester – noch eindrucksvoller, da ihr ihre Größe zum Vorteil gereichte; und ihr Gesicht war so lieblich, daß der Wahrheit, wenn man sie in den üblichen Lobesphrasen ein schönes Mädchen nannte, weniger stark hohngesprachen wurde, als es gewöhnlich geschieht. Ihre Haut war sehr braun, ihr Teint außerordentlich leuchtend, und ihre Gesichtszüge waren vollkommen; ihr Lächeln war lieb und anziehend; und in ihren Augen, die sehr dunkel waren, lag so viel Leben, so viel Feuer und Enthusiasmus, daß man es kaum ohne Vergnügen sehen konnte. Vor Willoughby wurde ihr Ausdruck anfangs durch die Verlegenheit, die die Erinnerung an seine Hilfe hervorrief, zurückgehalten. Doch als das vorüberging, als sie sich wieder gefaßt hatte – als sie sah, daß er das tadellose Benehmen eines Gentleman mit Freimütigkeit und Lebhaftigkeit vereinte, und vor allem als sie ihn erklären hörte, daß er Musik und Tanz leidenschaftlich liebe, schenkte sie ihm einen Blick, der so viel beifällige Zustimmung ausdrückte, daß ihr das für den Rest seines Besuches den größten Anteil seiner Unterhaltung sicherte.

Man mußte nur irgendeine ihrer Lieblingsbeschäftigungen erwähnen, um sie ins Gespräch zu ziehen. Sie konnte nicht still sein, wenn solche Themen zur Sprache kamen, und sie kannte weder Scheu noch Zurückhaltung bei deren Erörterung. Sie entdeckten rasch, daß sie beide die gleiche Freude an Tanz und Musik hatten und daß

dies aus einer allgemeinen Übereinstimmung des Urteils in allem, was diese beiden Dinge betraf, erwuchs. Dadurch ermutigt zu weiterem Erforschen seiner Ansichten, begann sie, ihn zu Büchern auszufragen; ihre Lieblingsschriftsteller wurden zur Sprache gebracht, und sie verweilte mit einer solchen Begeisterung dabei, daß jeder junge Mann von fünfundzwanzig in der Tat völlig gefühllos sein mußte, wenn er sich nicht augenblicklich zu der Vortrefflichkeit solcher Werke bekehren ließ, wie wenig er sie vorher auch beachtet haben mochte. Der Geschmack der beiden glich sich in bemerkenswerter Weise. Die gleichen Bücher, die gleichen Passagen wurden von jedem der beiden abgöttisch verehrt – und wenn man einmal verschiedener Meinung war oder ein Einwand geltend gemacht wurde, hielten sie nur solange stand, bis die Überzeugungskraft ihrer Argumente und der Glanz ihrer Augen entfaltet werden konnten. Er fügte sich all ihren Entscheidungen, ließ sich völlig von ihrer Begeisterung anstecken, und lange bevor sein Besuch endete, unterhielten sie sich mit der Vertrautheit einer bereits lange bestehenden Bekanntschaft.

»Nun, Marianne«, sagte Elinor, sobald er fort war, »für *einen* Vormittag hast du, denke ich, eine ganze Menge erreicht. Du hast Mr. Willoughbys Meinung bereits in fast jeder wichtigen Angelegenheit in Erfahrung gebracht. Du weißt, was er über Cowper und Scott denkt; du bist sicher, daß er die Schönheiten ihrer Dichtungen schätzt, wie er es sollte, und er hat dir jede erdenkliche Versicherung gegeben, daß er Pope nicht mehr bewundert, als angemessen ist. Aber wie werdet ihr eure Bekanntschaft lange aufrechterhalten können, wenn ihr jedes Gesprächsthema so rasch erledigt? Ihr werdet bald all eure Lieblingsthemen erschöpft haben. Ein weiteres Zusammensein wird genügen, um dir seine Ansichten über malerische Schönheit und zweite Ehen auseinanderzusetzen, und dann bleibt dir nichts mehr zu erkunden übrig . . .«

»Elinor«, rief Marianne, »ist das freundlich? Ist das gerecht? Sind meine Ideen denn so dürftig? Aber ich verstehe, was du meinst. Ich bin zu ungezwungen, zu glücklich, zu freimütig gewesen. Ich habe mich vergangen gegen alle üblichen Vorstellungen von Schicklichkeit! Ich bin offen und aufrichtig gewesen, wo ich zurückhaltend, geistlos, lahm und hinterlistig hätte sein sollen. Hätte ich nur über das Wetter und die Straßen gesprochen, und hätte ich nur einmal in zehn Minuten geredet, wäre mir dieser Tadel erspart geblieben.«

»Meine Liebe«, sagte ihre Mutter, »du mußt doch nicht gleich beleidigt sein – Elinor hat das doch nicht ernst gemeint. Ich würde sie selbst schelten, wenn sie imstande wäre, dir die Freude an deiner Unterhaltung mit unserem neuen Freund schmälern zu wollen.« Marianne war augenblicklich besänftigt.

Willoughby seinerseits lieferte ihnen jeden Beweis seines Vergnügens an ihrer Bekanntschaft, den der offensichtliche Wunsch, diese zu vertiefen, bieten konnte. Sich nach Marianne zu erkundigen benutzte er anfangs als Vorwand; doch die Ermunterung zu weiteren Besuchen, die jeden Tag liebenswürdiger wurde, machte einen solchen Vorwand unnötig, noch ehe er durch Mariannes vollkommene Genesung seine Berechtigung verloren hatte. Sie war einige Tage lang an das Haus gefesselt, doch nie war eine solche Beschränkung weniger lästig gewesen. Willoughby war ein junger Mann von guten Fähigkeiten, einem raschen Vorstellungsvermögen, einem lebhaften Geist und offenen, einnehmenden Umgangsformen. Er war genau dazu geschaffen, Mariannes Herz zu gewinnen, denn mit all dem verband er nicht nur ein einnehmendes Äußeres, sondern auch eine natürliche Begeisterungsfähigkeit, die nun durch ihr eigenes Beispiel geweckt und erhöht wurde und ihm ihre Zuneigung mehr als alles andere gewann.

Seine Gesellschaft wurde für sie allmählich zu ihrem größten Vergnügen. Sie lasen, sie unterhielten sich und sangen zusammen. Seine musikalischen Talente waren beträchtlich; und er las mit der ganzen Empfindsamkeit und dem ganzen Feuer, an denen es Edward unglücklicherweise gefehlt hatte.

In Mrs. Dashwoods Augen war er ebenso fehlerlos wie in Mariannes; und auch Elinor sah nichts an ihm zu tadeln außer einer Neigung, die der ihrer Schwester sehr ähnlich war und diese besonders erfreute – nämlich bei jeder Gelegenheit zu deutlich zu sagen, was er dachte, ohne auf Personen oder Umstände Rücksicht zu nehmen. Indem er sich rasch seine Meinung über andere Leute bildete und sie zum besten gab, allgemeine Höflichkeit dem Vergnügen ungeteilter Aufmerksamkeit opferte, wo sein Herz beteiligt war, und allzu leicht die Formen gesellschaftlichen Anstands mißachtete, bewies er eine Gedankenlosigkeit, die Elinor nicht billigen konnte, trotz allem, was er und Marianne zu deren Verteidigung sagen konnten.

Marianne erkannte nun, daß die Hoffnungslosigkeit, die sie mit sechzehneinhalb ergriffen hatte, jemals einem Mann zu begegnen, der ihren Vorstellungen von Vollkommenheit genügen konnte, vorschnell und ungerechtfertigt gewesen war. Willoughby verkörperte alles, was sie sich in jener unglücklichen Stunde ausgemalt und in allen heiteren Zeiten als geeignet angesehen hatte, sie zu fesseln; und sein Verhalten zeigte, daß er ebenso ernstlich darum bemüht wie auch fähig dazu war.

Auch ihre Mutter, der wegen seiner Aussicht auf Reichtum kein berechnender Gedanke an eine Heirat der beiden gekommen war, wurde noch vor dem Ende der Woche veranlaßt, dies zu hoffen und zu erwarten und sich heimlich dazu zu

beglückwünschen, zwei solche Schwiegersöhne gewonnen zu haben wie Edward und Willoughby.

Colonel Brandons Eingenommenheit für Marianne war schon früh von seinen Freunden entdeckt worden; doch nun, als sie aufhörte, von ihnen beachtet zu werden, nahm Elinor sie zum ersten Mal wahr. Die ganze Aufmerksamkeit der anderen war jetzt auf seinen glücklicheren Rivalen gelenkt, und die Neckereien, die Colonel Brandon auf sich gezogen hatte, noch ehe sie begründet waren, wurden von ihm abgewendet, als seine Gefühle wirklich begannen, den Spott herauszufordern, den allzu große Empfindsamkeit so zu Recht hervorruft. Elinor war, wenn auch ungern, genötigt zu glauben, daß die Gefühle, die ihm Mrs. Jennings zu ihrer eigenen Befriedigung zugeschrieben hatte, ihre Schwester nun tatsächlich in ihm weckte; und wenn die weitgehende Übereinstimmung der Neigungen zwischen Willoughby und Marianne die Liebe Mr. Willoughbys auch noch so begünstigen mochte, war doch ein gleichermaßen bemerkenswerter Gegensatz der Charaktere kein Hindernis für die Liebe Colonel Brandons. Sie sah es mit Besorgnis; denn was konnte ein stiller Mann von fünfunddreißig Jahren hoffen gegenüber einem sehr lebhaften von fünfundzwanzig? Und da sie ihm nicht einmal wünschen konnte, Erfolg zu haben, wünschte sie ihm aufrichtig Gleichgültigkeit. Sie mochte ihn, und trotz seiner Gesetztheit und seiner Zurückhaltung weckte er ihr Interesse. Bei allem Ernst lag doch etwas Sanftes in seinem Verhalten; und seine Zurückhaltung schien eher die Folge eines bedrückten Gemütes als einer natürlichen schwermütigen Veranlagung zu sein. Sir John hatte Andeutungen über frühere Kränkungen und Enttäuschungen fallengelassen, die sie in dem Glauben bestätigten, daß er ein unglücklicher Mensch sei, und sie betrachtete ihn mit Achtung und Mitgefühl.

Vielleicht bedauerte und achtete sie ihn um so mehr, als er von Willoughby und Marianne verächtlich behandelt wurde, die in ihrer Voreingenommenheit gegen ihn, weil er weder lebhaft noch jung war, entschlossen schienen, seine Vorzüge zu unterschätzen.

»Brandon ist genau die Art Mensch«, sagte Willoughby eines Tages, als sie zusammen über ihn sprachen, »von dem jedermann Gutes sagt und aus dem sich niemand etwas macht; den alle entzückt sind zu sehen und mit dem zu sprechen niemand einfällt.«

»Genauso denke ich auch von ihm«, rief Marianne.

»Brüstet euch nur nicht damit«, sagte Elinor, »es ist ungerecht von euch beiden. Er ist hochgeachtet von der ganzen Familie in Barton Park, und ich selbst treffe ihn niemals, ohne mich um eine Unterhaltung mit ihm zu bemühen.«

»Daß er von Ihnen begünstigt wird«, erwiderte Willoughby, »spricht gewiß für ihn; aber was die Achtung der anderen betrifft, so ist das ein Tadel in sich. Wer würde sich der Demütigung aussetzen, von solchen Frauen wie Lady Middleton und Mrs. Jennings anerkannt zu werden, was doch die Gleichgültigkeit aller anderen zur Folge haben kann?«

»Aber vielleicht werden die Beleidigungen solcher Leute wie Sie und Marianne ihn für die Freundschaft von Lady Middleton und ihrer Mutter entschädigen. Wenn deren Lob Tadel ist, so ist euer Tadel vielleicht Lob; denn die beiden sind nicht unkritischer, als ihr voreingenommen und ungerecht seid.«

»In der Verteidigung deines Schützlings kannst du sogar unverschämt sein.«

»Mein Schützling, wie du ihn nennst, ist ein verständiger Mensch; und ein klarer Verstand hat immer etwas Anziehendes für mich. Ja, Marianne, selbst bei einem Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren. Er hat viel von der Welt gesehen; er ist im Ausland gewesen; er ist belesen, und er ist ein intelligenter, vernünftig denkender Mensch. Ich habe festgestellt, daß er mir viele Informationen über die verschiedensten Dinge geben konnte, und er hat meine Fragen stets mit der freundlichen Bereitwilligkeit eines wohlerzogenen Mannes beantwortet.«

»Das heißt«, rief Marianne verächtlich, »er hat dir gesagt, daß das Klima in Ostindien heiß ist und die Moskitos lästig sind.«

»Das *hätte* er mir zweifellos gesagt, wenn ich ihm solche Fragen gestellt hätte; aber das waren zufällig Dinge, die mir schon früher zu Ohren gekommen sind.«

»Vielleicht«, sagte Willoughby, »sind seine Wahrnehmungen sogar bis zu der Existenz von Nabobs, goldenen Mohren und Palankins gegangen.«

»Ich wage zu behaupten, daß *seine* Wahrnehmungen sehr viel weiter gegangen sind als *Ihre* Objektivität. Aber warum haben Sie eine solche Abneigung gegen ihn?«

»Ich habe keine Abneigung gegen ihn, ich betrachte ihn im Gegenteil als einen sehr achtbaren Mann, der von jedermann ein gutes Wort bekommt und von niemand beachtet wird; der mehr Geld hat, als er ausgeben kann, mehr Zeit, als er zu nutzen weiß, und sich jedes Jahr zwei neue Mäntel kauft.«

»Wo noch hinzuzufügen wäre«, rief Marianne, »daß er weder Begabungen noch Geschmack oder Elan besitzt. Daß sein Verstand ohne Brillanz ist, seine Gefühle ohne Leidenschaft und seine Stimme ohne Ausdruck.«



»Ihr entscheidet über seine Unvollkommenheiten so pauschal«, erwiderte Elinor, »und so sehr auf Grund eurer eigenen Vorstellungen, daß das Lob, das ich ihm spenden kann, ziemlich kühl und schwach ist. Ich kann nur erklären, daß er ein vernünftiger Mensch ist, wohlerzogen und wohlinformiert, daß er ein sanftes Wesen und, wie ich glaube, ein liebevolles Herz hat.«

»Miss Dashwood«, rief Willoughby, »Sie behandeln mich jetzt aber gar nicht freundlich. Sie versuchen, mich mit Vernunftgründen zu entwaffnen und mich gegen meinen Willen zu überzeugen. Aber das klappt nicht. Sie werden mich ebenso stur finden, wie Sie raffiniert sind. Ich habe drei unwiderlegbare Gründe, Colonel Brandon nicht zu mögen: Er hat mir mit Regen gedroht, als ich schönes Wetter wollte; er hat etwas an der Aufhängung meines Zweispänners auszusetzen gehabt, und ich konnte ihn nicht überzeugen, meine braune Stute zu kaufen. Wenn es Sie jedoch irgendwie befriedigt zu hören, daß ich seinen Charakter in anderer Hinsicht für untadelig halte, bin ich bereit, dies zuzugeben. Als Gegenleistung zu einem Bekenntnis, das mir einige Mühe bereiten mußte, können Sie mir nicht das Vorrecht versagen, ihn genausowenig wie immer zu mögen.«

## Kapitel 11

Als Mrs. Dashwood und ihre Töchter nach Devonshire kamen, hatten sie sich kaum vorgestellt, daß sich so viele Verpflichtungen ergeben würden, die ihre Zeit in Anspruch nahmen, wie es sich bald herausstellte, und daß sie so häufig eingeladen und ständig Besuch bekommen würden, was ihnen wenig freie Zeit für ernsthafte Beschäftigungen ließ. Doch so war es. Als Marianne wiederhergestellt war, wurden alle Pläne für Vergnügungen zu Hause und außerhalb, die Sir John davor gemacht hatte, ausgeführt. Die Hausbälle in Barton Park begannen nun; und Ausflüge zu Wasser wurden so oft geplant und durchgeführt, wie es das regnerische Oktoberwetter erlaubte. Bei jedem Ereignis dieser Art wurde Willoughby mit einbezogen; und die Ungezwungenheit und der familiäre Ton, die bei diesen Vergnügungen natürlicherweise herrschten, waren ganz dazu angetan, seiner Bekanntschaft mit den Dashwoods eine zunehmende Vertrautheit zu verleihen und ihm Gelegenheit zu geben, die Vorzüge Mariannes kennenzulernen und seine lebhafte Bewunderung für sie zum Ausdruck zu bringen; und er konnte sich in ihrem Verhalten ihm gegenüber ihrer deutlichsten Zuneigung versichern.

Elinor überraschte dies keineswegs. Sie wünschte nur, daß es von den beiden weniger offen gezeigt würde, und ein paarmal wagte sie, Marianne nahezulegen, doch den

Anstand einiger Selbstbeherrschung zu zeigen. Doch Marianne verabscheute jegliches Verheimlichen, wo Freimütigkeit keine wirkliche Schande bringen konnte; und Gefühle zurückhalten zu wollen, die an sich nicht tadelnswert waren, erschien ihr nicht nur als eine unnötige Mühe, sondern als eine schimpfliche Unterwerfung der Vernunft unter banale und irrige Vorstellungen. Willoughby war der gleichen Meinung; und das Betragen der beiden war zu jeder Zeit eine Demonstration ihrer Ansichten.

Wenn er anwesend war, hatte Marianne keine Augen für jemand anders. Alles, was er tat, war richtig. Alles, was er sagte, war geistreich. Wenn ihre Abende in Barton Park mit Kartenspielen beendet wurden, betrog er sich selbst und auch alle anderen, um ihr gute Karten zukommen zu lassen. Wenn Tanzen das Vergnügen des Abends bildete, waren sie die halbe Zeit Partner; und wenn sie für ein paar Tänze genötigt waren, sich zu trennen, achteten sie darauf, daß sie zusammenstanden, und sprachen kaum ein Wort mit irgend jemand anders. Ein solches Verhalten sorgte natürlich dafür, daß man sie gründlich aufzog. Aber Spott konnte sie nicht beschämen und schien sie kaum zu erzürnen.

Mrs. Dashwood nahm an allen ihren Gefühlen mit einer Wärme teil, die sie gar nicht daran denken ließ, diese übermäßige Zurschaustellung zu zügeln. Für sie war es nur die natürliche Folge der starken Liebe eines jungen, leidenschaftlichen Herzens.

Dies war eine Zeit des Glücks für Marianne. Ihr Herz gehörte Willoughby, und die liebevolle Anhänglichkeit an Norland, die sie von Sussex mitgebracht hatte, wurde nun durch den Charme, den seine Gesellschaft ihrem jetzigen Heim verlieh, wohl eher gemildert, als sie geglaubt hatte.

Elinor war nicht so glücklich. Ihr Herz war nicht so ruhig, und an den Vergnügungen hatte sie keine so reine Freude. Sie boten ihr keinen Gefährten, der sie für das entschädigen konnte, was sie zurückgelassen hatte, oder der sie je mit weniger Bedauern an Norland denken ließ. Weder Lady Middleton noch Mrs. Jennings konnten ihr die Unterhaltung bieten, die sie vermißte, obgleich die letztere unentwegt redete und Elinor von Anfang an eine Freundlichkeit entgegenbrachte, die ihr einen großen Anteil an ihren Gesprächen sicherte. Sie hatte Elinor ihre eigene Geschichte bereits drei-oder viermal erzählt, und wäre Elinors Gedächtnis dieser Mitteilungsflut gewachsen gewesen, hätte sie schon sehr zeitig während ihrer Bekanntschaft alle Einzelheiten von Mr. Jennings letzter Krankheit wie auch die letzten Worte, die er wenige Minuten vor seinem Tod zu seiner Gattin gesagt hatte, gekannt. Lady Middleton war nur deshalb angenehmer als ihre Mutter, weil sie stiller war. Elinor

brauchte nicht lange, um zu erkennen, daß ihre Zurückhaltung lediglich ihrer ruhigen Art zuzuschreiben war, die mit Verstand nichts zu tun hatte. Ihrem Gatten und ihrer Mutter gegenüber verhielt sie sich nicht anders als zu ihnen, und ein vertrauter Umgang mit ihr war deshalb weder zu erwarten noch zu wünschen. Sie hatte niemals mehr zu sagen, als was sie am Tag zuvor auch schon gesagt hatte. Ihre Fadheit war unveränderlich, denn selbst ihre Gemütsverfassung war immer die gleiche; und obwohl sie sich den Landpartien, die ihr Gatte arrangierte, nicht widersetzte – vorausgesetzt, alles wurde stilvoll durchgeführt und ihre beiden ältesten Kinder konnten dabeisein –, schien sie niemals mehr Freude daran zu haben, als wenn sie zu Hause gesessen hätte; – und so wenig trug ihre Gegenwart durch Teilnahme an der Unterhaltung zum Vergnügen der anderen bei, daß sie manchmal nur durch ihre Besorgnis wegen ihrer lärmenden Jungen daran erinnert wurden, daß sie unter ihnen war.

Allein in Colonel Brandon von all ihren neuen Bekannten fand Elinor wirklich einen Menschen, der überhaupt den Respekt eines befähigten Mannes beanspruchen konnte, der Interesse an einer Freundschaft erweckte und an dessen Gesellschaft man sich erfreuen konnte. Willoughby kam nicht in Frage. Ihre Bewunderung und Achtung, selbst eine schwesterliche Achtung gehörten ihm ganz und gar; aber er war ein Liebhaber; seine Aufmerksamkeiten galten allein Marianne, und ein weit weniger angenehmer Mann wäre da vielleicht im großen und ganzen bessere Gesellschaft gewesen. Colonel Brandon bekam zu seinem Unglück keine solche Ermutigung, nur an Marianne zu denken, und in seiner Unterhaltung mit Elinor fand er den größten Trost für die gänzliche Gleichgültigkeit ihrer Schwester.

Elinors Mitgefühl für ihn wurde noch größer, da sie Grund hatte zu vermuten, daß er den Schmerz enttäuschter Liebe schon einmal kennengelernt hatte. Diese Vermutung hatte sich aus Worten ergeben, die er eines Abends in Barton Park, als sie sich mit beiderseitigem Einverständnis hingesetzt hatten, während die anderen tanzten, zufällig fallenließ. Seine Augen waren auf Marianne gerichtet, und nach einem Schweigen von einigen Minuten sagte er mit einem schwachen Lächeln: »Ihre Schwester billigt, wie ich höre, keine zweite Bindung.«

»Nein«, erwiderte Elinor, »ihre Überzeugungen sind ganz und gar romantisch.«

»Oder sie meint vielmehr, daß es das gar nicht geben kann.«

»Vermutlich ja. Aber wie sie das fertigbringt, ohne über den Charakter ihres eigenen Vaters nachzudenken, der selbst zwei Frauen hatte, weiß ich nicht. Doch in ein paar weiteren Jahren werden ihre Ansichten eine vernünftige Grundlage gesunden

Menschenverstands und Wahrnehmungsvermögens erhalten haben; und dann sind sie vielleicht nicht nur von ihr selbst, sondern auch für andere leichter zu verstehen und zu rechtfertigen als jetzt.«

»Das wird wahrscheinlich der Fall sein«, erwiderte er, »und doch liegt etwas so Liebenswertes in den Vorurteilen eines jungen Gemütes, daß es einem leid tut zu sehen, wie es sich allgemeingültigeren Ansichten öffnet.«

»Da kann ich Ihnen nicht zustimmen«, sagte Elinor. »Gefühle wie die Mariannes bringen Unannehmlichkeiten mit sich, die der ganze Charme der Begeisterung und Unwissenheit in der Welt nicht aufwiegen kann. Mit ihren Anlagen hat sie die unglückselige Tendenz, Anstandsregeln zu ignorieren; daß sie einmal die Welt besser kennenlernen wird, davon erhoffe ich mir für sie den allergrößten Gewinn.«

Nach einer kurzen Pause nahm er die Unterhaltung mit den Worten wieder auf: »Macht Ihre Schwester keinen Unterschied in ihren Einwänden gegen eine zweite Bindung? Oder sollte es bei jedem gleichermaßen strafbar sein? Sollen diejenigen, die bei ihrer ersten Wahl – ob nun wegen des Wankelmuts des geliebten Menschen oder durch widrige Umstände – enttäuscht worden sind, für den Rest ihres Lebens gleichermaßen an keine neue Liebe denken dürfen?«

»Auf mein Wort, mit den genauen Einzelheiten ihrer Grundsätze bin ich nicht vertraut. Ich weiß nur, daß ich sie bisher niemals von einem Fall einer zweiten Bindung habe zugeben hören, daß sie verzeihlich sei.«

»Das«, sagte er, »wird nicht so bleiben; aber eine Änderung, eine völlige Änderung der Gefühle – nein, nein, wünschen Sie das nicht –, denn wenn die romantischen Feinheiten einer jungen Seele verdrängt werden müssen, wie oft folgen ihnen dann Ansichten, die nur zu alltäglich und zu bedenklich sind! Ich spreche aus Erfahrung. Ich kannte eine Dame, deren Veranlagung und deren Denken und Fühlen sehr denen Ihrer Schwester glichen, die dachte und urteilte wie sie, doch die wegen einer erzwungenen Veränderung – einer Folge unglücklicher Umstände . . .« Hier hielt er plötzlich inne, dachte anscheinend, daß er zuviel gesagt hatte, und der Ausdruck seines Gesichts gab Elinor Anlaß zu Vermutungen, die ihr sonst nicht in den Sinn gekommen wären. Die Dame hätte bei ihr wahrscheinlich keinen Verdacht erregt, hätte der Colonel Miss Dashwood nicht davon überzeugt, daß ihm nichts entschlüpfen sollte, was diese betraf. Wie die Dinge lagen, brauchte es nicht viel, in Gedanken seine Gemütsbewegung mit einer zärtlichen Erinnerung an eine frühere Liebe in Verbindung zu bringen. Elinor verfolgte den Gedanken nicht weiter. Doch Marianne hätte es an ihrer Stelle nicht mit so wenig bewenden lassen. Die ganze Geschichte wäre unter

ihrer lebhaften Phantasie sehr rasch entwickelt und alles in die traurigste Klasse unglücklicher Liebe aufgenommen worden.

## Kapitel 12

Als Elinor und Marianne am nächsten Morgen zusammen spazierengingen, berichtete die letztere ihrer Schwester eine Neuigkeit, die trotz allem, was sie von Mariannes Unklugheit und Gedankenlosigkeit kannte, durch einen jedes Maß übersteigenden Beweis von beidem überraschte. Marianne erzählte ihr mit dem größten Vergnügen, daß Willoughby ihr ein Pferd geschenkt hatte, eins, das er selbst auf seinem Gut in Somersetshire gezüchtet hatte und das ganz speziell für eine Frau bestimmt war. Ohne zu bedenken, daß es nicht in der Absicht ihrer Mutter lag, ein Pferd zu halten – daß sie, falls sie ihren Beschluß um dieses Geschenkes willen ändern würde, ein weiteres für einen Diener kaufen müßte und dazu einen Diener halten, um es zu reiten, und schließlich einen Stall bauen müßte, um die Pferde unterzubringen –, hatte sie das Geschenk ohne Zögern angenommen und erzählte es ihrer Schwester voller Begeisterung.

»Er will seinen Stallburschen sofort nach Somersetshire schicken, um es zu holen«, fügte sie hinzu, »und wenn es hier ist, wollen wir jeden Tag ausreiten. Du sollst seine Benutzung mit mir teilen. Stell dir nur vor, meine liebe Elinor, was für ein Vergnügen ein Galopp auf diesen Hügeln sein wird.«

Äußerst unwillig ließ sie sich aus einem so glücklichen Traum reißen, um sich all die traurigen Wahrheiten klarzumachen, die mit dieser Sache verbunden waren, und eine Zeitlang weigerte sie sich, den Tatsachen nachzugeben. Was einen zusätzlichen Diener anging, wären die Ausgaben gering; Mama, da war sie sicher, würde niemals etwas dagegen haben; und für *ihn* wäre jedes Pferd gut genug; er könnte immer eins in Barton Park bekommen; und was den Stall betraf, so würde ein bloßer Schuppen ausreichen. Elinor erlaubte sich dann anzuzweifeln, daß es richtig sei, ein solches Geschenk von einem Mann anzunehmen, den sie so wenig oder zumindest erst seit so kurzer Zeit kannte. Das war zuviel.

»Du irrst dich, Elinor«, sagte sie heftig, »wenn du annimmst, ich weiß sehr wenig von Willoughby. Ich kenne ihn in der Tat noch nicht lange, aber ich kenne ihn besser als irgendeinen anderen Menschen in der Welt, außer dir und Mama. Nicht Zeit oder Gelegenheit sind entscheidend, um miteinander vertraut zu werden, sondern allein die Charakteranlagen. Sieben Jahre würden für einige Leute nicht ausreichen, um einander

kennenzulernen, und für andere sind sieben Tage mehr als genug. Ich hielt mich größerer Unschicklichkeit für schuldig, wenn ich ein Pferd von meinem Bruder annehmen würde als von Willoughby. Von John weiß ich sehr wenig, obgleich wir jahrelang zusammen gelebt haben; aber über Willoughby habe ich mir längst mein Urteil gebildet.«

Elinor hielt es für das klügste, dieses Thema nicht mehr zu berühren. Sie kannte das Temperament ihrer Schwester. Ein Widersprechen bei einer so heiklen Angelegenheit würde sie nur um so mehr an ihrer Meinung festhalten lassen. Aber ein Appell an die Liebe zu ihrer Mutter, in dem sie ihr die Schwierigkeiten vorstellte, die diese nachsichtige Mutter auf sich nehmen mußte, wenn (wie es wahrscheinlich der Fall sein würde) sie dieser Erweiterung des Haushalts zustimmte, dämpfte Marianne sehr bald, und sie versprach, das Angebot nicht zu erwähnen, um ihre Mutter dadurch nicht zu einem so unklugen Beweis ihrer Güte zu verleiten und Willoughby, wenn sie ihn das nächste Mal sehen würde, zu sagen, daß sie das Geschenk ablehnen müsse.

Sie hielt gewissenhaft Wort; und als Willoughby noch am gleichen Tag zu ihnen kam, hörte Elinor, wie sie ihm gegenüber mit leiser Stimme ihre Enttäuschung darüber äußerte, daß sie genötigt sei, auf die Annahme seines Geschenks zu verzichten. Die Gründe für diesen Wandel wurden ihm gleichfalls mitgeteilt, und sie waren von einer Art, die jede weitere Bitte von seiner Seite unmöglich machte. Seine Betroffenheit war jedoch ganz offensichtlich; und nachdem er sie aufrichtig zum Ausdruck gebracht hatte, fügte er ebenso leise hinzu: »Aber, Marianne, das Pferd bleibt Ihnen, auch wenn Sie es jetzt nicht nutzen können. Ich werde es behalten, bis Sie es beanspruchen können. Wenn Sie Barton verlassen, um Ihren eigenen Hausstand in einem dauerhafteren Heim zu gründen, soll Queen Mab Sie empfangen.«

Das alles hatte Miss Dashwood mit angehört; und in seinen ganzen Worten, der Art, wie er sie vorbrachte, und der Anrede ihrer Schwester allein mit dem Vornamen, erkannte sie augenblicklich eine so deutliche Vertrautheit, eine so unmittelbare Bedeutung, daß es ein vollkommenes Einverständnis zwischen den beiden geben mußte. Von diesem Augenblick an zweifelte sie nicht, daß sie miteinander verlobt waren; und diese Überzeugung überraschte sie nur insofern, als so offenerherzige Naturen es ihr und ihren Angehörigen überließen, dies durch Zufall zu entdecken.

Margaret erzählte ihr am nächsten Tag etwas, das diese Angelegenheit in ein noch klareres Licht rückte. Willoughby hatte den Abend davor mit ihnen verbracht, und Margaret, die einige Zeit allein mit ihm und Marianne im Wohnzimmer geblieben war,

hatte Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten, was sie mit höchst wichtiger Miene ihrer ältesten Schwester berichtete, als sie das nächste Mal mit ihr allein war.

»O Elinor, ich muß dir ein solches Geheimnis über Marianne erzählen. Sie wird ganz bestimmt sehr bald mit Mr. Willoughby verheiratet sein.«

»Das erzählst du mir nun schon fast jeden Tag«, erwiderte Elinor, »seit sie sich auf dem High-Church-Hügel zum erstenmal begegnet sind; und sie hatten sich, glaube ich, noch keine Woche gekannt, als du schon sicher warst, daß Marianne sein Bild um den Hals trug; aber dann stellte sich heraus, daß es nur eine Miniatur von unserem Großonkel war.«

»Aber das ist doch etwas ganz anderes. Ich bin sicher, sie werden sehr bald heiraten, er hat nämlich eine Locke von ihrem Haar bekommen.«

»Paß nur auf, Margaret, es könnte vielleicht nur eine Locke von einem Großonkel von ihm sein.«

»Aber wirklich, Elinor, sie ist von Marianne. Da bin ich fast ganz sicher, ich hab nämlich gesehen, wie er sie abschnitt. Gestern abend nach dem Tee, als du mit Mama rausgegangen warst, haben sie furchtbar schnell miteinander geredet und geflüstert, und er schien sie um etwas zu bitten, und dann hat er gleich ihre Schere genommen und eine lange Locke von ihrem Haar abgeschnitten, das war ihr nämlich ganz auf den Rücken heruntergefallen; und er hat es geküßt und in ein Stück weißes Papier gefaltet und in seine Brieftasche gelegt.«

Angaben von solcher Beweiskraft mußte Elinor ja Glauben schenken, und sie war auch durchaus geneigt dazu, denn die Umstände stimmten vollkommen mit dem überein, was sie selbst gehört und gesehen hatte.

Margarets Scharfsinn zeigte sich nicht immer in so befriedigender Weise für ihre Schwester. Als Mrs. Jennings sie eines Tages in Barton Park bestürmte, ihr doch den Namen des jungen Mannes zu nennen, dem Elinors besondere Vorliebe galt, was schon seit langem so sehr ihre Neugierde geweckt hatte, antwortete Margaret mit einem Blick auf ihre Schwester: »Das darf ich doch nicht sagen, stimmt's, Elinor?«

Das brachte natürlich alle zum Lachen; und Elinor versuchte ebenfalls zu lachen. Aber es gelang ihr nur schwer. Sie war überzeugt, daß Margaret an eine bestimmte Person dachte, und es wäre ihr unerträglich, wenn Mrs. Jennings deren Namen zu ständigen Witzeleien benutzte.

Marianne fühlte aufrichtig mit ihr, doch schadete es der Sache mehr, als es nützte, als sie rot wurde und ärgerlich zu Margaret sagte: »Was deine Vermutungen auch sein mögen, vergiß nicht, daß du kein Recht hast, sie auszusprechen.«

»Ich habe überhaupt nichts vermutet«, erwiderte Margaret; »du selber hast es mir doch erzählt.«

Das erhöhte nur noch das Vergnügen der Gesellschaft, und Margaret wurde eifrig gedrängt, noch mehr zu sagen.

»Ach, bitte, Miss Margaret, lassen Sie uns alles wissen«, sagte Mrs. Jennings. »Wie ist der Name dieses Herrn?«

»Ich darf es nicht sagen, Ma'am. Aber ich kenne seinen Namen sehr gut; und ich weiß auch, wo er ist.«

»Ja, ja, wir können uns denken, wo er ist; bestimmt in seinem eigenen Haus in Norland. Ich könnte mir denken, daß es der Vikar der Gemeinde dort ist.«

»Nein, das ist er nicht. Er hat überhaupt keinen Beruf.«

»Margaret«, sagte Marianne sehr heftig, »du weißt, daß alles deine eigene Erfindung ist und daß es eine solche Person gar nicht gibt.«

»Na, dann muß er neuerdings gestorben sein, Marianne, ich bin nämlich sicher, daß es einmal einen solchen Mann gab, und sein Name beginnt mit einem F.«

Überraschend dankbar war Elinor Lady Middleton, weil diese in dem Moment bemerkte, daß »es sehr stark regnet« – wenn sie auch glaubte, daß die Unterbrechung ihren Grund weniger in irgendwelcher Aufmerksamkeit ihr gegenüber hatte als in der großen Abneigung Ihrer Ladyschaft gegen solche plumpen Neckereien, wie sie ihren Gatten und ihre Mutter ergötzten. Doch ihre Bemerkung wurde sogleich von Colonel Brandon aufgegriffen, der bei jeder Gelegenheit auf die Gefühle anderer Rücksicht nahm, und beide hatten zum Thema Regen viel zu sagen. Willoughby öffnete das Klavier und bat Marianne, sich daran zu setzen; und so, inmitten der verschiedenen Bemühungen mehrerer Leute, von dem Thema abzukommen, hatte es plötzlich ein Ende gefunden. Doch so leicht erholte sich Elinor nicht von dem Schrecken, in den es sie versetzt hatte.

Am selben Abend wurde für den folgenden Tag eine Landpartie zu einem sehr schönen Ort, etwa zwölf Meilen von Barton entfernt, verabredet, der einem Schwager Colonel Brandons gehörte und der ohne dessen Teilnahme nicht besucht werden



konnte; der Besitzer, der zur Zeit im Ausland weilte, hatte strenge Anordnungen in diesem Punkt hinterlassen. Die Parkanlagen wurden für wunderschön erklärt, und Sir John, der sie besonders eifrig lobte, konnte das durchaus beurteilen, denn er hatte während der letzten Jahre mindestens zweimal im Sommer Landpartien arrangiert, um sie zu besuchen. Es gab dort ein herrliches Gewässer; eine Spazierfahrt auf einem Segelboot sollte einen großen Teil des vormittäglichen Vergnügens bilden; man wollte kalten Proviant mitnehmen und nur mit offenen Kutschen fahren, und alles sollte in der üblichen Art und Weise einer vollendeten Vergnügungstour vonstatten gehen.

Einigen wenigen der Teilnehmer erschien das ein ziemlich kühnes Unternehmen, wenn man die Jahreszeit bedachte und daß es während der letzten zwei Wochen jeden Tag geregnet hatte; und Mrs. Dashwood, die bereits erkältet war, wurde von Elinor überredet, zu Hause zu bleiben.

### Kapitel 13

Der geplante Ausflug gestaltete sich ganz anders, als Elinor erwartet hatte. Sie war darauf vorbereitet, am Ende völlig durchnäßt, müde und erschöpft zu sein; doch die Dinge nahmen einen noch unglücklicheren Verlauf, denn sie fuhren überhaupt nicht.

Um zehn Uhr war die ganze Gesellschaft im Park versammelt, wo man frühstücken wollte. Obgleich es die ganze Nacht geregnet hatte, war der Morgen recht vielversprechend, da sich die Wolken jetzt am Himmel zerstreuten und die Sonne zum Vorschein kam. Sie waren alle in gehobener Stimmung und voll guter Laune, begierig, sich zu vergnügen, und entschlossen, eher die größten Unbequemlichkeiten und Beschwerden auf sich zu nehmen, als darauf zu verzichten.

Während sie beim Frühstück saßen, wurden die Briefe gebracht. Unter ihnen befand sich auch ein Brief für Colonel Brandon; er nahm ihn entgegen, sah auf die Adresse, wechselte die Farbe und verließ augenblicklich das Zimmer.

»Was ist denn mit Colonel Brandon los?« sagte Sir John.

Niemand wußte es.

»Ich hoffe, er hat keine schlechte Nachricht bekommen«, sagte Lady Middleton. »Es muß schon etwas Außergewöhnliches sein, das Colonel Brandon veranlassen konnte, meinen Frühstückstisch so plötzlich zu verlassen.«

Nach fünf Minuten kam er zurück.

»Doch keine schlechte Nachricht, hoffe ich, Colonel?« sagte Mrs. Jennings, sobald er hereinkam.

»Ganz und gar nicht, Ma'am, danke.«

»War er aus Avignon? Ich hoffe, es ist keine Mitteilung, daß es Ihrer Schwester schlechter geht?«

»Nein, Ma'am. Er kommt aus der Stadt, es ist nur ein Geschäftsbrief.«

»Aber wie kann es sein, daß schon die Handschrift Sie so sehr aus der Fassung bringt, wenn es nur ein Geschäftsbrief ist? Kommen Sie schon, das ist es doch nicht, Colonel; lassen Sie uns also die Wahrheit hören.«

»Meine liebe Mama«, sagte Lady Middleton, »besinne dich, was du sagst.«

»Vielleicht bringt er Ihnen die Nachricht, daß Ihre Cousine Fanny geheiratet hat?« sagte Mrs. Jennings, ohne sich um den Verweis ihrer Tochter zu kümmern.

»Nein, wirklich, das ist es nicht.«

»Na, dann weiß ich, von wem er ist, Colonel. Und ich hoffe, es geht ihr gut.«

»Wen meinen Sie, Ma'am?« sagte er und wurde ein wenig rot.

»Oh, Sie wissen schon, wen ich meine.«

»Es tut mir ganz besonders leid, Ma'am«, sagte er zu Lady Middleton gewandt, »daß ich gerade heute diesen Brief bekommen habe, denn es geht um eine Sache, die meine sofortige Anwesenheit in der Stadt erfordert.«

»In der Stadt!« rief Mrs. Jennings. »Was können Sie zu dieser Zeit des Jahres in der Stadt zu tun haben?«

»Es ist für mich selbst ein großer Verlust«, fuhr er fort, »daß ich genötigt bin, eine so angenehme Gesellschaft zu verlassen; und es bekümmert mich um so mehr, als meine Gegenwart leider erforderlich ist, um Ihnen in Whitwell Einlaß zu verschaffen.«

Was für ein Schlag war das für sie alle!

»Aber wenn Sie uns eine Nachricht an die Haushälterin mitgeben würden, Mr. Brandon«, sagte Marianne eifrig, »wäre das nicht ausreichend?«

Er schüttelte den Kopf.

»Wir müssen fahren«, sagte Sir John. »Es kann nicht mehr aufgeschoben werden, wo wir doch schon so nahe daran sind. Sie können eben erst morgen in die Stadt fahren, Brandon, das ist es.«

»Ich wünschte, es wäre so einfach zu regeln. Aber es liegt nicht in meiner Macht, meine Reise auch nur um einen Tag zu verschieben.«

»Wenn Sie uns nur wissen ließen, was das für ein Geschäft ist«, sagte Mrs. Jennings, »dann könnten wir feststellen, ob es aufgeschoben werden kann oder nicht.«

»Sie kämen keine sechs Stunden später«, sagte Willoughby, »wenn Sie Ihre Reise bis zu unserer Rückkehr aufschieben würden.«

»Ich kann es mir nicht leisten, auch nur eine Stunde zu verlieren.«

Elinor hörte darauf, wie Willoughby mit leiser Stimme zu Marianne sagte: »Es gibt einige Leute, die können Landpartien nicht ausstehen, und Brandon ist einer davon. Bestimmt hatte er nur Angst, sich zu erkälten, und hat sich diese List ausgedacht, um sich da herauszuwinden. Ich wette fünfzig Guineen, daß er den Brief selbst geschrieben hat.«

»Das glaube ich auch«, sagte Marianne.

»Sie sind nicht zu bewegen, Ihren Entschluß zu ändern, Brandon, wenn Sie sich einmal entschieden haben«, sagte Sir John, »das kenne ich schon. Aber ich hoffe, Sie überlegen es sich trotzdem noch. Bedenken Sie, hier sind die beiden Misses Carey, die von Newton herübergekommen sind, die drei Misses Dashwood, die von Barton Cottage zu Fuß hierher gekommen sind, und Mr. Willoughby, der extra zwei Stunden vor seiner gewöhnlichen Zeit aufgestanden ist, um Whitwell zu sehen.«

Colonel Brandon drückte erneut sein Bedauern aus, daß er die Ursache für die Enttäuschung aller Versammelten sei, erklärte dies jedoch gleichzeitig für unvermeidbar.

»Nun, denn – und wann werden Sie wieder zurückkommen?«

»Ich hoffe, wir werden Sie wieder in Barton sehen, sobald Sie es einrichten können, die Stadt zu verlassen«, fügte Lady Middleton hinzu; »wir müssen eben die Landpartie nach Whitwell bis zu Ihrer Rückkehr aufschieben.«

»Sie sind sehr freundlich. Aber es ist so ungewiß, wann es mir möglich sein wird zurückzukommen, daß ich gar nicht wage, etwas zu versprechen.«

»Oh! Er muß und wird zurückkommen«, rief Sir John. »Wenn er bis zum Ende der Woche nicht wieder hier ist, werde ich ihn holen gehen.«

»Ja, tun Sie das, Sir John«, rief Mrs. Jennings, »und dann finden Sie vielleicht auch heraus, was das für ein Geschäft ist.«

»Ich möchte mich nicht in die Angelegenheiten anderer Leute mischen; ich vermute, es ist etwas, dessen er sich schämt.«

Colonel Brandons Pferde wurden angekündigt.

»Sie wollen doch nicht etwa in die Stadt reiten?« fügte Sir John hinzu.

»Nein – nur bis Honiton. Dann nehme ich die Postkutsche.«

»Nun, da Sie einmal entschlossen sind zu gehen, wünsche ich Ihnen eine gute Reise. Aber sie sollten es sich lieber anders überlegen.«

»Ich versichere Ihnen, es liegt nicht in meiner Macht.«

Dann verabschiedete er sich von allen.

»Gibt es denn keine Hoffnung, Sie und Ihre Schwestern in diesem Winter in der Stadt zu sehen, Miss Dashwood?«

»Nein, leider gar keine.«

»Dann muß ich Ihnen für eine längere Zeit Lebewohl sagen, als mir lieb ist.«

Vor Marianne machte er nur eine Verbeugung und sagte nichts.

»Kommen Sie schon, Colonel«, sagte Mrs. Jennings, »bevor Sie gehen, lassen Sie uns wissen, weshalb Sie fortgehen.«

Er wünschte ihr einen guten Morgen und ging, von Sir John begleitet, hinaus.

Das Beschweren und Lamentieren, das man aus Höflichkeit bisher unterdrückt hatte, brach nun allgemein hervor, und alle versicherten einander immer wieder, wie unerträglich es sei, so enttäuscht zu werden.

»Aber ich kann mir schon denken, was für ein Geschäft das bei ihm ist«, sagte Mrs. Jennings frohlockend.

»Wirklich, Ma'am?« fragten sie fast alle.

»Ja, ich bin sicher, es ist wegen Miss Williams.«

»Und wer ist Miss Williams?« fragte Marianne.

»Wie, Sie wissen nicht, wer Miss Williams ist? Bestimmt haben Sie schon von ihr gehört. Es ist eine Verwandte des Colonels, meine Liebe – eine sehr nahe Verwandte. Ich will ja nicht sagen, wie nahe, aus Furcht, die jungen Damen zu schockieren. Dann dämpfte sie ihre Stimme ein wenig und sagte zu Elinor: »Sie ist seine uneheliche Tochter.«

»Tatsächlich!«

»O ja; und ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Es kann gut sein, daß er ihr sein ganzes Vermögen vermacht.«

Als Sir John zurückkam, stimmte er kräftig in das allgemeine Bedauern über diesen so unglückseligen Vorfall ein; doch schloß er mit der Bemerkung, daß sie, da sie nun einmal alle versammelt seien, etwas zu ihrem Vergnügen unternehmen müßten; und nach einiger Beratung kamen sie überein, daß sie ihre Fassung durch eine Spazierfahrt in der Umgebung einigermaßen wiedergewinnen könnten, doch wirkliche Freude hätten sie nur in Whitwell gehabt. Also wurden die Kutschen bestellt; Willoughbys war die erste, und Marianne hatte niemals glücklicher ausgesehen, als in dem Augenblick, da sie in die Kutsche stieg. Er fuhr sehr schnell durch den Park, und bald waren sie dem Blick der anderen entschwunden und wurden bis zu ihrer Rückkehr – und das war erst, nachdem alle anderen schon wieder da waren – nicht mehr gesehen. Es schien, daß beide größtes Vergnügen an ihrer Fahrt gehabt hatten, doch sie erklärten nur ganz allgemein, daß sie auf den Wegen geblieben waren, während die anderen im Hügelland spazierenfuhren.

Für den Abend wurde ein Tanz vereinbart, und alle sollten den ganzen Tag lang besonders fröhlich sein. Zum Dinner kamen noch ein paar von den Careys hinzu, und zu ihrer Freude waren es nun fast zwanzig Leute, die am Tisch Platz nahmen, was Sir John mit großer Zufriedenheit feststellte. Willoughby nahm seinen üblichen Platz zwischen den beiden älteren Miss Dashwoods ein. Mrs. Jennings saß rechts neben Elinor, und sie saßen noch nicht lange, als sie sich zurücklehnte und an Elinor und Willoughby vorbei zu Marianne so laut, daß es beide hören konnten, sagte: »Ich habe Sie trotz all Ihrer Schliche durchschaut. Ich weiß, wo Sie den Vormittag verbracht haben.«

Marianne wurde rot und erwiderte sehr hastig: »Und wo, bitte?«

»Wußten Sie nicht«, sagte Willoughby, »daß wir in meinem Zweispänner ausgefahren waren?«

»Ja, ja, Mr. Dreist, das weiß ich sehr wohl, und ich war entschlossen herauszufinden, wo Sie gewesen sind. Ich hoffe, Ihr Haus gefällt Ihnen, Miss Marianne. Ich weiß, es ist sehr groß, und wenn ich Sie besuchen komme, hoffe ich, Sie haben es neu ausgestattet; das hatte es nämlich schon sehr nötig, als ich vor sechs Jahren dort war.«

Marianne wandte sich völlig verwirrt ab. Mrs. Jennings lachte herzlich; und Elinor fand heraus, daß Mrs. Jennings in ihrem festen Vorsatz zu erfahren, wo sie gewesen waren, doch tatsächlich ihr eigenes Dienstmädchen genötigt hatte, den Stallburschen Mr. Willoughbys zu befragen; auf diese Weise hatte sie in Erfahrung gebracht, daß sie in Allenham gewesen waren und eine beträchtliche Zeit damit verbracht hatten, im Garten umherzugehen und das ganze Haus zu besichtigen.

Elinor konnte das kaum glauben; es schien sehr unwahrscheinlich, daß Willoughby ihr vorgeschlagen haben und Marianne einverstanden gewesen sein sollte, das Haus in Anwesenheit von Mrs. Smith zu betreten, mit der Marianne nicht im mindesten bekannt war.

Sobald sie das Speisezimmer verlassen hatten, fragte Elinor sie danach; und zu ihrer großen Verwunderung mußte sie feststellen, daß Mrs. Jennings Bemerkungen in jeder Einzelheit durchaus der Wahrheit entsprachen. Marianne war ziemlich ärgerlich auf sie, daß sie es anzweifelte.

»Warum solltest du annehmen, Elinor, daß wir da *nicht* hingegangen sind oder das Haus *nicht* besichtigt haben? Ist es nicht etwas, was du oft schon selbst tun wolltest?«

»Ja, Marianne, aber ich würde nicht hingehen, wenn Mrs.

Smith anwesend wäre, und dann auch nicht allein nur mit Mr. Willoughby.«

»Aber Mr. Willoughby ist doch die einzige Person, die ein Recht haben kann, das Haus zu zeigen; und da wir in einer offenen Kutsche fahren, war es unmöglich, noch einen anderen Begleiter mitzunehmen. Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen erfreulicheren Vormittag verbracht.«

»Ich fürchte«, erwiderte Elinor, »daß eine Beschäftigung erfreulich ist, beweist nicht immer, daß sie auch schicklich ist.«

»Im Gegenteil, nichts kann ein stärkerer Beweis dafür sein, Elinor, denn wäre das, was ich tat, wirklich unschicklich gewesen, wäre es mir zu der Zeit bewußt geworden, denn man weiß immer, wenn man etwas Falsches tut, und mit einer solchen Überzeugung hätte ich kein Vergnügen daran haben können.«

»Aber, meine liebe Marianne, wo dir dies schon einige ungehörige Bemerkungen eingebracht hat, beginnst du da nicht an der Besonnenheit deines Verhaltens zu zweifeln?«

»Wenn die ungehörigen Bemerkungen von Mrs. Jennings ein Beweis für unschickliches Verhalten sein sollen, dann sündigen wir alle in jedem Augenblick unseres Lebens. Ihr Tadel bedeutet mir nicht mehr, als es ihr Lob täte. Ich bin mir nicht bewußt, irgend etwas Falsches getan zu haben, als ich durch Mrs. Smiths Gartenanlagen gegangen bin und ihr Haus besichtigt habe. Die werden eines Tages Mr. Willoughby gehören, und . . .«

»Auch wenn sie eines Tages die deinen wären, Marianne, würde dies nicht rechtfertigen, was du getan hast.«

Sie errötete bei dieser Andeutung, doch war sie sichtlich erfreut darüber; und nach einer zehnminütigen Pause ernsten Nachdenkens kam sie wieder zu ihrer Schwester und sagte in allerbesten Laune: »Vielleicht war es ziemlich unbesonnen von mir, nach Allenhurst mitzufahren, aber Mr. Willoughby wünschte ganz besonders, es mir zu zeigen; und es ist ein entzückendes Haus, das versichere ich dir. In der oberen Etage befindet sich ein ganz bezauberndes Wohnzimmer von einer hübschen, behaglichen Größe für die dauernde Benutzung; und mit modernen Möbeln wäre es wunderschön. Es ist ein Eckzimmer und hat an zwei Seiten Fenster. Auf der einen Seite blickt man über den Rasenplatz hinter dem Haus hinweg auf einen wunderschönen bewaldeten Abhang; und auf der anderen Seite hat man einen Blick auf die Kirche und das Dorf, und jenseits davon auf die prächtigen kühnen Hügel, die wir so oft bewundert haben. Ich habe das Zimmer nicht in einem günstigen Zustand gesehen, denn nichts konnte trostloser sein als seine Einrichtung; aber wenn es neu ausgestattet würde – mit ein paar hundert Pfund, sagt Willoughby – würde daraus eines der schönsten Sommerzimmer von England werden.«

Hätte Elinor ihr ohne Unterbrechung durch die anderen zuhören können, so hätte sie jedes Zimmer in dem Haus mit dem gleichen Entzücken beschrieben.

## Kapitel 14

Das plötzliche Ende von Colonel Brandons Besuch in Barton Park und sein standhaftes Verschweigen der Gründe dafür beschäftigten und verwunderten Mrs. Jennings mehrere Tage lang; sie wunderte sich überhaupt beständig, wie es ein jeder tun muß, der ein so lebhaftes Interesse an allem Kommen und Gehen seiner ganzen

Bekanntheit bekundet. Sie wunderte sich beinahe ununterbrochen, was wohl der Grund sein könnte, war sicher, daß es eine schlechte Nachricht gegeben haben mußte, und ging in Gedanken alle Arten von Leid, die ihm widerfahren sein könnten, mit dem festen Entschluß durch, daß er ohne das ein oder andere nicht davonkommen sollte.

»Es muß bestimmt etwas sehr Trauriges sein«, sagte sie. »Ich konnte es ihm am Gesicht ansehen. Der arme Mann! Ich fürchte, seine Angelegenheiten stehen schlecht. Das Gut in Delaford wurde nie auf mehr als zweitausend Pfund im Jahr geschätzt, und sein Bruder hinterließ alles in einem sehr verworrenen Zustand. Ich glaube sicher, man hat wegen Geldangelegenheiten nach ihm geschickt, was kann es denn sonst gewesen sein? Ob es das wohl ist? Ich würde sonst alles dafür geben, um die Wahrheit zu erfahren. Vielleicht ist es auch wegen Miss Williams – das kann übrigens gut sein, denn er blickte so befangen drein, als ich sie erwähnte. Vielleicht ist sie in der Stadt krank geworden; nichts in der Welt ist wahrscheinlicher; ich habe den Verdacht, daß sie schon immer ziemlich kränklich war. Ich gehe jede Wette ein, es ist wegen Miss Williams. Es ist nicht so sehr wahrscheinlich, daß ihm seine finanziellen Verhältnisse *jetzt* noch Sorgen machen, denn er ist ein sehr umsichtiger Mensch, und er hat das Gut bestimmt inzwischen schuldenfrei gemacht. Was kann es nur sein! Vielleicht geht es seiner Schwester in Avignon schlechter, und sie hat nach ihm geschickt. Seine Abreise in solcher Eile macht das sehr wahrscheinlich. Na, ich wünsche ihm von ganzem Herzen, daß er all seine Sorgen los wird – und wünsche ihm eine gute Frau dazu.«

So überlegte und redete Mrs. Jennings hin und her, und ihre Meinung änderte sich mit jeder neuen Vermutung, und alle schienen gleichermaßen wahrscheinlich. Obgleich Elinor wirklich am Wohlergehen Colonel Brandons Anteil nahm, konnte sie sich doch nicht soviel Gedanken um seine so plötzliche Abreise machen, wie Mrs. Jennings es gewünscht hätte; denn außer daß dieser Umstand ihrer Meinung nach keine so dauernde Verwunderung und so vielfältige Spekulationen rechtfertigte, waren *ihre* Gedanken anderweitig in Anspruch genommen, und zwar von dem seltsamen Schweigen ihrer Schwester und Willoughbys über das Thema, das, wie sie wissen mußten, für sie alle von besonderem Interesse war. Da dieses Schweigen anhielt, ließ es jeder neue Tag merkwürdiger und mit der Gemütsart beider unvereinbarer erscheinen. Warum sie ihrer Mutter und ihr selbst gegenüber nicht offen ein Ereignis eingestehen sollten, das ihr beständiges Verhalten miteinander doch deutlich offenbarte, war Elinor ein Rätsel.

Sie konnte sich leicht denken, daß Heiraten für sie nicht sofort möglich war, denn obgleich Willoughby unabhängig war, gab es keinen Grund, ihn für reich zu halten. Willoughbys Besitztum hatte Sir John auf etwa sechs-oder siebenhundert Pfund im



Jahr geschätzt; aber bei seinem aufwendigen Lebensstil konnte sein Einkommen kaum ausreichend sein, und er hatte sich oft über seine Armut beklagt. Doch die seltsame Verschwiegenheit der beiden hinsichtlich ihrer Verlobung, die in Wirklichkeit überhaupt nichts verbarg, war ihr unerklärlich; und sie stand in so völligem Gegensatz zu den allgemeinen Überzeugungen und Gewohnheiten der beiden, daß Elinor zuweilen Zweifel daran kamen, ob sie wirklich verlobt waren; und diese Zweifel genügten, sie daran zu hindern, Marianne deshalb zu befragen.

Nichts konnte Willoughbys Zuneigung zu ihnen allen deutlicher beweisen als sein Verhalten. Marianne gegenüber zeigte es die ganze charakteristische Zärtlichkeit, die das Herz eines Liebhabers vergeben konnte, und gegenüber der übrigen Familie die liebevolle Aufmerksamkeit eines Sohnes und Schwagers. Das Landhaus schien er als sein Heim zu betrachten und zu lieben, er verbrachte dort weit mehr Zeit als in Allenham; und wenn sie sich nicht gerade zu einer allgemeinen Verabredung in Barton Park trafen, war es beinahe gewiß, daß die Beschäftigungen, die ihn am Morgen ins Freie hinausriefen, dort endeten, wo er dann den Rest des Tages an Mariannes Seite – mit seinem Lieblingspointer zu ihren Füßen – verbrachte.

Besonders an einem Abend, etwa eine Woche nachdem Colonel Brandon die Gegend verlassen hatte, schien sein Herz mehr als gewöhnlich jedem Gefühl von Anhänglichkeit an alles, was ihn umgab, aufgetan zu sein; und als Mrs. Dashwood zufällig ihren Plan, im Frühjahr einen Umbau des Landhauses vornehmen zu lassen, erwähnte, wandte er sich heftig gegen jede Veränderung eines Ortes, den seine Zuneigung für vollkommen erklärt hatte.

»Wie!« rief er aus, »dieses liebe Landhaus umbauen. Nein – da werde ich niemals zustimmen. Nicht ein Stein darf seinen Mauern hinzugefügt werden, um keinen Zoll darf es vergrößert werden, wenn man meine Gefühle respektiert.«

»Beunruhigen Sie sich nicht«, sagte Miss Dashwood, »nichts Derartiges wird geschehen, denn meine Mutter wird niemals genug Geld haben, das wirklich in Angriff zu nehmen.«

»Darüber bin ich aufrichtig froh«, rief er. »Möge sie immer arm bleiben, wenn sie keine bessere Verwendung für ihren Reichtum hat.«

»Danke, Willoughby. Aber Sie können versichert sein, daß ich kein einziges Ihrer Gefühle der Anhänglichkeit an diesen Ort – oder all derer, die mir lieb sind – für alle Umbauten der Welt opfern würde. Sie können sich darauf verlassen, daß ich, welche ungenutzte Summe auch immer verbleiben wird, wenn ich im Frühjahr meine

Abrechnung mache, diese sogar lieber ungenutzt liegenlassen würde, als in einer für Sie so schmerzlichen Weise darüber zu verfügen. Aber lieben Sie denn dieses Haus so sehr, daß Sie daran keine Unvollkommenheiten sehen?«

»Das tue ich«, sagte er. »Für mich ist es ohne Fehler. Nein, mehr noch, ich betrachte es als die einzige Art von Gebäude, in dem man glücklich sein kann; und wäre ich reich genug, würde ich Combe augenblicklich abreißen lassen und es nach dem genauen Plan dieses Landhauses wieder aufbauen.«

»Mit engen, dunklen Treppen und einer Küche voller Rauch, nehme ich an«, sagte Elinor.

»Ja«, rief er in dem gleichen lebhaften Ton, »mit allem und jedem, was dazugehört – an keiner einzigen Annehmlichkeit oder Unbequemlichkeit daran sollte die kleinste Veränderung wahrnehmbar sein. Dann, und nur dann, unter einem solchen Dach, könnte ich in Combe vielleicht ebenso glücklich sein, wie ich es in Barton war.«

»Ich bilde mir ein«, erwiderte Elinor, »daß Sie künftig Ihr eigenes Haus selbst mit dem Nachteil besserer Räume und einer breiteren Treppe ebenso fehlerlos finden werden wie jetzt dieses.«

»Es gibt gewiß Umstände«, sagte Willoughby, »die es mir sehr teuer machen könnten; doch dieser Ort wird immer einen Anspruch auf meine Liebe haben, den ein anderer unmöglich mit ihm teilen kann.«

Mrs. Dashwood blickte voll Freude auf Marianne, deren schöne Augen so ausdrucksvoll auf Willoughby gerichtet waren, daß sie deutlich zeigten, wie gut sie ihn verstand.

»Wie oft habe ich, als ich vor einem Jahr zur gleichen Zeit in Allenham war, gewünscht, daß Barton Cottage bewohnt wäre! Ich bin niemals in Sichtweite daran vorbeigekommen, ohne seine Lage zu bewundern und zu bedauern, daß niemand darin lebte. Wie wenig habe ich zu der Zeit geglaubt, daß die allererste Neuigkeit, die ich bei meinem nächsten Besuch hier von Mrs. Smith hören würde, die Verpachtung von Barton Cottage sein könnte! Und ich empfand augenblickliche Befriedigung und Interesse an diesem Ereignis, was allein eine Art Vorahnung davon, welches Glück ich hier erfahren sollte, erklären kann. Muß es nicht so gewesen sein, Marianne?« sagte er zu ihr mit gesenkter Stimme. Dann fuhr er in seinem vorigen Ton fort: »Und doch wollten Sie das Haus verderben, Mrs. Dashwood! Wollten ihm seine Einfachheit durch eingebildete Verbesserungen nehmen! Und dieses liebe Wohnzimmer, in dem unsere Bekanntschaft begann und in dem wir seitdem so viele glückliche Stunden

miteinander verbracht haben, wollten Sie herabwürdigen zu einem ganz gewöhnlichen Eingang; und alle würden diesen Raum nur noch eilig durchqueren, in dem es bisher mehr wirkliche Bequemlichkeit und Behaglichkeit gab, als es irgendein anderes Zimmer von der beachtlichsten Größe der Welt überhaupt bieten könnte.«

Mrs. Dashwood versicherte ihm erneut, daß keine derartige Veränderung vorgenommen werden solle.

»Sie sind eine gute Frau«, erwiderte er herzlich. »Ihr Versprechen erleichtert mich. Gehen Sie noch ein wenig weiter, und Sie machen mich glücklich. Sagen Sie mir, daß nicht nur Ihr Haus das gleiche bleibt, sondern auch, daß ich Sie und die Ihren stets so unverändert finden werde wie Ihre Wohnung und daß Sie mich immer mit der Freundlichkeit bedenken werden, die mir alles, was zu Ihnen gehört, so teuer gemacht hat.«

Das Versprechen wurde bereitwillig gegeben, und Willoughbys Verhalten während des ganzen Abends bekundete gleichermaßen sein Glück und seine Zuneigung.

»Werden wir Sie morgen zum Dinner sehen?« fragte Mrs. Dashwood, als er sich verabschiedete. »Ich kann Sie nicht schon für den Vormittag einladen, denn wir müssen nach Barton Park gehen, um bei Lady Middleton vorzusprechen.«

Er sagte zu, um vier Uhr bei ihnen zu sein.

## Kapitel 15

Mrs. Dashwoods Besuch bei Lady Middleton fand am nächsten Tag statt, und zwei ihrer Töchter begleiteten sie; Marianne ließ sich jedoch unter dem nichtigen Vorwand irgendeiner Beschäftigung entschuldigen; und ihre Mutter, die daraus schloß, daß Willoughby am Abend zuvor Marianne versprochen hatte, sie während ihrer Abwesenheit zu besuchen, war vollkommen damit zufrieden, daß sie zu Hause blieb.

Bei ihrer Rückkehr von Barton Park sahen sie, daß Willoughbys Zweispänner und sein Diener am Haus warteten, was Mrs. Dashwood überzeugte, daß ihre Vermutung richtig gewesen war. Soweit war alles, wie sie es vorausgesehen hatte; doch als sie das Haus betrat, bot sich ihrem Blick etwas, was sie keinesfalls geahnt haben konnte. Sie waren kaum im Flur angekommen, als Marianne offensichtlich in heftigem Kummer hastig aus dem Wohnzimmer herausgelaufen kam und mit ihrem Taschentuch vor den Augen, ohne sie zu beachten, nach oben lief. Überrascht und erschrocken, wie sie waren, gingen sie augenblicklich in das Zimmer, das Marianne gerade verlassen hatte;

dort fanden sie nur Willoughby vor, der mit dem Rücken zu ihnen an den Kaminsims gelehnt stand. Er wandte sich bei ihrem Eintreten um, und sein Gesicht zeigte, daß auch er von der Gemütsbewegung ergriffen war, die Marianne überwältigt hatte.

»Ist etwas nicht in Ordnung mit ihr?« rief Mrs. Dashwood, als sie eintrat – »ist sie krank?«

»Ich hoffe nicht«, erwiderte er und versuchte, heiter zu erscheinen; und mit einem gezwungenen Lächeln fügte er gleich darauf hinzu: »Eher bin ich es, der krank sein könnte – denn ich habe gerade eine sehr schwere Enttäuschung erfahren!«

»Enttäuschung!«

»Ja, denn es ist mir nicht möglich, meine Verabredung mit Ihnen einzuhalten. Mrs. Smith hat an diesem Morgen von dem Privileg des Reichtums gegenüber einem armen, abhängigen Verwandten Gebrauch gemacht, indem sie mich in Geschäften nach London schickt. Ich habe gerade meine Aufträge erhalten und mich von Allenham verabschiedet; und um mich zu erheitern, bin ich nun gekommen, um mich von Ihnen zu verabschieden.«

»Nach London – und Sie gehen schon heute vormittag?«

»Beinahe in diesem Augenblick.«

»Das ist sehr bedauerlich. Aber Sie sind Mrs. Smith verpflichtet – ich hoffe jedoch, ihre Geschäfte werden Sie nicht lange von uns fernhalten?«

Er wurde rot, als er erwiderte: »Sie sind sehr freundlich, aber ich habe nicht die Absicht, sofort nach Devonshire zurückzukehren. Meine Besuche bei Mrs. Smith werden im Verlaufe eines Jahres niemals wiederholt.«

»Ist denn Mrs. Smith Ihre einzige Freundin? Ist Allenham das einzige Haus in der Nachbarschaft, in dem Sie willkommen sind? Schämen Sie sich, Willoughby. Können Sie noch darauf warten, daß wir Sie einladen?«

Er errötete noch tiefer; und mit fest auf den Boden gerichtetem Blick erwiderte er nur: »Sie sind zu gütig.«

Mrs. Dashwood sah Elinor verwundert an. Elinor war ebenfalls überrascht. Einige Augenblicke schwiegen sie alle. Mrs. Dashwood sprach zuerst.

»Es bleibt mir nur noch hinzuzufügen, mein lieber Willoughby, daß Sie in Barton Cottage immer willkommen sind; ich will Sie nicht drängen, sofort hierher

zurückzukehren, denn nur Sie allein können beurteilen, wie weit das Mrs. Smith angenehm sein mag; und was das betrifft, will ich Ihr Urteil ebensowenig in Frage stellen, wie ich an Ihrer Neigung zweifle.«

»Meine Verpflichtungen sind zur Zeit«, erwiderte Willoughby verlegen, »von einer solchen Art, – daß – ich wage nicht, mir zu schmeicheln . . .«

Er hielt inne. Mrs. Dashwood war zu erstaunt, um zu sprechen, und es folgte eine weitere Pause. Die wurde von Willoughby unterbrochen, der mit einem schwachen Lächeln sagte: »Es ist töricht, noch so zu zaudern. Ich will mich nicht länger quälen, indem ich weiter unter Freunden verweile, an deren Gesellschaft ich mich unmöglich noch weiter erfreuen kann.«

Er nahm hastig von ihnen allen Abschied und ging hinaus. Sie sahen ihn in seine Kutsche steigen, und einen Augenblick später war sie ihrem Blick entschwunden.

Mrs. Dashwood war zu erregt, um zu sprechen, und sie verließ augenblicklich das Wohnzimmer, um sich ungestört ihrer Besorgnis und Bestürzung hinzugeben, die diese plötzliche Abreise hervorgerufen hatte. Elinors Unruhe kam der ihrer Mutter zumindest gleich. Sie dachte an das soeben Vorgefallene mit Sorge und Mißtrauen. Willoughbys Verhalten, als er sich von ihnen verabschiedete, seine Verlegenheit, seine gekünstelte Heiterkeit und vor allem seine Abgeneigtheit, die Einladung ihrer Mutter anzunehmen – etwas, das einem Liebhaber und auch seinem Naturell so wenig ähnlich sah –, beunruhigten sie außerordentlich. In einem Moment fürchtete sie, daß von seiner Seite nie eine ernsthafte Absicht bestanden, und im nächsten, daß es zwischen ihm und ihrer Schwester einen unglücklichen Streit gegeben hatte; die Verzweiflung, in der Marianne das Zimmer verlassen hatte, war von einer Art, für die ein ernsthafter Streit die plausibelste Erklärung bot; doch wenn sie bedachte, wie groß Mariannes Liebe zu ihm war, schien ein Streit fast unmöglich.

Doch wie die Umstände ihrer Trennung auch gewesen sein mochten, der Schmerz ihrer Schwester war unzweifelhaft; und sie dachte mit dem zärtlichsten Mitgefühl an diesen heftigen Kummer, dem Marianne sehr wahrscheinlich nicht nur zu ihrer Erleichterung nachgeben, sondern den sie auch als eine Pflicht nähren und fördern würde.

Nach etwa einer halben Stunde kam ihre Mutter zurück, und obgleich sie rote Augen hatte, war ihre Miene nicht ohne Heiterkeit.

»Unser lieber Willoughby ist jetzt schon einige Meilen von Barton fort, Elinor«, sagte sie, während sie sich an ihre Handarbeit setzte, »und mit welch schwerem Herzen muß er reisen!«

»Das ist alles sehr seltsam. So plötzlich abzureisen! Es scheint nur das Werk eines Augenblicks zu sein. Und gestern abend war er mit uns so glücklich, so heiter, so liebevoll! Und jetzt innerhalb von nur zehn Minuten – fort und noch dazu ohne die Absicht zurückzukommen? Da muß etwas mehr geschehen sein, als er uns gegenüber zugab. Er redete und verhielt sich nicht wie sonst, er war nicht er selbst. Du mußt die Veränderung ebenso gesehen haben wie ich. Was kann es sein? Können sie sich gestritten haben? Warum sonst wäre er so abgeneigt gewesen, deine Einladung hierher anzunehmen?«

»Es war nicht der Wille, an dem es ihm mangelte, Elinor! Das konnte ich deutlich sehen. Es lag nicht in seiner Macht, sie anzunehmen. Ich habe mir das alles überlegt, das versichere ich dir, und ich kann mir alles, was mir anfangs ebenso wie dir seltsam erschien, vollkommen erklären.«

»Das kannst du wirklich?«

»Ja. Ich habe es mir selbst in höchst zufriedenstellender Weise erklärt; aber dich – die du es ja liebst zu zweifeln, wo immer du kannst – wird es nicht zufriedenstellen, ich weiß; aber du sollst mir mein Vertrauen nicht ausreden. Ich bin überzeugt, daß Mrs. Smith seine Liebe zu Marianne argwöhnt, sie mißbilligt (vielleicht weil sie anderes mit ihm vorhat), und ihn deshalb unbedingt von hier weg haben will – und daß die Geschäfte, die er erledigen soll, nur als Vorwand dienen, ihn fortzuschicken. Das ist es, was ich glaube. Außerdem ist er sich im klaren darüber, daß sie diese Verbindung mißbilligt, und deshalb wagt er im Augenblick nicht, ihr seine Verlobung mit Marianne zu bekennen, und er sieht sich wegen seiner abhängigen Lage genötigt, ihren Plänen nachzugeben und eine Weile von Devonshire fernzubleiben. Ich weiß, du wirst mir sagen, daß es so gewesen sein mag oder auch nicht; aber ich will mir keine Krittellei anhören, es sei denn, du kannst mir eine andere Deutung für diese Angelegenheit aufzeigen, die ebenso zufriedenstellend ist wie diese. Und nun, Elinor, was hast du zu sagen?«

»Nichts, denn du hast meine Antwort bereits vorweggenommen.«

»Dann hättest du mir also gesagt, daß es so gewesen sein könnte oder auch nicht. O Elinor, wie unbegreiflich sind deine Gefühle! Du glaubst eher an das Schlechte als an das Gute. Du würdest eher Kummer für Marianne und Schuld bei Willoughby

erwarten, als eine Entschuldigung für den letzteren zu finden. Du bist entschlossen, ihn für schuldig anzusehen, weil er sich von uns weniger liebevoll verabschiedet hat, als es sonst seine Art war. Kann man ihm denn nicht zugestehen, daß er unachtsam und bedrückt war wegen der kürzlich erlittenen Enttäuschung? Soll man keine Wahrscheinlichkeiten akzeptieren, nur weil es keine Gewißheiten sind? Schulden wir dem Mann nichts, den zu lieben wir alle soviel Grund haben, und keinen Grund der Welt, schlecht von ihm zu denken? Sollten wir ihm nicht zugestehen, daß er Beweggründe haben könnte, die an sich unwiderlegbar sind, doch deren Geheimhaltung für eine Weile unvermeidlich ist? Und überhaupt, wessen verdächtigst du ihn denn?«

»Ich kann es selbst kaum sagen. Aber es ist unvermeidlich, daß bei einer solchen Veränderung, wie wir sie gerade bei ihm erlebt haben, ein Verdacht von etwas Unerfreulichem aufkommt. Es ist jedoch viel Wahrheit an dem, was du jetzt über die Zugeständnisse vorgebracht hast, die ihm gemacht werden sollten, und ich möchte in meinen Urteilen über jedermann unvoreingenommen sein. Willoughby mag ohne Zweifel sehr triftige Gründe für sein Verhalten haben, und ich will hoffen, daß es so ist. Aber es hätte Willoughby mehr ähnlich gesehen, wenn er sie sofort offen eingestanden hätte. Geheimhalten mag ratsam sein, aber trotzdem muß ich mich darüber wundern, daß er es auch wirklich tut.«

»Aber tadele ihn nicht dafür, daß er seinen Charakter verleugnet, wo es notwendig ist. Du gibst also wirklich zu, daß es berechtigt war, was ich zu seiner Verteidigung gesagt habe? – Ich bin froh darüber – dann ist er freigesprochen.«

»Nicht ganz. Es mag in Ordnung sein, seine Verlobung (falls sie wirklich verlobt *sind*) vor Mrs. Smith geheimzuhalten – und wenn das der Fall ist, muß es für Willoughby höchst ratsam sein, sich im Augenblick nur wenig in Devonshire aufzuhalten. Aber das ist keine Entschuldigung, diese Tatsache vor uns zu verheimlichen.«

»Vor uns verheimlichen! Mein liebes Kind, beschuldigst du Willoughby und Marianne der Verheimlichung? Das ist in der Tat seltsam, wo deine Blicke sie täglich wegen ihrer Sorglosigkeit getadelt haben.«

»Ich brauche keinen Beweis für ihre Zuneigung«, sagte Elinor, »aber für ihre Verlobung brauche ich einen.«

»Ich bin vollkommen überzeugt von beidem.«

»Und doch hat keiner der beiden ein Wort darüber verloren.«

»Ich habe keine Worte gebraucht, wo ihre Handlungen so deutlich gesprochen haben. Hat er nicht mit seinem Verhalten Marianne und uns allen gegenüber zumindest während der letzten zwei Wochen deutlich erklärt, daß er sie liebt und als seine zukünftige Frau betrachtet und daß er für uns die Zuneigung eines nächsten Angehörigen empfindet? Haben wir einander nicht vollkommen verstanden? Hat er nicht täglich mit seinen Blicken, seinem Verhalten, seinem aufmerksamen und liebevollen Respekt um mein Einverständnis gebeten? Liebe Elinor, ist es möglich, ihre Verlobung anzuzweifeln? Wie kann dir ein solcher Gedanke nur kommen? Wie kann man annehmen, daß Willoughby sie, überzeugt wie er von der Liebe deiner Schwester sein muß, verlassen sollte, und das vielleicht für Monate, ohne von seiner Liebe zu ihr zu sprechen – daß sie sich trennen sollten, ohne sich ihres gegenseitigen Vertrauens zu versichern?«

»Ich gebe zu«, erwiderte Elinor, »daß jeder Umstand außer *einem* zugunsten ihrer Verlobung spricht, aber dieser *eine* ist das völlige Schweigen beider zu diesem Punkt, und für mich wiegt das fast schwerer als alles andere.«

»Das ist wirklich sehr seltsam! Du mußt in der Tat schlecht von Willoughby denken, wenn du, nach allem, was zwischen ihnen ganz offen vorgegangen ist, die Beziehung, in der sie zueinander stehen, anzweifeln kannst. Hat er denn all die Zeit Theater gespielt in seinem Verhalten gegenüber deiner Schwester? Glaubst du wirklich, sie sei ihm gleichgültig?«

»Nein, das kann ich nicht annehmen. Er muß sie lieben, und er tut es auch, da bin ich sicher.«

»Aber mit einer seltsamen Art von Zärtlichkeit, wenn er sie mit solcher Gleichgültigkeit, solcher Sorglosigkeit hinsichtlich der Zukunft verläßt, wie du sie ihm zuschreibst.«

»Denke bitte daran, meine liebe Mutter, daß ich die Sache niemals als sicher angesehen habe. Ich gebe zu, ich hatte meine Zweifel; aber sie sind geringer, als sie es einmal waren, und vielleicht werden sie bald ganz beseitigt sein. Wenn wir feststellen, daß sie einander schreiben, werde ich nichts mehr fürchten.«

»Wirklich, ein gewaltiges Zugeständnis! Wenn du sie am Altar sähst, würdest du wohl schließlich vermuten, daß sie heiraten werden. Abscheuliches Mädchen! Aber ich benötige keinen solchen Beweis. Nichts ist meiner Meinung nach jemals vorgefallen, das Zweifel rechtfertigt; niemand hat versucht, etwas geheimzuhalten, alles ist gleichermaßen offen und freimütig geschehen. Was deine Schwester wünscht, kannst



du nicht anzweifeln. Es muß also Willoughby sein, den du verdächtigst. Aber warum? Ist er nicht ein Mann von Ehre und Gefühl? Hat es denn Unbeständigkeit auf seiner Seite gegeben, die Besorgnis hervorrufen könnte? Kann er da falsch sein?«

»Ich hoffe nicht, ich glaube es nicht«, rief Elinor. »Ich mag Willoughby, mag ihn ganz aufrichtig; und an seiner Rechtschaffenheit zu zweifeln kann für dich nicht schmerzlicher sein, als es für mich ist. Ich gebe zu, ich war erschrocken über sein verändertes Benehmen heute vormittag; er war nicht er selbst, als er zu uns sprach, und er erwiderte deine Freundlichkeit ohne jede Wärme. Doch all dies mag mit seiner augenblicklichen Lage zu erklären sein, wenn sie so ist, wie du angenommen hast. Er hatte sich gerade von Marianne verabschiedet, hatte gesehen, wie sie ihn in heftigstem Kummer verließ; und wenn er sich aus Furcht, Mrs. Smith zu kränken, verpflichtet fühlte, der Versuchung zu widerstehen, bald hierher zurückzukehren, und sich doch bewußt war, daß es, wenn er sagte, er ginge für einige Zeit fort, so scheinen würde, als treibe er ein unrühmliches, verdächtiges Spiel gegenüber unserer Familie –, dann mochte er sehr wohl verlegen und verwirrt sein. In einem solchen Fall hätte ihm, so meine ich, ein klares, offenes Bekenntnis seiner Schwierigkeiten mehr zur Ehre gereicht, und es hätte auch seinem ganzen Charakter mehr entsprochen; aber so engherzige Einwände will ich gegen das Verhalten eines Menschen nicht erheben – nur weil ich anders urteile oder etwas anderes für recht und konsequent halte.«

»Es ist ganz richtig, was du sagst. Willoughby verdient gewiß nicht, daß man ihm mißtraut. Obgleich wir ihn noch nicht lange kennen, ist er doch in dieser Gegend kein Fremder; und wer hat jemals etwas Nachteiliges über ihn gesagt? Wäre er in einer Lage, in der er unabhängig handeln und sofort heiraten könnte, wäre es vielleicht merkwürdig, daß er uns verlassen hat, ohne mir sofort alles einzugestehen; aber das ist nicht der Fall. Es ist eine Verlobung, die in einiger Hinsicht nicht glücklich begann, denn ihre Heirat muß in einer ganz ungewissen Ferne liegen; und selbst eine Geheimhaltung, soweit sie eingehalten werden kann, mag nun sehr ratsam sein.«

Sie wurden durch Margarets Eintreten unterbrochen; und Elinor war nun frei, die Darstellungen ihrer Mutter zu überdenken, die Wahrscheinlichkeit vieler anzuerkennen und auf die Richtigkeit aller zu hoffen.

Sie sahen Marianne erst wieder zum Dinner, als sie ins Zimmer kam und, ohne ein Wort zu sagen, ihren Platz am Tisch einnahm. Ihre Augen waren rot und geschwollen; und es schien, als hielte sie ihre Tränen selbst jetzt nur mit Mühe zurück. Sie vermied die Blicke aller, konnte weder essen noch sprechen; und nach einiger Zeit, als ihre Mutter in zärtlichem Mitleid schweigend ihre Hand drückte, verlor sie ihre so

mühsam aufrechterhaltene Fassung völlig – sie brach in Tränen aus und ging aus dem Zimmer.

Diese tiefe Niedergeschlagenheit hielt den ganzen Abend an. Sie war außerstande, sich zu beherrschen, da sie auch nicht den geringsten Wunsch dazu hatte. Die kleinste Erwähnung von irgend etwas im Zusammenhang mit Willoughby überwältigte sie augenblicklich; und obgleich ihre Familie äußerst aufmerksam auf ihr Wohlbefinden bedacht war, war es ihnen – wenn sie überhaupt etwas sagten – unmöglich, jedes Thema zu vermeiden, das ihre Gefühle für ihn berührte.

## Kapitel 16

Marianne hätte es für ganz unverzeihlich gehalten, hätte sie in der ersten Nacht, nachdem sie von Willoughby getrennt war, überhaupt schlafen können. Sie hätte sich geschämt, ihrer Familie am nächsten Morgen in die Augen zu sehen, wenn sie nicht mit mehr Ruhebedürfnis aufgestanden wäre, als sie es beim Hinlegen hatte. Doch die Gefühle, die Gefäßtheit in ihren Augen zur Schande machten, verhinderten, daß sie je Gefahr lief, eine solche Schande auf sich zu laden. Sie war die ganze Nacht wach, und den größten Teil davon weinte sie. Sie stand mit Kopfschmerzen auf, war unfähig zu sprechen und nicht willens, etwas zu sich zu nehmen; ihrer Mutter und ihren Schwestern bereitete sie damit ständigen Kummer und machte ihnen jeglichen Versuch zu trösten unmöglich. Ihre Empfindsamkeit war überwältigend genug!

Als das Frühstück beendet war, ging sie allein hinaus, wanderte im Dorf Allenham umher, gab sich der Erinnerung an vergangene Freuden hin und weinte fast den ganzen Vormittag über ihre jetzigen Leiden.

Der Abend verging mit der gleichen Hingabe an ihre Gefühle. Sie spielte alle ihre Lieblingslieder durch, die sie Willoughby vorzuspielen pflegte, und ebenso alle Melodien, in denen sich ihre Stimmen am häufigsten vereinigt hatten; und dann saß sie an dem Instrument und starrte auf jede Notenzeile, die er für sie hingeschrieben hatte, bis ihr Herz so schwer war, daß ihre Traurigkeit nicht mehr größer werden konnte; und auf diese Weise nährte sie ihren Kummer jeden Tag aufs neue. Sie verbrachte ganze Stunden am Klavier, abwechselnd singend und weinend, wobei ihre Stimme oft völlig von ihren Tränen erstickt wurde. In Büchern ebenso wie in der Musik suchte sie den Schmerz, den der Gegensatz zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart mit Gewißheit bot. Sie las allein das, was sie zusammen zu lesen pflegten.

Ein so heftiger Kummer konnte allerdings nicht ewig genährt werden; er schwächte sich innerhalb weniger Tage ab und ging in eine ruhigere Schwermut über; doch ihre einsamen Wanderungen und stillen Meditationen, die sie täglich wiederaufnahm, riefen noch immer gelegentliche Ausbrüche von Kummer, so heftig wie je, hervor.

Es kam kein Brief von Willoughby, und Marianne schien auch keinen zu erwarten. Ihre Mutter überraschte das, und Elinor wurde erneut unruhig. Doch wenn Mrs. Dashwood es wünschte, konnte sie immer Erklärungen finden, die zumindest sie selbst befriedigten.

»Bedenke, Elinor«, sagte sie, »wie oft Sir John unsere Briefe von der Post abholt und sie hinbringt. Wir waren uns ja schon einig, daß Geheimhaltung notwendig sein mag, und wir müssen zugeben, daß diese nicht gewahrt werden könnte, wenn ihre Korrespondenz durch Sir Johns Hände ginge.«

Elinor konnte das nicht bestreiten, und sie versuchte darin einen ausreichenden Grund für das Schweigen zwischen den beiden zu sehen. Doch es gab ein Mittel, das so direkt, so einfach und ihrer Meinung nach so annehmbar war, um den wirklichen Stand der Dinge zu erfahren und augenblicklich alle Rätsel zu lösen, daß sie schließlich nicht umhinkonnte, es ihrer Mutter vorzuschlagen.

»Warum fragst du nicht gleich Marianne«, sagte sie, »ob sie mit Willoughby verlobt ist oder nicht? Von dir, ihrer Mutter, und dazu einer so nachgiebigen und gütigen Mutter, könnte die Frage doch keinen Anstoß erregen. Sie wäre eine natürliche Folge deiner Liebe für sie. Marianne war doch immer völlig offenherzig, und ganz besonders dir gegenüber.«

»Ich würde ihr um nichts in der Welt eine solche Frage stellen. Angenommen, sie wären tatsächlich nicht verlobt, welchen Schmerz würde ihr eine solche Frage zufügen! Auf jeden Fall wäre das gar nicht edelmütig. Ich würde nie wieder ihr Vertrauen verdienen, nachdem ich ihr ein Geständnis von etwas abgenötigt hätte, das im Augenblick niemand erfahren soll. Ich kenne Mariannes Herz. Ich weiß, daß sie mich zärtlich liebt, und daß ich nicht die letzte sein werde, die von der Sache erfährt, wenn die Umstände deren Offenbarung erlauben. Ich würde nicht versuchen, das Vertrauen von irgend jemand zu erzwingen, viel weniger von einem Kind; denn Mariannes Pflichtgefühl würde sie daran hindern, mir eine Antwort zu verweigern, auch wenn sie sie nicht zu geben wünscht.«

Elinor hielt diese Großzügigkeit für übertrieben, wenn man das jugendliche Alter ihrer Schwester bedachte, und drängte weiter in dieser Sache, doch vergeblich; vernünftiges

Denken, Fürsorge, Umsicht, das alles ging in Mrs. Dashwoods romantischem Zartgefühl unter.

Es vergingen einige Tage, bis Willoughbys Name in der Familie vor Marianne wieder erwähnt wurde; Sir John und Mrs. Jennings waren allerdings nicht so zartfühlend; ihre Witzeleien machten so manche quälende Stunde für sie noch quälender. Doch eines Abends nahm Mrs. Dashwood einen Band Shakespeare in die Hand und rief aus: »Wir haben ja *Hamlet* gar nicht zu Ende gelesen, Marianne; unser lieber Willoughby ging fort, bevor wir damit fertig waren. Wir werden es beiseite legen, damit wir, wenn er wiederkommt ... Aber da können vielleicht Monate vergehen, bis *das* geschieht.«

»Monate!« rief Marianne sehr verwundert. »Nein – nicht einmal Wochen.«

Mrs. Dashwood bedauerte, was sie gesagt hatte; aber Elinor war froh darüber, da es Marianne zu einer Antwort verleitet hatte, die so deutlich das Vertrauen in Willoughby und das Wissen um seine Absichten zum Ausdruck brachte.

Eines Morgens, etwa eine Woche nachdem er die Gegend verlassen hatte, wurde Marianne schließlich dazu bewogen, sich ihren Schwestern bei ihrem üblichen Spaziergang wiederanzuschließen, statt allein umherzustreifen. Bisher hatte sie jede Gesellschaft bei ihrem Umherwandern sorgsam gemieden. Wenn ihre Schwestern auf den Hügeln entlanggehen wollten, stahl sie sich sogleich fort zu den Wegen im Tal; wenn sie vom Tal sprachen, war sie rasch dabei, die Hügel hinaufzuklettern, und wenn die anderen dann aufbrachen, war sie nicht mehr zu finden. Doch schließlich wurde sie durch die Bemühungen Elinors daran gehindert, die eine solche ständige Absonderung gar nicht billigte. Sie gingen die Straße durch das Tal entlang, und das meist schweigend, denn Mariannes *Gemüt* ließ sich nicht lenken, und Elinor, die zufrieden war, *eine* Sache durchgesetzt zu haben, versuchte jetzt auch nicht, mehr zu erreichen. Jenseits des Tals, wo die Landschaft, wenn auch immer noch üppig, doch offener und weniger wild war, lag vor ihnen eine lange Strecke der Straße, die sie damals bei ihrer Ankunft in Barton entlanggekommen waren; und als sie diesen Punkt erreicht hatten, blieben sie stehen, um sich umzuschauen und eine Landschaft, die den Blick von ihrem Haus in der Ferne begrenzte, von einer Stelle zu erforschen, auf die sie bei all ihren Spaziergängen zufällig noch niemals gestoßen waren.

Inmitten dieser Szenerie entdeckten sie bald eine lebende Gestalt; es war ein Reiter, der auf sie zukam. Nach wenigen Minuten konnten sie erkennen, daß es ein Herr war, und einen Augenblick später schrie Marianne begeistert auf: »Er ist es, wirklich – ich weiß es – er ist es!« und eilte ihm entgegen; doch Elinor rief: »Wirklich, Marianne, ich

glaube, du irrst dich. Es ist nicht Willoughby. Der Mann ist nicht groß genug für ihn und hat nicht seine Haltung.«

»Die hat er, doch, die hat er«, rief Marianne, »bestimmt hat er die – es ist seine Haltung, sein Mantel, sein Pferd. Ich wußte, daß er sehr bald kommen würde!«

Sie lief ungeduldig weiter, während sie sprach; und Elinor ging schneller, um Schritt mit ihr zu halten und sie vor Peinlichkeit zu bewahren, denn sie war fast sicher, daß es nicht Willoughby war. Sie kamen bald auf dreißig Yard an den Herrn heran. Marianne sah erneut hin; zutiefst enttäuscht, drehte sie sich plötzlich um und eilte zurück; doch als sich in das Rufen ihrer beiden Schwestern, die sie zurückhalten wollten, eine dritte Stimme mischte, die fast ebenso bekannt war wie die Willoughbys und die sie bat stehenzubleiben, wandte sie sich voller Überraschung um – und sah und begrüßte Edward Ferrars.

Er war der einzige Mensch in der Welt, dem sie in diesem Augenblick verzeihen konnte, daß er nicht Willoughby war; der einzige, der ihr ein Lächeln abgewinnen konnte; und sie wischte ihre Tränen fort, um *ihn* anzulächeln, und über dem Glück ihrer Schwester vergaß sie eine Weile ihre eigene Enttäuschung.

Er stieg ab, übergab sein Pferd dem Diener und ging zu Fuß mit ihnen zurück nach Barton, denn er war gekommen, um sie zu besuchen.

Er wurde von allen mit großer Herzlichkeit begrüßt, doch besonders von Marianne, die ihn mit mehr Wärme und Freundlichkeit empfing als Elinor selbst. Marianne erschien das Zusammentreffen zwischen Edward und ihrer Schwester in der Tat nur als eine Fortsetzung dieser unerklärlichen Kälte, die sie schon so oft in ihrem Verhalten zueinander beobachtet hatte. Besonders auf Edwards Seite fehlte es an all dem, was ein Liebhaber bei einer solchen Gelegenheit sagen und mit seinem Blick ausdrücken sollte. Er war verlegen, schien sich kaum des Vergnügens bewußt, sie zu sehen, machte weder einen begeisterten noch einen heiteren Eindruck, sagte wenig außer dem, was ihm durch Fragen abgenötigt wurde, und bedachte Elinor mit keinem Zeichen der Zuneigung. Marianne sah und hörte es mit steigender Verwunderung. Sie empfand beinahe Abneigung gegen ihn, was schließlich, wie jede ihrer Empfindungen, ihre Gedanken wieder auf Willoughby lenkte, dessen Verhalten einen so auffallenden Gegensatz zu dem seines zukünftigen Schwagers bildete.

Nach einem kurzen Schweigen, das der ersten Überraschung und den Erkundigungen bei ihrem Zusammentreffen folgte, fragte Marianne Edward, ob er direkt von London komme. Nein, er sei zwei Wochen in Devonshire gewesen.

»Zwei Wochen!« wiederholte sie, überrascht, weil er so lange in der gleichen Grafschaft mit Elinor gewesen war und sie bisher nicht besucht hatte.

Er machte einen ziemlich gequälten Eindruck, als er hinzufügte, daß er sich bei Freunden in der Nähe von Plymouth aufgehalten habe.

»Sind Sie in letzter Zeit in Sussex gewesen?« fragte Elinor.

»Ich war vor etwa einem Monat in Norland.«

»Und wie sah mein liebes, liebes Norland aus?« rief Marianne.

»Dein liebes, liebes Norland«, sagte Elinor, »sieht wahrscheinlich ganz so aus wie immer zu dieser Jahreszeit – Wald und Wege dick bedeckt mit trockenem Laub.«

»Oh«, rief Marianne, »mit welchem Entzücken habe ich die Blätter früher herabfallen sehen. Was hatte ich für ein Vergnügen daran, wenn der Wind sie bei meinen Spaziergängen in Schauern um mich hertrieb. Welche Gefühle haben sie, diese Jahreszeit, diese Luft in mir geweckt! Nun ist niemand da, der ihnen zusieht. Sie werden nur noch als Ärgernis gesehen, eilig weggefegt und so weit wie möglich aus den Augen geschafft.«

»Nicht jeder«, sagte Elinor, »hat deine Leidenschaft für abgestorbenes Laub.«

»Nein; meine Gefühle werden nicht oft geteilt, nicht oft verstanden. Aber *manchmal* doch.« Als sie das sagte, versank sie einige Augenblicke in Träumerei, doch besann sie sich wieder. »Nun, Edward«, sagte sie und lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Aussicht, »hier ist das Tal von Barton, sehen Sie es sich an, und dann bleiben Sie gelassen, wenn Sie es können. Schauen Sie sich diese Hügel an! Haben Sie jemals ihresgleichen gesehen? Links zwischen diesen Wäldern und Schonungen liegt Barton Park. Sie können eine Seite des Hauses sehen. Und dort, am Fuße des entferntesten Hügels, der sich mit solcher Großartigkeit erhebt, liegt unser Landhaus.«

»Es ist eine wunderschöne Gegend«, erwiderte er, »aber diese Böden hier müssen im Winter sehr schmutzig sein.«

»Wie können Sie an Schmutz denken, wenn Sie so etwas vor Augen haben?«

»Weil ich«, erwiderte er lächelnd, »unter den übrigen Dingen vor mir auch einen sehr schmutzigen Weg sehe.«

»Wie merkwürdig!« sagte Marianne zu sich selbst, während sie weiterging.

»Haben Sie eine angenehme Nachbarschaft hier? Sind die Middletons freundliche Leute?«

»Überhaupt nicht«, erwiderte Marianne, »wir hätten es nicht schlechter treffen können.«

»Marianne«, rief ihre Schwester, »wie kannst du so etwas sagen! Wie kannst du so ungerecht sein! Es ist eine sehr achtbare Familie, Mr. Ferrars, und sie haben sich uns gegenüber außerordentlich freundlich verhalten. Hast du vergessen, Marianne, wie viele angenehme Tage wir ihnen verdanken?«

»Nein«, sagte Marianne leise, »und auch nicht, wie viele peinliche Augenblicke.«

Elinor beachtete es nicht, und während sie sich ihrem Besucher zuwandte, bemühte sie sich, so etwas wie eine Unterhaltung mit ihm in Gang zu bringen, indem sie über ihren jetzigen Wohnsitz, seine Bequemlichkeiten und dergleichen sprach und ihm damit gelegentliche Fragen und Bemerkungen abnötigte. Seine Kälte und Zurückhaltung kränkten sie schwer, sie war verärgert und beinahe böse; doch da sie beschloß, sich in ihrem Verhalten ihm gegenüber eher von der Vergangenheit als von der Gegenwart leiten zu lassen, vermied sie jeden Anschein von Verstimmung oder Unzufriedenheit und behandelte ihn so, wie er nach ihrer Meinung als Angehöriger der Familie behandelt werden sollte.

## Kapitel 17

Mrs. Dashwoods Überraschung, als sie ihn sah, währte nur einen Augenblick, denn daß er nach Barton kam, war in ihren Augen die natürlichste Sache der Welt. Ihre Freude und ihre freundschaftlichen Äußerungen währten weit länger als ihr Erstaunen. Sie hieß ihn wärmstens willkommen; und Schüchternheit, Kälte und Zurückhaltung konnten einem solchen Empfang nicht standhalten. Sie schwanden dahin, noch bevor er das Haus betrat, und wurden schließlich ganz überwunden durch die einnehmende Art Mrs. Dashwoods. In der Tat konnte sich ein Mann nicht sehr wohl in eine ihrer beiden Töchter verlieben, ohne diese Gefühle auch auf sie zu übertragen; und Elinor hatte die Befriedigung zu sehen, wie er bald wieder mehr der alte wurde. Seine Zuneigung zu ihnen allen schien erneut aufzuleben, und seine Anteilnahme an ihrem Wohlergehen wurde wieder offenbar. Er war jedoch in keiner guten Stimmung; er lobte ihr Haus, bewunderte seinen Ausblick, war aufmerksam und freundlich, und doch war er nicht in guter Stimmung. Die ganze Familie bemerkte es, und Mrs.

Dashwood, die dies einer mangelnden Großmut seiner Mutter zuschrieb, setzte sich voller Empörung über alle selbstsüchtigen Eltern zu Tisch.

»Welche Pläne hat denn Mrs. Ferrars jetzt mit Ihnen, Edward?« fragte sie, als das Dinner beendet war und sie alle um das Kaminfeuer saßen; »sollen Sie noch immer entgegen Ihrem Willen ein großer Redner werden?«

»Nein. Ich hoffe, meine Mutter ist nun überzeugt, daß ich weder Talent noch Neigung für ein öffentliches Amt habe.«

»Aber wie können Sie Ihren Ruhm *dann* begründen? Denn berühmt müssen Sie werden, um Ihre ganze Familie zu befriedigen ; und da Sie keine Neigung zu großem Aufwand, keine Liebe zu Fremden, keinen Beruf und nicht genug Selbstvertrauen haben, könnte es für Sie schwierig werden.«

»Ich werde nichts dergleichen anstreben. Ich habe kein Verlangen nach Rang und Namen; und ich habe allen Grund zu hoffen, daß sie mir erspart bleiben. Gott sei Dank kann ich nicht zu Genialität und Redegewandtheit gezwungen werden.«

»Sie haben keinen Ehrgeiz, wie ich sehr wohl weiß. Ihre Wünsche sind ganz und gar bescheiden.«

»So bescheiden wie die aller übrigen Menschen, denke ich. Ich möchte, wie jeder andere auch, vollkommen glücklich sein; aber wie jeder andere muß ich es auf meine Weise sein können. Ein hoher Rang würde mich nicht glücklich machen.«

»Es wäre seltsam, wenn er das täte!« rief Marianne. »Was haben Reichtum und Rang mit Glück zu tun?«

»Rang nur wenig«, sagte Elinor, »aber Reichtum hat viel damit zu tun.«

»Schäme dich, Elinor!« sagte Marianne. »Geld kann nur glücklich machen, wo nichts anderes es vermag. Außer daß man sein Auskommen hat, kann es doch, soweit es unser inneres Wesen betrifft, keine wirkliche Befriedigung bieten.«

»Vielleicht«, sagte Elinor lächelnd, »können wir zu dem gleichen Ergebnis kommen. Dein Auskommen und mein Reichtum sind fast das gleiche, möchte ich behaupten; und wie die Welt nun einmal ist, muß es ohne diese – da wirst du mir zustimmen – an jeglicher Art äußeren Wohlergehens fehlen. Deine Vorstellungen sind nur nobler als meine. Komm, sag mir – wie hoch ist dein Auskommen?«

»Etwa achtzehnhundert oder zweitausend Pfund im Jahr; mehr als das nicht.«



Elinor lachte. »Zweitausend im Jahr! Eintausend sind für mich schon Reichtum. Ich habe mir schon gedacht, wie es enden würde.«

»Und doch sind zweitausend Pfund im Jahr ein sehr bescheidenes Einkommen«, sagte Marianne. »Eine Familie kann nicht gut von weniger existieren. Ich bin bestimmt nicht extravagant in meinen Anforderungen. Eine angemessene Dienerschaft, eine Kutsche, vielleicht zwei, und Jagdpferde können nicht mit weniger unterhalten werden.«

Elinor mußte wieder lächeln, als sie ihre Schwester so genau ihre zukünftigen Aufwendungen in Combe Magna beschreiben hörte.

»Jagdpferde!« wiederholte Edward. »Aber warum müssen Sie Jagdpferde haben? Es geht doch nicht jeder auf die Jagd.«

Marianne errötete, als sie erwiderte: »Aber die meisten ja.«

»Ich wünschte«, sagte Margaret, einen neuen Gedanken einbringend, »jede von uns würde ein großes Vermögen geschenkt bekommen!«

»Ach, wenn es doch so wäre!« rief Marianne, und ihre Augen blitzten vor Lebhaftigkeit, und ihre Wangen glühten vor Freude über solch imaginäres Glück.

»In diesem Wunsch sind wir uns alle einig, denke ich«, sagte Elinor, »trotz der Unzulänglichkeiten des Reichtums.«

»Du liebe Güte«, rief Margaret, »wie glücklich ich wäre! Was könnte ich wohl alles damit anfangen?«

Marianne sah aus, als hätte sie keine Zweifel in diesem Punkt.

»Ich wüßte gar nicht recht, wie ich ein großes Vermögen selbst ausgeben sollte«, sagte Mrs. Dashwood, »wenn meine Kinder alle schon ohne meine Hilfe reich wären.«

»Du müßtest nur damit beginnen, deine Umbauten an diesem Haus vornehmen zu lassen«, bemerkte Elinor, »und deine Schwierigkeiten würden bald dahinschwinden.«

»Welch großartige Bestellungen würden in einem solchen Fall von dieser Familie nach London gehen!« sagte Edward. »Welch glücklicher Tag für Buchhändler, Musikalienhändler und Kunsthandlungen! Sie, Miss Dashwood, würden einen generellen Auftrag geben, daß Ihnen jeder Stich von Wert zugeschickt werden soll; und was Marianne betrifft, so kenne ich ihre erhabene Seele – da gäbe es nicht genügend Musikalien in London, um sie zufriedenzustellen. Und dann Bücher!

Thomson, Cowper, Scott – sie würde sie immer und immer wieder kaufen; sie würde, glaube ich, alle Exemplare aufkaufen, um zu verhindern, daß sie in unwürdige Hände fallen; und sie würde jedes Buch besitzen wollen, das ihr sagt, wie man einen alten verkrümmten Baum bewundert. Nicht wahr, Marianne? Verzeihen Sie mir, wenn ich sehr frech bin. Aber ich wollte Ihnen zeigen, daß ich unsere alten Dispute nicht vergessen habe.«

»Ich werde so gern an die Vergangenheit erinnert, Edward – sei es etwas Trauriges oder etwas Heiteres, ich denke gern daran zurück –, und Sie werden mich nie damit verletzen, wenn Sie von früheren Zeiten sprechen. Sie haben vollkommen recht mit Ihrer Annahme, wofür ich mein Geld ausgeben würde – etwas davon, zumindest mein Kleingeld, würde ich bestimmt für die Erweiterung meiner Bücher- und Notensammlung verwenden.«

»Und den Hauptteil Ihres Vermögens würden Sie dann für Leibrenten für die Schriftsteller oder ihre Erben anlegen.«

»Nein, Edward, ich werde etwas anderes damit zu tun wissen.«

»Dann würden Sie ihn vielleicht demjenigen als Preis verleihen, der die vortrefflichste Verteidigung Ihres Lieblingsgrundsatzes schreiben würde, daß niemand mehr als einmal in seinem Leben lieben kann – denn Ihre Meinung in diesem Punkt, nehme ich an, ist doch unverändert?«

»Ohne Zweifel. In meinem Alter ist man in seinen Ansichten schon ziemlich festgelegt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich jetzt noch etwas sehen oder hören werde, das sie ändern könnte.«

»Sie sehen, Marianne ist so unerschütterlich in ihren Ansichten wie immer«, sagte Elinor, »sie hat sich überhaupt nicht geändert.«

»Sie ist nur ein wenig ernster geworden als früher.«

»Nein, Edward«, sagte Marianne, »Sie haben es gerade nötig, mir das vorzuwerfen. Sie sind selbst nicht sehr heiter.«

»Warum glauben Sie das?« erwiderte er mit einem Seufzer. »Aber Heiterkeit lag niemals in meinem Wesen.«

»Ich glaube, auch nicht in Mariannes«, sagte Elinor. »Ich würde sie kaum ein fröhliches Mädchen nennen; sie ist sehr ernsthaft und sehr eifrig in allem, was sie tut –

manchmal redet sie sehr viel, und stets sehr lebhaft –, aber sie ist nicht oft wirklich vergnügt.«

»Ich glaube, Sie haben recht«, erwiderte er, »und doch habe ich sie immer für ein fröhliches Mädchen gehalten.«

»Ich habe mich häufig selbst schon bei solchen Irrtümern ertappt«, sagte Elinor, »beim völligen Mißverstehen eines Charakters in dem einen oder anderen Punkt; ich habe mir Leute so viel heiterer oder ernster, genialer oder dümmer vorgestellt, als sie wirklich waren, und ich kann kaum sagen, warum oder was die Ursache für die Täuschung war. Manchmal läßt man sich davon leiten, was sie von sich selbst sagen, und sehr häufig von dem, was andere Leute über sie sagen, ohne daß man sich selbst die Zeit nimmt, nachzudenken und selbst zu urteilen.«

»Aber ich dachte, es sei richtig, Elinor«, sagte Marianne, »sich völlig von der Meinung anderer Leute leiten zu lassen. Ich dachte, unser Urteilsvermögen sei uns lediglich gegeben, um es dem unserer Mitmenschen unterzuordnen. Das war doch immer dein Grundsatz, nicht wahr?«

»Nein, Marianne, niemals. Mein Grundsatz hat niemals auf die Unterwerfung des Verstandes abgezielt. Alles, worauf ich jemals versucht habe, Einfluß zu nehmen, war das Verhalten. Du darfst meine Worte nicht falsch verstehen. Ich bekenne mich schuldig, daß ich oft gewünscht habe, du würdest unsere Bekannten im allgemeinen mit mehr Höflichkeit behandeln; aber wann habe ich dir geraten, ihre Meinungen zu übernehmen oder dich in ernstesten Angelegenheiten nach ihrem Urteil zu richten?«

»Sie haben Ihr Vorhaben also nicht verwirklichen können, Ihre Schwester zu allgemein üblicher Höflichkeit zu bekehren?« sagte Edward zu Elinor. »Kommen Sie gar nicht damit voran?«

»Ganz im Gegenteil«, erwiderte Elinor und sah Marianne vielsagend an.

»Mit meinem Urteil«, entgegnete er, »bin ich ganz auf Ihrer Seite in dieser Frage, aber ich fürchte, in der Praxis bin ich auf der Ihrer Schwester. Ich möchte niemals jemanden kränken, aber ich bin so lächerlich schüchtern, daß ich oft unachtsam erscheine, wenn ich nur von meiner eigenen Unbeholfenheit zurückgehalten werde. Ich habe oft gedacht, daß mich die Natur dazu geschaffen hat, einfache Gesellschaft zu lieben, ich fühle mich so wenig wohl unter vornehmen Fremden!«

»Marianne kennt keine Schüchternheit, die ihr unhöfliches Verhalten jemals rechtfertigen könnte.«

»Sie kennt ihren eigenen Wert zu gut für falsche Scham«, erwiderte Edward. »Schüchternheit ist auf die eine oder andere Weise nur die Folge von Minderwertigkeitsgefühlen. Wenn ich mir selbst sagen könnte, meine Umgangsformen seien vollkommen ungezwungen und gefällig, wäre ich nicht schüchtern.«

»Aber Sie wären immer noch verschlossen«, sagte Marianne, »und das ist noch schlimmer.«

Edward starrte sie an. »Verschlossen? Ich bin verschlossen, Marianne?«

»Ja, sehr.«

»Ich verstehe Sie nicht«, erwiderte er und wurde rot. »Verschlossen! – Wie, in welcher Weise? Was sollte ich Ihnen sagen? Was können Sie meinen?«

Elinor sah verwundert seine Erregung, doch sie versuchte, das Thema mit einem Lachen abzutun, und sagte zu ihm: »Kennen Sie meine Schwester nicht gut genug, um zu sehen, was sie meint? Wissen Sie nicht, daß sie jeden verschlossen nennt, der nicht ebenso schnell spricht und alles, was sie bewundert, nicht ebenso stürmisch bewundert wie sie selbst?«

Edward gab keine Antwort. Sein Ernst und seine Nachdenklichkeit hatten wieder voll von ihm Besitz ergriffen, und er blieb eine Zeitlang still und teilnahmslos.

## Kapitel 18

Elinor bemerkte voller Besorgnis die gedrückte Stimmung ihres Freundes. Sein Besuch bot ihr nur eine sehr bedingte Befriedigung, da seine eigene Freude daran so unvollkommen schien. Es war offensichtlich, daß er unglücklich war; sie wünschte, es wäre ebenso offensichtlich, daß er sie immer noch mit der gleichen Zuneigung auszeichnete, die sie einst ohne Zweifel in ihm erweckt hatte; doch bisher schien es sehr ungewiß, ob er sie noch immer bevorzugte, und sein zurückhaltendes Benehmen ihr gegenüber widersprach in einem Moment dem, was ein beseelterer Blick im vorhergehenden zu verstehen gegeben hatte.

Er schloß sich ihr und Marianne am nächsten Morgen im Frühstückszimmer an, bevor die anderen heruntergekommen waren; und Marianne, die, soweit sie nur konnte, immer darauf bedacht war, dem Glück der beiden förderlich zu sein, ließ sie bald allein. Doch ehe sie noch halb die Treppe herauf war, hörte sie, wie die Tür des

Empfangszimmers aufging, und als sie sich umwandte, sah sie zu ihrem Erstaunen Edward selbst herauskommen.

»Ich gehe ins Dorf, nach meinen Pferden sehen«, sagte er, »da Sie doch noch nicht frühstücken; ich bin sofort wieder zurück.«

Edward kam mit frischer Bewunderung für die Umgebung wieder; auf seinem Weg ins Dorf hatte er viele Stellen des Tales in ihren schönsten Augenblicken gesehen; und das Dorf selbst, das viel höher lag als das Landhaus, bot einen umfassenden Blick auf das ganze Tal, der ihm außerordentlich gefallen hatte. Das war ein Thema, das Mariannes Aufmerksamkeit garantierte, und sie begann, ihrer eigenen Bewunderung für diese Schauplätze Ausdruck zu verleihen und ihn sehr genau danach zu fragen, was ihn besonders beeindruckt habe; doch Edward unterbrach sie und sagte: »Sie dürfen nicht zu weit gehen mit Ihren Fragen, Marianne – bedenken Sie, daß ich mich mit dem Malerischen nicht auskenne, und ich würde Sie mit meiner Unwissenheit und meinem Mangel an Geschmack nur beleidigen, wenn wir auf Einzelheiten zu sprechen kämen. Ich würde die Hügel steil nennen, wenn sie kühn sein sollten – Oberflächen eigenartig und öde, wenn sie uneben und zerklüftet sein sollten – und ferne Gegenstände nicht sichtbar, wenn sie doch undeutlich durch das sanfte Medium einer dunstigen Atmosphäre zu sehen sein sollten. Sie müssen mit der Bewunderung zufrieden sein, die ich aufrichtig zeigen kann. Ich nenne dies eine sehr schöne Gegend – die Hügel sind steil, die Wälder haben einen schönen Baumbestand und das Tal wirkt heiter und anheimelnd – mit saftigen Wiesen und hier und da einigen verstreut liegenden schmucken Bauernhäusern. Sie entspricht genau meinen Vorstellungen von einer ausgezeichneten Landschaft, denn sie vereint Schönheit mit Nützlichkeit – und ich glaube gern, daß sie auch malerisch ist, weil Sie es behaupten. Ich kann mir leicht vorstellen, daß sie voller Felsen und Vorsprünge, bedeckt mit grauem Moos und Gebüsch ist, aber das macht keinen Eindruck auf mich. Für das Malerische fehlt mir das Verständnis.«

»Ich fürchte, das ist nur zu wahr«, sagte Marianne, »aber warum sollten Sie sich dessen rühmen?«

»Ich habe den Verdacht, daß Edward, um *eine* Art von Heuchelei zu vermeiden, hier in eine andere verfällt. Weil er glaubt, daß viele Leute vorgeben, mehr Bewunderung für die Schönheiten der Natur zu empfinden, als sie es wirklich tun, und er solche Prahlereien verabscheut, täuscht er bei ihrem Anblick eine größere Gleichgültigkeit und geringere Urteilsfähigkeit vor, als er besitzt. Er ist anspruchsvoll und möchte seine eigene Heuchelei haben.«

»Es ist sehr richtig«, sagte Marianne, »daß die Bewunderung von Landschaften zu einem bloßen Jargon geworden ist. Jeder gibt vor, mit dem Geschmack und der Gewähltheit desjenigen malerische Schönheit zu empfinden und zu beschreiben, der diese zuerst definiert hat. Ich verabscheue jegliche Art von Jargon, und manchmal habe ich meine Gefühle für mich behalten, weil ich keine Sprache fand, um sie in einer anderen als der gänzlich abgedroschenen und um allen Sinn gebrachten zu beschreiben.«

»Ich bin überzeugt«, sagte Edward, »daß Sie all die Freude an einer schönen Aussicht, die Sie bekunden, auch wirklich empfinden. Doch dafür muß Ihre Schwester mir gestatten, nicht mehr zu fühlen, als *ich* bekunde. Ich liebe eine schöne Aussicht, doch nicht, weil sie den Anforderungen malerischer Schönheit entspricht. Ich mag keine krummen, gewundenen, verdorrten Bäume. Ich bewundere sie viel mehr, wenn sie groß, gerade und in ihrer vollen Blüte sind. Ich liebe keine verfallenen Landhäuser. Ich habe nichts übrig für Nesseln und Disteln oder Heideblüten. Ich habe mehr Freude an einem behaglichen Bauernhaus als an einem Wachturm – und eine Schar adretter, glücklicher Dorfbewohner gefällt mir besser als die prächtigsten Banditen der Welt.«

Marianne sah Edward voller Verwunderung an, und ihre Schwester voller Mitgefühl. Elinor lachte nur.

Das Thema wurde nicht weiter verfolgt; Marianne schwieg nachdenklich, bis plötzlich etwas Neues ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sie saß neben Edward, und als er seinen Tee von Mrs. Dashwood entgegennahm, glitt seine Hand so dicht an ihren Augen vorbei, daß sie an einem seiner Finger deutlich einen Ring mit einem Haargeflecht in der Mitte erkennen konnte.

»Ich habe Sie noch nie zuvor einen Ring tragen sehen, Edward«, rief sie. »Ist das Fannys Haar? Ich erinnere mich, wie sie versprochen hat, Ihnen welches zu geben. Aber ich hätte gedacht, ihr Haar wäre dunkler.«

Marianne sprach unbedacht aus, was sie wirklich empfand – aber als sie sah, wie sehr sie Edward beunruhigt hatte, konnte ihre eigene Verwirrung über ihre Gedankenlosigkeit nicht von der seinen übertroffen werden. Er wurde über und über rot und erwiderte mit einem raschen Blick auf Elinor: »Ja, es ist das Haar meiner Schwester. Die Einfassung läßt den Farbton immer anders erscheinen, wissen Sie.«

Elinor war seinem Blick begegnet, und sie sah gleichfalls befangen aus. Daß das Haar ihr eigenes war, davon war sie sofort ebenso überzeugt wie Marianne; der einzige Unterschied in ihren Schlußfolgerungen war, daß Marianne dies als ein freiwilliges

Geschenk ihrer Schwester betrachtete, während sich Elinor klar darüber war, daß er es gestohlen oder sich durch eine List beschafft haben mußte, ohne daß sie es bemerkt hatte. Sie war jedoch nicht in der Stimmung, dies als eine Beleidigung anzusehen, und während sie so tat, als würde sie keine Notiz von dem Vorgefallenen nehmen, indem sie sofort über etwas anderes sprach, beschloß sie in ihrem Innern, fortan jede Gelegenheit zu nutzen, das Haar zu betrachten und sich Gewißheit zu verschaffen, ob es genau den Farbton ihres eigenen Haares hatte. Edwards Verlegenheit hielt einige Zeit an und ging schließlich in eine noch tiefere Geistesabwesenheit über. Er war den ganzen Vormittag besonders ernst. Marianne tadelte sich heftig für das, was sie gesagt hatte; doch hätte sie es sich rascher vergeben, wenn sie gewußt hätte, wie wenig es ihre Schwester verletzt hatte.

Noch vor Mittag bekamen sie Besuch von Sir John und Mrs. Jennings, die von der Ankunft eines Herrn im Landhaus gehört hatten und nun kamen, um den Gast zu begutachten. Mit der Hilfe seiner Schwiegermutter brauchte Sir John nicht lange, um zu entdecken, daß der Name Ferrars mit einem F begann, und dies verschaffte ihnen eine Fundgrube für zukünftige Neckereien gegen die verliebte Elinor, mit denen sie nur deshalb nicht sofort herausplatzten, weil ihre Bekanntschaft mit Edward noch so neu war. Doch wie die Dinge lagen, erfuhr Elinor nur durch einige vielsagende Blicke, wieweit sie die Sache, gestützt auf Margarets Informationen, durchschauten.

Sir John kam nie zu den Dashwoods, ohne sie entweder am nächsten Tag zum Dinner in Barton Park oder am selben Abend zum Tee zu bitten. Bei dieser Gelegenheit wollte er sie zur besseren Unterhaltung ihres Besuchers, zu dessen Vergnügen beizutragen er sich verpflichtet fühlte, zu beidem einladen.

»Sie müssen heute abend zum Tee kommen«, sagte er, »denn wir sind ganz allein – und morgen müssen Sie unbedingt mit uns speisen, weil wir dann eine große Tischgesellschaft sein werden.«

Mrs. Jennings bekräftigte diese Notwendigkeit. »Und wer weiß, vielleicht arrangieren wir auch noch einen Tanz?« sagte sie. »Und das wird *Sie* geneigt machen, Miss Marianne.«

»Tanzen!« rief Marianne. »Unmöglich! Wer sollte denn tanzen?«

»Wer! Na, Sie natürlich und die Careys und Whitakers. Wie, Sie dachten wohl, niemand kann tanzen, weil eine bestimmte Person, die nicht genannt werden soll, fort ist!«

»Ich wünschte von ganzem Herzen«, rief Sir John, »Willoughby wäre wieder unter uns.«

Dies und Mariannes Erröten erweckte neuen Verdacht bei Edward. »Und wer ist Willoughby?« fragte er mit leiser Stimme Miss Dashwood, neben der er saß.

Sie antwortete nur kurz. Mariannes Gesicht war mitteilssamer. Edward sah genug, um nicht nur zu begreifen, was die anderen meinten, sondern auch das, was ihn schon an früheren Äußerungen Mariannes verwundert hatte; und als ihre Besucher fort waren, ging er sogleich zu ihr hin und sagte im Flüsterton: »Ich könnte mir etwas denken. Soll ich Ihnen sagen, was es ist?«

»Was meinen Sie?«

»Soll ich es Ihnen sagen?«

»Gewiß.«

»Also gut, ich vermute, daß Mr. Willoughby jagt.«

Marianne war überrascht und verwirrt, doch sie mußte lächeln über seine stille Schalkhaftigkeit, und nach einem momentanen Schweigen sagte sie: »Oh, Edward, wie können Sie nur! – Aber die Zeit wird kommen, hoffe ich ... Bestimmt werden Sie ihn mögen.«

»Ich bezweifle es nicht«, erwiderte er ziemlich erstaunt über ihren Ernst und ihre Erregung, denn hätte er die Sache nicht als einen Scherz zur allgemeinen Erheiterung ihrer Bekannten betrachtet, der sich allein auf irgend etwas oder auch nichts zwischen Willoughby und ihr selbst gründete, hätte er nicht gewagt, sie zu erwähnen.

## Kapitel 19

Edward blieb eine Woche in Barton Cottage; er wurde von Mrs. Dashwood aufrichtig gedrängt, länger zu bleiben, aber als sei er auf Selbstkasteiung versessen, schien er entschlossen zu gehen, als seine frohe Zeit unter seinen Freunden auf ihrem Höhepunkt war. Obgleich seine Stimmung noch ziemlich schwankte, hatte sie sich doch während der letzten paar Tage sehr verbessert – er fand immer mehr Gefallen an dem Haus und seiner Umgebung – er sprach nie ohne einen Seufzer vom Fortgehen – erklärte, daß seine Zeit völlig unausgefüllt war – hatte sogar Zweifel, wohin er überhaupt gehen sollte, wenn er sie verließ – aber trotzdem, gehen mußte er. Niemals



sei eine Woche so schnell vergangen – er könne kaum glauben, daß sie schon um sei. Das alles sagte er wiederholt; er sagte auch andere Dinge, die die Art seiner Gefühle offenbarten und seine Handlungen Lügen strafen. Er hatte keine Freude in Norland; er haßte es, in der Stadt zu sein; aber er *mußte* entweder nach Norland oder nach London gehen. Er schätzte ihre Freundlichkeit mehr als alles andere, und sein größtes Glück war es, bei ihnen zu sein. Doch er mußte sie am Ende der Woche verlassen, entgegen ihren Wünschen und seinen eigenen und obwohl seine Zeit nicht beschränkt war.

Elinor schrieb alles, was an seiner Handlungsweise verwunderlich war, seiner Mutter zu; es war ein Glück für sie, daß er eine Mutter hatte, deren Charakter sie so wenig kannte, daß sie eine allgemeine Entschuldigung für alles Seltsame an ihrem Sohn bot. Doch enttäuscht und irritiert, wie sie war, und manchmal auch verärgert über sein unbestimmtes Verhalten ihr gegenüber, war sie im ganzen sehr wohl geneigt, seine Handlungen mit all den unvoreingenommenen Zugeständnissen und großmütigen Einschränkungen zu betrachten, die ihre Mutter ihr zu Willoughbys Gutem eher mühsam abgerungen hatte. Sein Mangel an Elan, an Offenheit, an Beständigkeit wurde zumeist seinem Mangel an Unabhängigkeit und seiner besseren Kenntnis von Mrs. Ferrars Neigungen und Plänen zugeschrieben. Die Kürze seines Besuches und sein standhaftes Festhalten an seiner Absicht, sie so bald wieder zu verlassen, hatten ihren Ursprung in dem gleichen Hang zur Zurückhaltung, der gleichen unumgänglichen Notwendigkeit, seine Mutter hinzuhalten. Der alteingewurzelte Mißstand von Pflicht gegen Willen, Eltern gegen Kinder war die Ursache von allem. Wenn sie nur wüßte, wann diese Schwierigkeiten aufhören würden, wann dieser Widerstand gebrochen würde – wann Mrs. Ferrars sich umstellen und es ihrem Sohn freistehen würde, glücklich zu werden. Doch von solchen fruchtlosen Wünschen war sie genötigt, sich abzuwenden und Trost in der Erneuerung ihres Vertrauens in Edwards Liebe zu suchen – in der Erinnerung an jedes Zeichen der Zuneigung in Wort und Blick, das ihm entschlüpfte, während er in Barton war, und vor allem an diesen schmeichelhaften Beweis dafür, den er beständig am Finger trug.

»Ich denke, Edward,« sagte Mrs. Dashwood, als sie an dem letzten Morgen beim Frühstück saßen, »Sie wären glücklicher, wenn Sie einen Beruf hätten, der Ihre Zeit ausfüllt und der Ihren Plänen und Handlungen eine Richtung gibt. Einige Unannehmlichkeiten für Ihre Freunde mögen sich allerdings daraus ergeben – Sie könnten ihnen nicht mehr soviel von Ihrer Zeit widmen. Aber« (mit einem Lächeln), »Sie würden zumindest in einem Punkt einen wesentlichen Nutzen daraus ziehen – Sie wüßten, wohin Sie zu gehen haben, wenn Sie von ihnen fortgingen.«

»Ich versichere Ihnen, daß ich über diesen Punkt schon lange ebenso gedacht habe wie Sie jetzt. Es war, ist und wird wahrscheinlich immer ein großes Mißgeschick für mich sein, daß es für mich niemals eine notwendige Tätigkeit gab, die mich in Anspruch genommen hätte – keinen Beruf, der mir etwas zu tun und mir so etwas wie Unabhängigkeit geben würde. Doch leider haben mich meine eigenen Ansprüche und die meiner Angehörigen zu dem gemacht, was ich bin – ein müßiges, hilfloses Wesen. Wir konnten niemals in der Wahl eines Berufes übereinkommen. Ich habe immer die Kirche bevorzugt, und das tue ich auch noch. Aber das war nicht schneidig genug für meine Familie. Sie empfahlen die Armee. Aber das war viel zu schneidig für mich. Auch die juristische Laufbahn wurde als vornehm genug anerkannt; viele junge Männer, die Anwaltsbüros in Temple hatten, machten eine sehr gute Figur in den ersten Kreisen und fuhren in sehr eleganten Gigs in der Stadt umher. Aber ich hatte keine Neigung für die Juristerei, nicht einmal zu dem unverbindlichen Studium, das meine Angehörigen billigten. Was die Marine angeht, so war sie durchaus in Mode, aber ich war zu alt, als diese Möglichkeit zuerst zur Sprache kam – und schließlich, da keine Notwendigkeit für mich bestand, überhaupt einen Beruf zu haben, da ich ebenso forsch und aufwendig auch ohne einen roten Rock auf meinem Rücken leben konnte als mit einem solchen, wurde Müßiggang im ganzen gesehen für das Vorteilhafteste und Ehrenvollste erklärt; und ein junger Mann von achtzehn Jahren ist im allgemeinen nicht so versessen darauf, immer beschäftigt zu sein, als daß er den Verführungen seiner Freunde zum Nichtstun widerstehen könnte. Ich wurde also in Oxford immatrikuliert und bin seit der Zeit dementsprechend müßig.«

»Die Folge davon wird sein, nehme ich an«, sagte Mrs. Dashwood, »daß Sie Ihre Söhne, da Müßiggang Ihr eigenes Glück nicht gefördert hat, zu so vielen Beschäftigungen, Berufen und Gewerben erziehen werden wie Columella.«<sup>1</sup>

»Sie werden so erzogen werden«, sagte er in ernstem Ton, »daß sie mir so unähnlich wie nur möglich sind – in ihrem Fühlen, ihrem Handeln, ihren Eigenschaften, in allem.«

»Ach, kommen Sie, das ist alles nur der Ausdruck einer augenblicklichen Mutlosigkeit. Sie sind in trüber Stimmung und bilden sich ein, daß alle Menschen im Gegensatz zu Ihnen glücklich sein müssen. Aber denken Sie daran, daß der Schmerz, sich von Freunden zu trennen, zuweilen von jedem Menschen empfunden wird, was immer seine Bildung oder seine gesellschaftliche Stellung sei. Sie müssen nur wissen, was Sie glücklich macht. Sie brauchen nichts als Geduld – oder geben Sie ihr einen

---

<sup>1</sup> Columella, Romanfigur Richard Graves (1715 – 1804), ließ einen seiner Söhne für eine Vielzahl von Berufen gleichzeitig ausbilden. (Anm. d. Übers.)

verheißungsvolleren Namen und nennen Sie die Hoffnung. Ihre Mutter wird Ihnen rechtzeitig die Unabhängigkeit gewähren, an der Ihnen so viel liegt; es ist ihre Pflicht, und es wird, ja es muß, sie sehr bald glücklich machen, Sie daran zu hindern, daß Sie Ihre ganze Jugend in Unzufriedenheit vergeuden. Wie viel können nicht ein paar Monate bewirken!«

»Ich denke«, erwiderte Edward, »daß ich noch viele Monate zu überstehen habe, bis etwas Gutes für mich herauskommt.«

Wenn sich dieser Hang zur Mutlosigkeit auch nicht auf Mrs. Dashwood übertragen konnte, so machte er ihnen allen doch den bald darauf stattfindenden Abschied noch schmerzlicher und hinterließ besonders bei Elinor ein unbehagliches Gefühl, das zu überwinden sie einige Zeit und Mühe kostete. Doch da sie entschlossen war, es zu überwinden, und sie nicht den Anschein erwecken wollte, daß sie mehr als die übrige Familie bei seinem Fortgang litt, machte sie sich nicht die Methode zu eigen, die Marianne bei einer ähnlichen Gelegenheit so bewußt angewendet hatte – nämlich ihren Kummer durch Schweigsamkeit, Einsamkeit und Untätigkeit zu steigern und zu festigen. Ihre Mittel waren ebenso verschieden wie ihre Ziele, doch waren sie bei beiden gleichermaßen geeignet, ihr Ziel schließlich zu erreichen.

Elinor setzte sich, sobald er aus dem Haus war, an ihr Schreibpult und war den ganzen Tag emsig beschäftigt, suchte nicht, aber vermied auch nicht die Nennung von Edwards Namen, gab sich den Anschein, als interessiere sie sich für die Belange der Familie ebenso sehr wie immer; und wenn sie mit diesem Verhalten ihren eigenen Kummer auch nicht verringerte, so vergrößerte sie ihn auch nicht unnötig, und ihrer Mutter und ihren Schwestern blieb viel Besorgnis ihretwegen erspart.

Ein solches Verhalten, so ganz das Gegenteil von ihrem eigenen, erschien Marianne nicht verdienstvoller, als ihr das eigene tadelnswert erschienen war. Die Sache mit der Selbstbeherrschung entschied sie sehr leicht – bei leidenschaftlichen Gefühlen war sie unmöglich, bei ruhigeren ohne Verdienst. Daß die Gefühle ihrer Schwester tatsächlich von einer ruhigen Art waren, wagte sie nicht zu bestreiten, obgleich sie errötete, es zuzugeben; und über die Stärke ihrer eigenen lieferte sie einen eindrucksvollen Beweis, indem sie trotz dieser demütigenden Überzeugung diese Schwester noch immer liebte und achtete.

Ohne sich von der Familie auszuschließen oder das Haus zu verlassen – entschlossen, sie zu meiden und die Einsamkeit zu suchen – und ohne die ganze Nacht wach zu liegen, um sich Betrachtungen hinzugeben, fand Elinor, daß ihr jeder Tag genug Muße ließ, in jeder nur möglichen Weise, ganz nach ihrer jeweiligen Stimmung zu den

verschiedensten Zeiten, an Edward und an sein Verhalten zu denken – mit Zärtlichkeit, Mitleid, Zustimmung, Tadel oder Zweifel. Es gab Augenblicke in Fülle, in denen, wenn auch nicht durch die Abwesenheit ihrer Mutter und Schwestern, so doch durch die Art ihrer Beschäftigungen, eine Unterhaltung zwischen ihnen nicht möglich und alle Voraussetzungen für das Gefühl des Alleinseins gegeben waren. Ihr Geist war zwangsläufig frei, ihre Gedanken wurden nicht von anderen Dingen in Anspruch genommen; und die Vergangenheit und die Zukunft mußten ihr dann – bei einem Thema, das ihr so sehr am Herzen lag – vor Augen sein, mußten ihre Aufmerksamkeit erzwingen und ihre Erinnerung, ihre Gedanken und ihre Phantasie gefangennehmen.

Aus einer Träumerei dieser Art wurde sie, als sie eines Morgens, bald nach Edwards Abreise, an ihrem Schreibpult saß, durch die Ankunft einer Gruppe von Leuten gerissen.

Sie war zufällig ganz allein. Das Einschnappen der kleinen Pforte am Eingang zu dem grünen Vorgarten lenkte ihren Blick zum Fenster, und sie sah eine ganze Gesellschaft auf die Haustür zukommen. Zu ihr gehörten Sir John, Lady Middleton und Mrs. Jennings; doch es waren noch zwei andere dabei, ein Herr und eine Dame, die ihr völlig unbekannt waren. Sie saß nahe am Fenster, und sobald Sir John sie bemerkte, überließ er es den anderen, förmlich anzuklopfen, überquerte den Rasen und nötigte sie, einen Fensterflügel zu öffnen, damit er mit ihr sprechen konnte, obgleich der Abstand zwischen der Tür und dem Fenster so gering war, daß man kaum an der einen Stelle etwas sagen konnte, ohne an der anderen gehört zu werden.

»Nun«, sagte er, »da haben wir Ihnen ein paar Unbekannte mitgebracht. Wie gefallen sie Ihnen?«

»Pst! Man wird Sie hören.«

»Macht nichts. Es sind nur die Palmers. Charlotte ist sehr hübsch, kann ich Ihnen sagen. Sie können sie sehen, wenn Sie hier entlangblicken.«

Da Elinor sie in ein paar Minuten mit Sicherheit zu Gesicht bekommen würde, ohne sich diese Freiheit zu nehmen, lehnte sie das höflich ab.

»Wo ist denn Marianne? Ist sie weggelaufen, weil wir gekommen sind? Ich sehe, daß ihr Klavier offen ist.«

»Ich glaube, sie ist spazierengegangen.«

Nun kam auch Mrs. Jennings zu ihnen heran, da sie nicht Geduld genug hatte zu warten, bis die Tür geöffnet wurde, um zu erzählen, was sich ereignet hatte. Sie kam rufend zum Fenster gelaufen: »Wie geht es Mrs. Dashwood? Und wo sind Ihre Schwestern? Was! Ganz allein? Sie werden froh sein, ein wenig Gesellschaft zu bekommen. Ich habe meinen Schwiegersohn und meine Tochter mitgebracht, sie wollten Sie sehen. Denken Sie nur, sie sind ganz plötzlich gekommen. Als wir gestern abend beim Tee saßen, glaubte ich, eine Kutsche zu hören, aber es ist mir überhaupt nicht in den Sinn gekommen, daß *sie* es sein könnten. Ich dachte nur, daß vielleicht Colonel Brandon zurückgekommen sei; ich sagte also zu Sir John: ›Ich glaube, ich höre eine Kutsche; vielleicht ist es Colonel Brandon, der zurückgekommen ist . . .«

Elinor war genötigt, sich mitten in ihrem Bericht von ihr abzuwenden, um die übrigen zu empfangen; Lady Middleton stellte die beiden Fremden vor; zur gleichen Zeit kamen auch Mrs. Dashwood und Margaret herunter, und dann setzten sich alle, um einander zu betrachten, während Mrs. Jennings in Begleitung von Sir John auf ihrem Weg durch den Flur in das Empfangszimmer ihren Bericht fortsetzte.

Mrs. Palmer war mehrere Jahre jünger als Lady Middleton und ihr in jeder Hinsicht vollkommen unähnlich. Sie war klein und drall, hatte ein sehr hübsches Gesicht mit dem angenehmsten Ausdruck von guter Laune, den man sich denken konnte. Ihre Umgangsformen waren keineswegs so vornehm wie die ihrer Schwester, dafür aber viel einnehmender. Sie kam mit einem Lächeln herein – lächelte während ihres ganzen Besuches, außer wenn sie lachte, und lächelte, als sie wieder gingen. Ihr Gatte war ein ernst blickender junger Mann von fünf-oder sechsundzwanzig Jahren, dessen Auftreten mehr Lebensart und Verstand verriet als das seiner Gattin, der aber weniger gewillt schien, zu gefallen oder Gefallen an anderen zu finden. Er betrat das Zimmer mit einem Ausdruck von Selbstgefälligkeit, machte vor den Damen eine leichte Verbeugung, ohne ein Wort zu sagen, und nahm, nachdem er sie und ihre Zimmer kurz begutachtet hatte, eine Zeitung vom Tisch und las darin während seines ganzen Besuches.

Mrs. Palmer, die dagegen von Natur aus das starke Bedürfnis hatte, immer gleichbleibend höflich und glücklich zu sein, hatte kaum Platz genommen, als ihre Bewunderung für das Empfangszimmer und alle Gegenstände darin auch schon hervorbrach.

»Was für ein entzückendes Zimmer das ist! Ich habe noch nie etwas so Reizendes gesehen! Denk nur, Mama, wieviel schöner es geworden ist, seit ich das letzte Mal hier war! Ich habe es immer für ein sehr freundliches Haus gehalten, Ma'am« (sich an

Mrs. Dashwood wendend), »aber Sie haben es ja ganz bezaubernd ausgestattet! Sieh nur, Schwester, wie wunderbar alles ist! Wie gern hätte ich ein solches Haus für mich. Du nicht auch, Mr. Palmer?«

Mr. Palmer antwortete nicht und sah nicht einmal von seiner Zeitung auf.

»Mr. Palmer hört mich nicht«, sagte sie lachend. »Das tut er nie, manchmal jedenfalls. Es ist so absurd!«

Das war eine ganz neue Vorstellung für Mrs. Dashwood; sie war es nicht gewohnt, an der Unaufmerksamkeit eines Menschen etwas Witziges zu finden, und sie konnte nicht umhin, die beiden überrascht anzusehen.

Mrs. Jennings redete indessen, so laut sie konnte, weiter und fuhr ohne Pause fort mit ihrem Bericht von der Überraschung am Abend zuvor, als sie ihre Angehörigen erblickte, bis alles erzählt war. Mrs. Palmer lachte herzlich bei der Erinnerung an ihr Erstaunen, und alle stimmten mehrmals zu, daß dies eine sehr angenehme Überraschung gewesen sei.

»Sie können sich vorstellen, wie froh wir alle waren, sie zu sehen«, fügte Mrs. Jennings hinzu, wobei sie sich zu Elinor vorbeugte und leise sprach, als wollte sie von niemand gehört werden, obgleich sie an verschiedenen Enden des Zimmers saßen. »Aber ich hätte gewünscht, sie wären nicht ganz so schnell gereist und hätten nicht eine so lange Fahrt daraus gemacht – sie kamen nämlich den weiten Weg über London wegen irgendeines Geschäfts –, denn, wissen Sie« (sie nickte vielsagend und wies zu ihrer Tochter hinüber), »es war nicht richtig in ihrem Zustand. Ich wollte, daß sie heute vormittag zu Hause bleiben und sich ausruhen sollte, aber sie wollte mit uns kommen; es verlangte sie so sehr, Sie alle zu sehen!«

Mrs. Palmer lachte und sagte, es würde ihr überhaupt nichts schaden.

»Sie erwartet ihre Niederkunft im Februar«, fuhr Mrs. Jennings fort.

Lady Middleton konnte eine solche Unterhaltung nicht länger ertragen, und sie unterzog sich deshalb der Mühe, Mr. Palmer zu fragen, ob irgendwelche Neuigkeiten in der Zeitung stünden.

»Nein, gar keine«, erwiderte er und las weiter.

»Da kommt Marianne«, rief Sir John. »Jetzt, Palmer, werden Sie gleich ein außerordentlich hübsches Mädchen zu sehen bekommen.«

Er ging sofort in den Flur, öffnete die Vordertür und führte sie selbst herein. Mrs. Jennings fragte sie, sobald sie eintrat, ob sie nicht in Allenham gewesen sei; und Mrs. Palmer lachte sehr herzlich bei der Frage, um zu zeigen, daß sie verstanden habe. Mr. Palmer blickte auf, als sie hereinkam, starrte sie ein paar Minuten lang an und kehrte dann wieder zu seiner Zeitung zurück. Mrs. Palmers Blick wurde nun von den Zeichnungen gefangengenommen, die überall im Zimmer hingen. Sie stand auf, um sie genauer zu betrachten.

»Oh, meine Liebe, wie wunderschön sie sind! Wie entzückend! Sieh nur, Mama, wie reizend! Sie sind wirklich ganz bezaubernd; ich könnte sie mir immerzu ansehen.« Und dann setzte sie sich wieder und vergaß bald, daß es solche Dinge überhaupt im Zimmer gab.

Als Lady Middleton aufstand, um zu gehen, erhob sich Mr. Palmer ebenfalls, legte die Zeitung hin, reckte sich und sah sie alle der Reihe nach an.

»Mein Lieber, hast du geschlafen?« fragte seine Gattin lachend.

Er gab keine Antwort, und nachdem er das Zimmer erneut begutachtet hatte, bemerkte er nur, daß es sehr niedrig und die Decke schief sei. Dann verbeugte er sich und ging mit den übrigen fort.

Sir John hatte sie alle sehr gedrängt, den nächsten Tag in Barton Park zu verbringen. Mrs. Dashwood, die es vorzog, nicht öfter bei ihnen zu speisen, als sie es in Barton Cottage taten, lehnte es für sich selbst strikt ab; ihre Töchter mochten tun, wie es ihnen beliebte. Aber sie waren nicht neugierig darauf, zu sehen, wie Mr. und Mrs. Palmer ihr Dinner aßen, und erwarteten auch in keiner anderen Weise irgendein Vergnügen von ihnen. Sie versuchten deshalb, sich ebenfalls zu entschuldigen; das Wetter sei unbeständig und würde kaum gut sein. Doch Sir John wollte sich nicht zufriedengeben - man würde ihnen die Kutsche schicken, und sie müßten kommen. Auch Lady Middleton drängte sie, ohne jedoch Mrs. Dashwood selbst zu drängen. Mrs. Jennings und Mrs. Palmer schlossen sich ihren dringenden Bitten an, alle schienen gleichermaßen darauf bedacht, ein Familiendinner zu vermeiden, und die jungen Damen waren genötigt nachzugeben.

»Warum laden sie uns nur immer ein?« sagte Marianne, sobald sie fort waren. »Es heißt, die Pacht für das Haus ist niedrig, aber wir bewohnen es zu sehr harten Bedingungen, wenn wir immer zum Dinner nach Barton Park kommen sollen, wenn jemand bei ihnen oder bei uns zu Besuch ist.«

»Sie wollen mit diesen häufigen Einladungen jetzt nicht weniger höflich und freundlich zu uns sein«, sagte Elinor, »als mit denen, die wir vor einigen Wochen erhalten haben. Es ist nicht ihre Schuld, wenn ihre Gesellschaften langweilig und fade geworden sind. Wir müssen den Grund dafür woanders suchen.«

## Kapitel 20

Als die Misses Dashwood am nächsten Tag den Salon in Barton Park durch die eine Tür betraten, kam Mrs. Palmer durch die andere hereingelaufen und sah so gutgelaunt und fröhlich aus wie am Tag zuvor. Sie nahm sie alle äußerst herzlich an die Hand und zeigte sich höchst erfreut, sie wiederzusehen.

»Ich freue mich so, daß Sie hier sind!« sagte sie und nahm zwischen Elinor und Marianne Platz, »denn das Wetter ist so schlecht, daß ich schon fürchtete, Sie würden nicht kommen; das wäre ganz schrecklich, wo wir doch morgen schon wieder abfahren. Wir müssen abreisen, weil nächste Woche die Westons zu uns kommen, wissen Sie. Die Reise hierher kam überhaupt ganz plötzlich, ich wußte nichts davon, bis die Kutsche vorgefahren kam, und dann fragte mich Mr. Palmer, ob ich mit ihm nach Barton kommen wolle. Er ist ja so komisch! Er sagt mir nie etwas! Es tut mir so leid, daß wir nicht länger bleiben können; aber ich hoffe, wir sehen uns sehr bald in der Stadt wieder.«

Die Schwestern waren genötigt, solchen Erwartungen von vornherein ein Ende zu machen.

»Nicht in die Stadt kommen!« rief Mrs. Palmer mit einem Lachen; »dann werde ich aber sehr enttäuscht sein. Ich könnte Ihnen das hübscheste Haus der Welt gleich neben dem unseren in Hanover Square verschaffen. Sie müssen unbedingt kommen. Ich werde Sie bis zu meiner Niederkunft bestimmt liebend gern zu jeder Zeit begleiten, falls Mrs. Dashwood nicht gern ausgehen sollte.«

Sie dankten ihr, waren aber genötigt, all ihren dringenden Bitten zu widerstehen.

»Ach, mein Lieber«, rief Mrs. Palmer ihrem Gatten zu, der gerade den Salon betrat, »du mußt mir helfen, die Misses Dashwood zu überreden, diesen Winter in die Stadt zu kommen.«

Ihr Lieber antwortete nicht; und nachdem er zu den Damen hin eine leichte Verbeugung gemacht hatte, begann er, sich über das Wetter zu beklagen.



»Einfach schrecklich ist das alles!« sagte er. »Solches Wetter macht einem alle Welt zuwider. Wenn es regnet, ist es im Haus ebenso stumpfsinnig wie draußen. Man fängt an, alle seine Bekannten zu verabscheuen. Was zum Teufel veranlaßt Sir John, kein Billardzimmer in seinem Haus zu haben? Wie wenig Leute doch wissen, was Behaglichkeit ist! Sir John ist ebenso langweilig wie das Wetter.«

Die übrigen Gäste erschienen ebenfalls bald.

»Ich fürchte, Miss Marianne«, sagte Sir John, »Sie konnten heute nicht Ihren üblichen Spaziergang nach Allenham machen.«

Marianne machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte nichts.

»Oh, tun Sie nicht so geheimnisvoll vor uns«, sagte Mrs. Palmer; »ich versichere Ihnen, wir wissen alles; und ich bewundere sehr Ihren Geschmack, denn ich finde, er ist außerordentlich gutaussehend. Wir leben auf dem Land nicht weit von ihm entfernt, wissen Sie – nicht mehr als zehn Meilen, würde ich sagen.«

»Viel eher dreißig«, sagte ihr Gatte.

»Na ja, das ist kein so großer Unterschied. Ich war noch nie in seinem Haus, aber es heißt, es ist ein hübsches, freundliches Anwesen.«

»Es ist das abscheulichste Anwesen, das ich je in meinem Leben gesehen habe«, sagte Mr. Palmer.

Marianne schwieg beharrlich, doch ihr Gesicht verriet ihr Interesse an allem, was gesagt wurde.

»Ist es so häßlich?« fuhr Mrs. Palmer fort, »Dann muß es wohl ein anderes Anwesen sein, das so hübsch ist.«

Als alle im Speisezimmer Platz genommen hatten, bemerkte Sir John mit Bedauern, daß sie ja nur acht Personen seien.

»Meine Liebe«, sagte er zu seiner Gattin, »es ist ganz unerträglich, daß wir nur so wenige sind. Warum hast du die Gilberts heute nicht zu uns gebeten?«

»Habe ich dir nicht gesagt, als du vorher mit mir darüber sprachst, daß es nicht möglich war, John? Das letzte Mal waren sie doch bei *uns* zum Dinner, nicht wir bei ihnen.«

»Sie und ich, Sir John«, sagte Mrs. Jennings, »wir würden das nicht so förmlich nehmen.«

»Dann hätten Sie überhaupt keine Manieren«, rief Mr. Palmer.

»Mein Lieber, du widersprichst allen Leuten«, sagte seine Gattin mit ihrem üblichen Lachen. »Weißt du, daß du ganz ungehobelt bist?«

»Ich wüßte nicht, daß ich jemand widersprochen hätte, wenn ich von deiner Mutter sage, daß sie keine Manieren hat.«

»Ach, Sie können mich soviel beschimpfen, wie Sie wollen«, sagte die gutmütige alte Dame. »Sie haben mir Charlotte abgenommen und können Sie nicht wieder zurückgeben. Ich habe Sie also in der Hand.«

Charlotte lachte herzlich bei dem Gedanken, daß ihr Gatte sie nicht mehr loswerden könne, und sagte frohlockend, sie mache sich nichts daraus, wie mürrisch er zu ihr sei, da sie ja zusammenleben müßten. Unmöglich konnte es jemand geben, der noch gutmütiger oder noch fester entschlossen war, glücklich zu sein, als Mrs. Palmer. Die ausgesuchte Gleichgültigkeit, Unverschämtheit und Unzufriedenheit ihres Gatten bereitete ihr keinen Kummer; und wenn er sie beschimpfte oder beleidigte, fand sie das höchst unterhaltsam.

»Mr. Palmer ist so komisch!« sagte sie im Flüsterton zu Elinor. »Er hat ständig schlechte Laune.«

Elinor traute ihm nach ein wenig Beobachtung eigentlich nicht zu, daß er von Natur aus so ernstlich und ungerührt boshaft und unhöflich war, wie er zu erscheinen wünschte. Er mochte vielleicht ein wenig verbittert sein, weil er, wie viele seines Geschlechts, feststellen mußte, daß er – einer seltsamen Vorliebe für Schönheit wegen – der Gatte einer sehr törichten Frau geworden war; aber sie wußte auch, daß diese Art Fehler zu sehr verbreitet war, als daß ein vernünftiger Mann auf Dauer Schaden daran genommen hätte. Sie glaubte, daß vielmehr der Wunsch, sich von anderen zu unterscheiden, die Ursache für seine verächtliche Behandlung aller und sein allgemeines Schimpfen über alles, was ihm begegnete, war. Es war der Wunsch, vor anderen Leuten überlegen zu erscheinen. Das gab es viel zu häufig, als daß man sich darüber wundern könnte; doch die Mittel, wie erfolgreich sie auch seine Überlegenheit an ungezogenem Benehmen beweisen mochten, würden außer seiner Frau kaum jemand für ihn einnehmen.

»Oh, meine liebe Miss Dashwood«, sagte Mrs. Palmer bald danach, »ich möchte Sie und Ihre Schwester um einen ganz großen Gefallen bitten. Würden Sie zu Weihnachten nach Cleveland kommen und dort einige Zeit mit uns verbringen? O ja, bitte – und kommen Sie, während die Westons bei uns sind. Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich ich sein würde! Es wäre ganz wunderbar! – Mein Lieber«, und sie wandte sich an ihren Gatten, »möchtest du nicht auch unbedingt, daß die Misses Dashwood nach Cleveland kommen?«

»Aber gewiß«, erwiderte er mit einem spöttischen Lächeln, »ich bin mit keinem anderen Ziel nach Devonshire gekommen.«

»Na bitte«, sagte seine Gattin, »Sie sehen, Mr. Palmer erwartet Sie; Sie können es uns also nicht abschlagen.«

Doch beide lehnten diese Einladung lebhaft und bestimmt ab.

»Aber wirklich, Sie müssen und werden kommen. Ich bin sicher, es wird Ihnen ungemein gefallen. Die Westons sind dann auch bei uns, es wird ganz wunderbar werden. Sie können sich nicht vorstellen, was Cleveland für ein entzückendes Anwesen ist; und wir sind so fröhlich jetzt, denn Mr. Palmer fährt ständig im Land umher und wirbt um Stimmen für die Wahl; und es kommen so viele Leute zu uns zum Dinner, die ich noch nie vorher gesehen habe, es ist ganz bezaubernd!

Aber, der Arme, es ist sehr anstrengend für ihn, denn er ist gezwungen, sich bei jedermann beliebt zu machen.«

Elinor konnte kaum ernst bleiben, als sie ihr zustimmte, welche Mühe eine solche Verpflichtung mit sich bringen müsse.

»Wie reizend es sein wird«, sagte Charlotte, »wenn er im Parlament ist! Nicht wahr? Wie es mich amüsieren wird! Es wird so absurd sein, alle Briefe an ihn mit einem M.P. auf der Adresse zu sehen. Aber wissen Sie, er sagt, er will meine Briefe niemals mit einem Freistempel frankieren. Er hat mir erklärt, das wird er nicht tun. Stimmt's, Mr. Palmer?«

Mr. Palmer beachtete sie nicht.

»Er haßt es zu schreiben, wissen Sie«, fuhr sie fort; »er sagt, das ist ganz schrecklich.«

»Nein«, sagte er, »ich habe niemals etwas so Unvernünftiges gesagt. Schieb mir nicht deine ganze ungereimte Ausdrucksweise in die Schuhe.«

»Na bitte, da sehen Sie, wie komisch er ist. So ist es immer bei ihm. Manchmal spricht er einen halben Tag lang nicht mit mir, und dann kommt er mit etwas so Komischem heraus – was ihm gerade einfällt.«

Als sie in den Salon zurückgingen, überraschte sie Elinor sehr mit der Frage, ob ihr Mr. Palmer nicht ganz außerordentlich gefalle.

»Gewiß«, sagte Elinor, »er scheint sehr liebenswürdig zu sein.«

»Na, das freut mich sehr. Ich dachte es mir, er ist ja so freundlich; und Mr. Palmer ist so entzückt von Ihnen und Ihren Schwestern, das kann ich Ihnen sagen; Sie haben keine Ahnung, wie enttäuscht er sein wird, wenn Sie nicht nach Cleveland kommen. Ich kann mir nicht vorstellen, warum Sie etwas dagegen haben sollten.«

Elinor war erneut genötigt, ihre Einladung auszuschlagen; und sie machte Mrs. Palmers dringenden Bitten ein Ende, indem sie das Thema wechselte. Sie hielt es für wahrscheinlich, daß sie von Mrs. Palmer, da diese in der gleichen Gegend wie Willoughby lebte, genauere Einzelheiten über dessen Charakter erfahren konnte, als dies von den einseitig für ihn eingenommenen Middletons der Fall war; ihr lag sehr daran, von jemand eine Bestätigung seiner Vorzüge zu bekommen, die ihr die Befürchtungen Mariannes wegen nehmen könnten. So erkundigte sie sich, ob sie in Cleveland oft mit Mr. Willoughby zusammenträfen und ob sie näher mit ihm bekannt seien.

»Du liebe Zeit, ja; ich kenne ihn außerordentlich gut«, erwiderte Mrs. Palmer. »Nicht, daß ich jemals mit ihm gesprochen hätte, das nicht, aber ich habe ihn immerzu in der Stadt gesehen. Irgendwie ergab es sich niemals, daß ich mich in Barton aufhielt, während er in Allenhurst war. Einmal hat ihn Mama hier gesehen, aber da war ich mit meinem Onkel in Weymouth. Es wäre gut möglich gewesen, ihn häufig in Somersetshire zu sehen, wenn wir nicht dummerweise immer zu einer anderen Zeit auf dem Land gewesen wären als er. Er ist sehr wenig in Combe, glaube ich; aber wenn er auch noch so oft dort anwesend wäre, ich glaube nicht, daß Mr. Palmer ihn besuchen würde, denn er ist in der Opposition, wissen Sie, und außerdem ist es so weit weg. Ich weiß sehr wohl, warum Sie nach ihm fragen; Ihre Schwester wird ihn ja heiraten. Ich freue mich mächtig darüber, denn dann werde ich sie zur Nachbarin haben.«

»Auf mein Wort«, erwiderte Elinor, »dann wissen Sie viel mehr darüber als ich, wenn Sie eine solche Verbindung erwarten können.«

»Tun Sie nicht so, als wollten Sie es leugnen, Sie wissen doch, daß alle Welt darüber spricht. Ich versichere Ihnen, ich habe auf meinem Weg durch die Stadt davon gehört.«

»Meine liebe Mrs. Palmer!«

»Bei meiner Ehre, das habe ich wirklich. Ich traf Colonel Brandon am Montag vormittag in Bond Street, kurz bevor wir die Stadt verließen, und er hat es mir gleich erzählt.«

»Sie überraschen mich sehr. Colonel Brandon soll Ihnen davon erzählt haben! Bestimmt haben Sie sich geirrt. Jemandem so etwas mitzuteilen, der daran gar nicht interessiert sein konnte, würde ich – selbst, wenn es stimmen würde – Colonel Brandon niemals zutrauen.«

»Aber ich versichere Ihnen, es war trotzdem so, und ich will Ihnen auch erzählen, wie es kam. Als wir ihn trafen, kehrte er mit uns um; und wir sprachen dann über meinen Schwager und meine Schwester, und eins kam zum anderen, und ich sagte zu ihm: ›Colonel Brandon, ich habe gehört, es ist eine neue Familie nach Barton Cottage gekommen, und Mama schreibt mir, die Mädchen seien sehr hübsch, und eine von ihnen würde Mr. Willoughby von Combe Magna heiraten. Sagen Sie bitte, stimmt das? Sie müssen es wissen, denn Sie sind ja erst kürzlich in Devonshire gewesen.««

»Und was hat der Colonel gesagt?«

»Ach, er hat nicht viel gesagt, aber er sah aus, als wüßte er, daß es stimmt, und von dem Augenblick an war es für mich klar. Das wird ganz wunderbar, das sage ich Ihnen! Wann soll denn die Hochzeit sein?«

»Colonel Brandon ging es doch hoffentlich gut?«

»O ja, sehr gut; und er war so voll des Lobes über Sie, er sagte nichts als hübsche Dinge von Ihnen.«

»Sein Lob schmeichelt mir. Er scheint ein vortrefflicher Mensch zu sein, ich finde ihn außergewöhnlich liebenswürdig.«

»Das tue ich auch. Er ist ein so bezaubernder Mann, und es ist wirklich schade, daß er so ernst und so langweilig ist. Mama sagt, er ist ebenfalls in Ihre Schwester verliebt. Ich versichere Ihnen, es wäre ein großes Kompliment, wenn es stimmte, denn er verliebt sich kaum einmal in jemand.«

»Kennt man Mr. Willoughby in Ihrem Teil von Somersetshire sehr gut?« fragte Elinor.

»O ja, außerordentlich gut; das heißt, ich glaube nicht, daß viele Leute direkt mit ihm bekannt sind, denn Combe Magna liegt so weit abseits; aber man hält ihn allgemein für außerordentlich liebenswürdig, das versichere ich Ihnen. Niemand ist beliebter als Mr. Willoughby, wo er auch hinkommt, das können Sie Ihrer Schwester erzählen. Bei meiner Ehre, sie hat mächtiges Glück, daß sie ihn bekommt – nicht, daß *er* nicht noch viel größeres Glück hätte, *sie* zu bekommen, denn sie ist so sehr schön und liebenswürdig, daß nichts für sie gut genug sein kann. Aber ich halte sie überhaupt nicht für schöner als Sie, das versichere ich Ihnen, denn ich finde Sie beide ungemein hübsch, und das tut bestimmt auch Mr. Palmer, wenn wir ihn gestern abend auch nicht dazu bringen konnten, es zuzugeben.«

Mrs. Palmers Informationen über Willoughby waren nicht sehr aufschlußreich, doch jede Aussage zu seinen Gunsten, wie gering sie auch sein mochte, war erfreulich für sie.

»Ich bin so froh, daß wir uns endlich kennengelernt haben«, fuhr Charlotte fort. »Und ich hoffe, daß wir nun immer gute Freunde sein werden. Sie können sich nicht vorstellen, wie es mich verlangte, Sie zu sehen! Es ist ganz wunderbar, daß Sie in dem Landhaus leben. Es gibt gewiß nichts, was dem gleichkommt. Ich bin so froh, daß sich Ihre Schwester so gut verheiraten wird! Ich hoffe, Sie werden sehr viel in Combe Magna sein. Es ist ein reizendes Anwesen, nach allem, was man hört.«

»Sie sind schon lange mit Colonel Brandon bekannt, nicht wahr?«

»Ja, eine ganze Weile; seit meine Schwester geheiratet hat. Er war schon immer ein besonderer Freund von Sir John, glaube ich«, fügte sie mit leiser Stimme hinzu, »er wäre sehr froh gewesen, wenn er mich hätte haben können. Sir John und Lady Middleton hätten es sehr gern gesehen. Aber Mama meinte, die Partie wäre nicht gut genug für mich, andernfalls hätte Sir John es dem Colonel gegenüber erwähnt, und wir hätten sofort geheiratet.«

»Hat denn Colonel Brandon vorher gar nicht gewußt, daß Sir John Ihrer Mutter diesen Vorschlag machen wollte? Hat er Ihnen denn niemals seine Zuneigung gestanden?«

»O nein, aber wenn Mama nichts dagegen gehabt hätte, wäre er sicher sehr erfreut gewesen. Er hatte mich damals nicht mehr als zweimal gesehen, denn ich ging zu der Zeit noch zur Schule. Aber ich bin viel glücklicher, so wie es ist. Mr. Palmer ist genau der richtige Mann für mich.«

## Kapitel 21

Die Palmers fuhren am nächsten Tag zurück nach Cleveland, und die beiden Familien in Barton mußten einander nun wieder allein unterhalten. Aber das dauerte nicht lange; Elinor waren ihre letzten Besucher kaum aus dem Sinn gekommen – sie hatte kaum aufgehört, sich darüber zu wundern, daß Charlotte ohne jede Veranlassung so glücklich war, daß sich Mr. Palmer bei seinen guten Fähigkeiten so töricht benahm und daß so häufig zwischen Gatte und Gattin ein solches Mißverhältnis bestand –, als Sir Johns und Mrs. Jennings große Rührigkeit zum Wohle des gesellschaftlichen Verkehrs auch schon für weitere neue Bekannte für sie sorgte, die zu besuchen und in Augenschein zu nehmen waren.

Eines Vormittags bei einem Ausflug nach Exeter waren sie nämlich mit zwei jungen Damen zusammengetroffen, die Mrs. Jennings mit Genugtuung als Verwandte von ihr erkannte; und das genügte Sir John, sie sogleich nach Barton Park einzuladen, sobald ihre augenblicklichen Verpflichtungen in Exeter es zuließen. Ihre Verpflichtungen in Exeter schwanden bei einer solchen Einladung augenblicklich dahin, und Lady Middleton geriet bei der Rückkehr Sir Johns in keine geringe Unruhe, als sie hörte, daß sie sehr bald den Besuch von zwei Mädchen empfangen sollte, die sie noch nie in ihrem Leben gesehen hatte und von deren Vornehmheit – selbst von deren leidlich vornehmer Herkunft – sie keinen Beweis haben konnte; denn die Versicherungen ihres Gatten und ihrer Mutter zu diesem Thema besagten gar nichts. Daß sie auch mit ihr verwandt waren, machte es nur um so schlimmer; und Mrs. Jennings' Versuche, sie zu trösten, waren somit von vornherein wenig erfolgversprechend, als sie ihrer Tochter

riet, es nicht so wichtig zu nehmen, ob sie vornehm seien oder nicht, denn sie seien doch alle verwandt und müßten miteinander auskommen.

Da es nun jedoch unmöglich war, ihr Kommen zu verhindern, fand sich Lady Middleton mit der ganzen Gelassenheit einer wohlerzogenen Frau damit ab und gab sich damit zufrieden, ihrem Gatten lediglich fünf-bis sechsmal am Tag einen sanften Verweis zu erteilen.

Die jungen Damen trafen ein, und ihre Erscheinung zeigte keineswegs einen Mangel an Eleganz oder Vornehmheit. Sie waren sehr modisch gekleidet, hatten sehr höfliche Umgangsformen, waren entzückt von dem Haus und begeistert von der Einrichtung, und sie liebten zufällig auch Kinder abgöttisch, so daß sie die gute Meinung Lady Middletons bereits gewonnen hatten, als sie noch keine Stunde in Barton Park waren. Sie stellte fest, daß sie in der Tat sehr angenehme Mädchen seien, was für Ihre

Ladyschaft schon enthusiastische Bewunderung bedeutete. Sir Johns Vertrauen in sein eigenes Urteil stieg mit dieser lebhaften Lobpreisung, und er machte sich augenblicklich auf den Weg zum Landhaus, um den Misses Dashwood von der Ankunft der Misses Steele zu berichten und ihnen zu versichern, daß es die reizendsten Mädchen der Welt seien. Aus einem solchen Lob konnte man jedoch nicht viel schließen; Elinor wußte sehr wohl, daß man diesen reizendsten Mädchen der Welt in jedem Teil Englands und in jeder nur möglichen Variante von Gestalt, Gesicht, Charakter und Intelligenz begegnen konnte. Sir John wünschte, daß die ganze Familie augenblicklich nach Barton Park kommen und die Gäste begutachten sollte. Wohlwollender, menschenfreundlicher Mann! Er brachte es nicht fertig, selbst einen Cousin dritten Grades für sich allein zu behalten.

»Kommen Sie gleich«, sagte er, »bitte – Sie müssen kommen – und ich sage, Sie werden kommen. Sie glauben gar nicht, wie sehr sie Ihnen gefallen werden. Lucy ist ungemein hübsch, so voll guter Laune und so liebenswürdig! Die Kinder sind schon alle um sie herum, als wäre sie eine alte Bekannte. Und die beiden möchten Sie unbedingt sehen, denn sie haben in Exeter gehört, daß Sie die schönsten Geschöpfe der Welt sind; und ich habe ihnen gesagt, daß dies alles vollkommen richtig ist, und noch eine ganze Menge mehr. Sie werden bestimmt entzückt von ihnen sein. Sie haben die ganze Kutsche voll Spielzeug für die Kinder mitgebracht. Wie können Sie so eigensinnig sein und nicht kommen wollen! Sie sind doch gewissermaßen ihre Verwandten. *Sie* sind meine Cousinen, und die beiden sind Verwandte meiner Frau, also müssen Sie mit ihnen verwandt sein.«

Doch Sir John konnte sich nicht durchsetzen. Er konnte ihnen lediglich das Versprechen abnötigen, in ein paar Tagen nach Barton Park zu kommen, und verließ sie dann voller Verwunderung über ihre Gleichgültigkeit, um nach Hause zurückzukehren und gegenüber den Misses Steele erneut ihre Reize zu rühmen, so wie er in Barton Cottage auch die der Misses Steele gerühmt hatte.

Als der versprochene Besuch in Barton Park schließlich stattfand und ihnen diese jungen Damen vorgestellt wurden, fanden sie in der Erscheinung der älteren, die fast dreißig Jahre alt war und ein sehr gewöhnliches Gesicht hatte, das keine Klugheit verriet, nichts zu bewundern; doch der anderen, die nicht älter als zwei-oder dreiundzwanzig war, gestanden sie eine beachtliche Schönheit zu; sie hatte hübsche Gesichtszüge, einen durchdringenden, lebhaften Blick und ein gewandtes Auftreten, die ihrer Person, wenngleich keine wirkliche Eleganz oder Anmut, so doch Vornehmheit verliehen. Sie zeigten sich ganz besonders zuvorkommend, und Elinor gestand ihnen bald eine gewisse Intelligenz zu, als sie sah, mit welcher beständigen und



wohlüberlegten Aufmerksamkeiten sie sich bei Lady Middleton angenehm machten. Von ihren Kindern waren sie fortwährend hingerissen, priesen ihre Schönheit, buhlten um ihre Aufmerksamkeit und ertrugen geduldig all ihre Launen. Und die Zeit, die sie von den beharrlichen Forderungen, die diese Höflichkeitsgeste an sie stellte, erübrigen konnten, verbrachten sie damit, alles, was immer ihre Ladyschaft tat – wenn sie zufällig überhaupt etwas tat –, zu bewundern, oder damit, Schnittmuster von irgendeinem eleganten Kleid abzunehmen, in dem ihre Erscheinung sie am Tag zuvor in nicht enden wollendes Entzücken versetzt hatte. Zum Glück für jene, die mit solchen Schwachheiten schmeicheln wollen, ist eine verliebte Mutter, obgleich das gierigste aller menschlichen Wesen, wenn sie auf Lob für ihre Kinder aus ist, gleichzeitig auch das leichtgläubigste; ihre Ansprüche sind maßlos, aber sie schluckt alles; und die übertriebene Liebe der Misses Steele zu ihren Sprößlingen und ihre Geduld mit ihnen sah Lady Middleton somit ohne jede Überraschung und ohne Mißtrauen. Sie beobachtete mit mütterlicher Selbstzufriedenheit all die unverschämten Übergriffe und mutwilligen Streiche, denen sich ihre Verwandten aussetzten. Sie sah, wie die Kinder ihre Schärpen aufzogen, ihre Haare um die Ohren zerrten, ihre Handarbeitsbeutel durchstöberten und ihre Messer und Scheren stahlen, und hatte keinen Zweifel daran, daß dies ein wechselseitiges Vergnügen war. Ihre Verwunderung beschränkte sich lediglich darauf, daß Elinor und Marianne so gelassen dabeisaßen, ohne den Anspruch zu erheben, daran teilzuhaben.

»John ist heute so in Stimmung!« sagte sie, als er Miss Steeles Taschentuch nahm und aus dem Fenster warf. »Er steckt voll übermütiger Streiche.«

Und bald darauf, als der zweite Junge derselben Dame heftig in die Finger kniff, bemerkte sie liebevoll: »Wie ausgelassen William ist!«

»Und das ist meine süße kleine Annamaria«, fügte sie hinzu, während sie ein kleines Mädchen von drei Jahren zärtlich liebkoste, das während der letzten zwei Minuten keinen Lärm gemacht hatte. »Sie ist immer so sanft und still – ein so ruhiges kleines Ding gibt es nicht noch einmal!«

Doch unglücklicherweise kratzte bei diesen Umarmungen eine Haarnadel in der Frisur Ihrer Ladyschaft leicht den Hals des Kindes und rief bei diesem Muster an Sanftheit ein so heftiges Geschrei hervor, wie es kaum von einem erklärten Krakeeler übertroffen werden konnte. Die Bestürzung der Mutter war völlig unangemessen, doch der Schrecken und die Besorgnis der Misses Steele waren mindestens ebenso groß, und es wurde von den dreien in einem so bedenklichen Notfall alles getan, was die Liebe ihnen eingeben und möglicherweise die heftigen Schmerzen der kleinen

Leidenden lindern konnte. Sie saß auf dem Schoß der Mutter, die sie mit Küssen bedeckte, und eine der Misses Steele kniete vor ihr und badete ihre Wunde mit Lavendelwasser, während ihr die andere Süßigkeiten in den Mund stopfte. Bei einem solchen Lohn für ihre Tränen war das Kind zu gescheit, um mit dem Weinen aufzuhören. Sie schrie und schluchzte noch immer aus vollem Halse, stieß mit dem Fuß nach ihren beiden Brüdern, die sie streicheln wollten, und ihre ganzen vereinten Tröstungsversuche waren wirkungslos, bis sich Lady Middleton glücklicherweise daran erinnerte, daß bei einer Szene ähnlichen Kummers in der Woche davor für eine etwas verletzte Schläfe Aprikosenmarmelade erfolgreich angewendet worden war und sie das gleiche Mittel für diesen unglückseligen Kratzer vorschlug; und eine geringe Unterbrechung der Schreie der jungen Dame, als sie das hörte, gab ihnen Grund zu der Hoffnung, daß dies nicht zurückgewiesen würde. Ihre Mutter trug sie deshalb auf der Suche nach dieser Medizin auf dem Arm hinaus, und da es die beiden Jungen vorzogen, ihnen zu folgen, obgleich ihre Mutter sie dringend bat, dazubleiben, waren die vier jungen Damen plötzlich von einer Ruhe umgeben, die das Zimmer viele Stunden lang nicht erlebt hatte.

»Die arme Kleine!« sagte Miss Steele, sobald sie fort waren, »es hätte schlimm ausgehen können.«

»Aber ich wüßte kaum, wie«, rief Marianne, »es sei denn, unter gänzlich anderen Umständen. Aber das ist die übliche Art, Besorgnis zu vergrößern, wo es in Wirklichkeit gar keinen Grund zur Beunruhigung gibt.«

»Was Lady Middleton doch für eine reizende Frau ist«, sagte Lucy Steele.

Marianne schwieg; es war ihr unmöglich, etwas zu sagen, was sie nicht fühlte, wie geringfügig der Anlaß auch sein mochte; und Elinor fiel deshalb stets allein die Aufgabe des Lügens zu, wenn es die Höflichkeit erforderte. Und so zu einer Meinung aufgefordert, tat sie ihr möglichstes, mit mehr Wärme von Lady Middleton zu sprechen, als sie empfand, wenngleich mit weit weniger als Miss Lucy.

»Und Sir John auch«, rief die ältere Schwester, »was für ein charmanter Mann das ist!«

Auch hier äußerte Miss Dashwood ihr Lob schlicht und angemessen, ohne in Begeisterung auszubrechen. Sie bemerkte lediglich, daß er absolut gutmütig und freundlich sei.

»Und was für eine entzückende kleine Familie sie sind! Ich habe noch nie in meinem Leben so prächtige Kinder gesehen. Ich muß sagen, ich bin schon ganz vernarrt in sie, ich habe Kinder wirklich immer wahnsinnig gern.«

»Das glaube ich«, sagte Elinor mit einem Lächeln, »nach dem, was ich vorhin gesehen habe.«

»Mir scheint«, sagte Lucy, »Sie finden, daß die kleinen Middletons eher zu sehr verwöhnt sind; vielleicht sind sie es mehr als genug; aber das ist so natürlich bei Lady Middleton; und was mich betrifft, so liebe ich Kinder, die voller Leben sind; ich kann brave und ruhige Kinder nicht leiden.«

»Ich gebe zu«, erwiderte Elinor, »daß ich niemals mit Abscheu an brave und ruhige Kinder denke, wenn ich in Barton Park bin.«

Darauf folgte eine kurze Pause, die zuerst von Miss Steele unterbrochen wurde, die sehr gesprächig zu sein schien und jetzt ziemlich unvermittelt sagte: »Und wie gefällt Ihnen Devonshire, Miss Dashwood? Ich nehme an, Sie haben es sehr bedauert, Sussex zu verlassen.«

Einigermaßen überrascht über eine so vertrauliche Frage, oder zumindest über die Art und Weise, in der sie vorgebracht wurde, bejahte Elinor dies.

»Norland ist ein ungemein schönes Anwesen, nicht wahr?« fügte Miss Steele hinzu.

»Wir haben es Sir John außerordentlich bewundern hören«, sagte Lucy, die eine Entschuldigung für die plumpe Vertraulichkeit ihrer Schwester für nötig hielt.

»Ich meine, daß jeder es bewundern muß«, sagte Elinor, »der es einmal gesehen hat, obgleich nicht anzunehmen ist, daß andere seine Schönheiten ebenso schätzen können wie wir.«

»Und hatten Sie sehr viele fescche Kavalieri dort? Ich vermute, in dieser Gegend gibt es nicht so viele; ich finde, daß sie immer eine enorme Bereicherung sind.«

»Aber wie kommst du denn auf die Idee«, sagte Lucy, die sich für ihre Schwester zu schämen schien, »daß es in Devonshire nicht so viele vornehme junge Männer gibt wie in Sussex?«

»Aber nein, meine Liebe, ich behaupte das ja auch gar nicht. Auf jeden Fall gibt es mächtig viele fescche Kavalieri in Exeter, aber wie kann ich denn wissen, wie viele fescche Kavalieri es in der Umgebung von Norland gibt? Ich habe nur gefürchtet, die

Misses Dashwood würden es in Barton langweilig finden, wenn sie hier nicht so viele hätten wie vorher. Aber euch jungen Damen liegt vielleicht nicht viel an Kavalieren, und ihr könntet ebensogut ohne sie auskommen. Was mich betrifft, so finde ich sie ungemein erfreulich, vorausgesetzt, sie kleiden sich elegant und benehmen sich anständig. Ich kann es nicht ausstehen, wenn sie schmutzig und abstoßend aussehen. Da ist zum Beispiel dieser Mr. Rose in Exeter, ein mächtig fescher junger Mann, ein richtiger Kavalier, Sekretär bei Mr. Simpson, wissen Sie, und doch, wenn man ihn am Morgen trifft, dann ist er nicht anzusehen. Ich nehme an, Ihr Bruder war auch ein richtiger Kavalier, bevor er heiratete, wo er doch so reich war?«

»Auf mein Wort«, erwiderte Elinor, »das kann ich Ihnen nicht sagen, ich verstehe nicht einmal richtig die Bedeutung dieses Wortes. Aber soviel kann ich sagen – wenn er jemals ein Kavalier war, bevor er geheiratet hat, dann ist er es immer noch, denn er hat sich nicht im geringsten geändert.«

»Ach, du lieber Himmel, niemals würde man einen verheirateten Mann für einen Kavalier halten – die haben was anderes zu tun.«

»Mein Gott, Anne«, rief ihre Schwester, »du redest von nichts anderem als von Kavalieren; Miss Dashwood wird glauben, du hast nichts anderes im Kopf.« Und um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, begann sie, das Haus und die Einrichtung zu bewundern.

Diese Probe der Misses Steele reichte. Die vulgäre Vertraulichkeit und Torheit der älteren empfahl sie keineswegs, und da sich Elinor nicht von der Schönheit oder dem gescheiten Aussehen der jüngeren über deren Mangel an wirklicher Vornehmheit und Aufrichtigkeit hinwegtäuschen ließ, ging sie fort, ohne den Wunsch, die beiden näher kennenzulernen.

Nicht so die Misses Steele. Sie kamen aus Exeter, gut ausgerüstet mit Bewunderung für den Gebrauch bei Sir John Middleton, seiner Familie und all seinen Verwandten, und es war kein kümmerlicher Anteil, der nun seinen hübschen Cousinen zuteil wurde, die sie für die schönsten, vornehmsten, gebildetsten und liebenswürdigsten Mädchen erklärten, die sie jemals gesehen hätten und die sie daher besonders gern näher kennenlernen würden. Und mit ihnen näher bekannt zu werden war deshalb, wie Elinor bald feststellte, ihr und Mariannes unabwendbares Los; denn da Sir John ganz auf der Seite der Misses Steele stand, waren sie zusammen zu stark, um sich ihnen zu widersetzen, und sie mußten sich einer Art von Vertrautheit fügen, die darin bestand, fast jeden Tag ein paar Stunden in demselben Raum zusammensitzen. Sir John konnte wirklich nicht mehr tun, und er glaubte, daß mehr auch nicht erforderlich sei;

zusammenzusein war seiner Meinung nach, miteinander vertraut sein, und während seine fortgesetzten Pläne zu diesem Zweck sie ständig zusammenbrachten, hatte er keinen Zweifel daran, daß sie nun gute Freunde waren.

Gerechterweise muß man sagen, daß er alles in seiner Macht Liegende tat, um ihre Freimütigkeit zu fördern, indem er die Misses Steele in den delikatesten Einzelheiten mit allem bekannt machte, was er über die Umstände seiner Cousinen wußte oder vermutete – und Elinor hatte sie noch nicht zweimal gesehen, als die ältere von ihnen ihr auch schon zu dem Glück ihrer Schwester gratulierte, so bald nach ihrer Ankunft in Barton die Eroberung eines sehr fescen Kavaliers gemacht zu haben.

»Das ist ja ganz wunderbar, daß sie so jung heiraten wird«, sagte sie, »und wie ich höre, ist er ein richtiger Kavalier und unheimlich gutaussehend. Ich hoffe, Sie haben bald ebensolches Glück – aber vielleicht haben Sie auch schon einen heimlichen Freund.«

Elinor konnte nicht annehmen, daß Sir John beim Verkünden seiner Vermutungen hinsichtlich ihrer Zuneigung zu Edward taktvoller vorgehen würde, als er es mit Marianne getan hatte; tatsächlich witzelte er darüber noch lieber, da diese Sache noch etwas neuer für ihn war und mehr auf Mutmaßungen beruhte; und seit Edwards Besuch hatten sie niemals zusammen gespeist, ohne daß er so bedeutsam und mit vielem Nicken und Zwinkern auf ihren Liebsten trank, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte. Der Buchstabe F war ebenfalls beständig erwähnt worden und hatte sich als sehr ergiebig für so unzählige Scherze erwiesen, daß er, im Zusammenhang mit Elinor, schon lange in dem Ruf stand, der witzigste Buchstabe des Alphabets zu sein.

Die Misses Steele hatten nun, wie sie es erwartete, den ganzen Nutzen von diesen Witzeleien, und die ältere machten sie neugierig, den Namen des Herrn zu erfahren, auf den man anspielte – und daß sie diese Frage oft in zudringlicher Weise vorbrachte, paßte durchaus zu ihrem gewöhnlichen Bestreben, etwas über die Angelegenheiten der Familie zu erfahren. Doch Sir John spielte nicht lange mit dieser Neugier, die zu wecken ihm Vergnügen machte, denn er hatte mindestens ebensoviel Spaß daran, den Namen preiszugeben, wie Miss Steele, ihn zu hören.

»Sein Name ist Ferrars«, sagte er in sehr hörbarem Flüsterton; »aber bitte nicht verraten, es ist ein großes Geheimnis.«

»Ferrars«, wiederholte Miss Steele, »Mr. Ferrars ist also der Glückliche? Was! Der Bruder Ihrer Schwägerin, Miss Dashwood? Ganz gewiß ein sehr liebenswürdiger junger Mann, ich kenne ihn sehr gut.«

»Wie kannst du das sagen, Anne«, rief Lucy, die gewöhnlich allen Erklärungen ihrer Schwester etwas hinzuzusetzen hatte. »Wenn wir ihn auch ein-oder zweimal bei meinem Onkel gesehen haben, ist es reichlich übertrieben zu behaupten, daß du ihn sehr gut kennst.«

Elinor lauschte diesem Gespräch voller Aufmerksamkeit und Verwunderung. Wer war dieser Onkel? Wo lebte er? Wie waren sie bekannt geworden? Sie wünschte sehr, daß dieses Thema fortgesetzt würde, wenngleich sie es vorzog, selbst nicht daran teilzunehmen; doch es wurde nicht mehr darüber gesprochen, und zum erstenmal in ihrem Leben fand sie Mrs. Jennings' Hang, unbedeutende Tatsachen in Erfahrung zu bringen und sie dann anderen mitzuteilen, unzulänglich. Die Art und Weise, in der Miss Steele über Edward gesprochen hatte, erhöhte noch ihre Neugier, denn sie war ihr ziemlich unfreundlich erschienen und legte den Verdacht nahe, daß diese Dame etwas Nachteiliges über ihn wußte oder zu wissen glaubte. Doch ihre Neugierde war fruchtlos, denn Mr. Ferrars Name erfuhr von Miss Steele keine weitere Beachtung, wenn er von Sir John angedeutet oder sogar offen erwähnt wurde.

## Kapitel 22

Marianne, die nie viel Nachsicht für jede Art von vulgärem und ungehörigem Benehmen, geistiger Unterlegenheit oder selbst für einen anderen Geschmack als den ihren hatte, war zu dieser Zeit aufgrund ihres Gemütszustandes besonders abgeneigt, an den Misses Steele Gefallen zu finden und ihre Annäherungsversuche zu ermutigen; und der beständigen Kälte in ihrem Benehmen gegenüber den beiden – die jeden Versuch zu einem vertrauten Umgang von ihrer Seite im Keim erstickte – schrieb Elinor den Vorzug zu, den sie *ihr* gaben und der bald in dem Verhalten der Schwestern offenbar wurde – besonders in Lucys, die keine Gelegenheit versäumte, sie ins Gespräch zu ziehen oder zu versuchen, durch die unbefangene und freimütige Mitteilung ihrer Ansichten ihre Bekanntschaft zu vertiefen.

Lucy besaß eine natürliche Klugheit; ihre Bemerkungen waren oft wohlbegründet und amüsant; und als Gefährtin für eine halbe Stunde fand Elinor sie oft recht angenehm; doch ihre Fähigkeiten waren durch keine Bildung gefördert worden, sie war unwissend und unkultiviert, und ihr sehr enger geistiger Horizont, ihr Mangel an

Kenntnissen in den gewöhnlichsten Dingen konnten trotz ihrer ständigen Bemühungen, einen vorteilhaften Eindruck zu machen, vor Miss Dashwood nicht verborgen bleiben. Elinor sah die Vernachlässigung ihrer Fähigkeiten und bedauerte sie deshalb, da Bildung diese Fähigkeiten so achtenswert gemacht haben könnte; doch mit weniger Nachsicht erkannte sie, daß Lucy keinerlei Takt, Aufrichtigkeit und Anstand besaß, was ihre beharrlichen Aufmerksamkeiten, ihre Beflissenheit und ihre Schmeicheleien in Barton Park offenbarten; und Elinor konnte keine dauerhafte Befriedigung an der Gesellschaft einer Person empfinden, die Unaufrichtigkeit mit Unwissenheit vereinte, deren mangelnde Bildung verhinderte, daß sie sich während ihres Zusammenseins auf gleicher Stufe unterhalten konnten und deren Verhalten gegenüber anderen jede Aufmerksamkeit und Achtung, die ihr selbst erwiesen wurden, vollkommen wertlos machte.

»Sie werden meine Frage bestimmt seltsam finden«, sagte Lucy eines Tages, als sie zusammen von Barton Park zum Landhaus gingen, »aber sagen Sie mir bitte, sind Sie mit der Mutter ihrer Schwägerin, Mrs. Ferrars, persönlich bekannt?«

Elinor fand diese Frage in der Tat seltsam, und ihre Miene drückte das auch aus, als sie erwiderte, daß sie Mrs. Ferrars nie gesehen habe.

»Ach, wirklich nicht!« entgegnete Lucy, »das wundert mich aber, ich dachte, Sie hätten sie zuweilen in Norland gesehen. Dann können Sie mir wohl auch nicht sagen, was für eine Frau das ist?«

»Nein«, erwiderte Elinor – die darauf bedacht war, ihre wahre Meinung über Edwards Mutter nicht preiszugeben, und nicht gerade den Wunsch hatte, eine offensichtlich ungehörige Neugierde zu befriedigen –, »ich weiß nichts über sie.«

»Sicher finden Sie es sehr sonderbar von mir, daß ich mich in solcher Weise nach ihr erkundige«, sagte Lucy, wobei sie Elinor aufmerksam ansah, »aber vielleicht gibt es ja Gründe dafür ... ich wünschte, ich könnte es wagen . . .; aber ich hoffe, Sie werden so gerecht sein und mir glauben, daß ich nicht zudringlich sein möchte.«

Elinor gab ihr eine höfliche Antwort, und sie gingen ein paar Minuten schweigend weiter. Lucy sprach zuerst wieder, indem sie das Thema erneut aufgriff und mit einigem Zögern sagte: »Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Sie mich vielleicht für ungebührlich neugierig halten; nicht um alles in der Welt möchte ich, daß jemand – dessen gute Meinung mir so wertvoll ist wie die Ihre – das von mir denkt. Und ich hätte wirklich nicht die geringsten Bedenken, Ihnen zu vertrauen; ich wäre in der Tat sehr froh über Ihren Rat, wie ich mich in einer so unangenehmen Lage wie der meinen

verhalten soll; aber es gibt keinen Grund, *Sie* zu belästigen. Schade, daß Sie Mrs. Ferrars nicht zufällig kennen.«

»Es tut mir leid, daß dies nicht der Fall ist«, sagte Elinor sehr verwundert, »falls es von irgendwelchem Nutzen für Sie hätte sein können, meine Meinung über Mrs. Ferrars zu hören. Aber wirklich, ich hatte keine Ahnung, daß Sie überhaupt in irgendeiner Verbindung zu dieser Familie stehen; deshalb bin ich, wie ich zugeben muß, ein wenig erstaunt, daß Sie sich so ernsthaft nach dem Charakter der Frau erkundigen.«

»Das glaube ich gern, und ich wundere mich ganz und gar nicht darüber. Aber wenn ich den Mut hätte, Ihnen alles zu erzählen, wären Sie nicht so sehr überrascht. Mrs. Ferrars bedeutet mir gewiß im Augenblick gar nichts – aber die Zeit mag kommen – wie bald sie kommen mag, hängt allein von ihr selbst ab –, da wir vielleicht einmal sehr nahe verwandt sind.«

Sie sah mit gewinnender Verschämtheit zu Boden, als sie das sagte, und warf nur einen kurzen Seitenblick auf Elinor, um die Wirkung ihrer Worte auf sie zu beobachten.

»Du lieber Himmel«, rief Elinor, »was wollen Sie damit sagen? Sind Sie mit Mr. Robert Ferrars bekannt? Kann das sein?« Und sie war nicht besonders erfreut bei dem Gedanken an eine solche Schwägerin.

»Nein«, erwiderte Lucy, nicht mit Mr. *Robert* Ferrars – den habe ich noch nie im Leben gesehen; aber«, sie richtete ihren Blick fest auf Elinor, »mit seinem älteren Bruder.«

Was empfand Elinor in diesem Augenblick? Ein Erstaunen, das ebenso schmerzlich wie stark gewesen wäre, hätte diese Behauptung nicht augenblicklich Zweifel in ihr geweckt. Sie wandte sich Lucy in schweigender Verwunderung zu, unfähig, den Grund oder den Zweck einer solchen Erklärung zu erkennen; und obgleich sie abwechselnd rot und blaß wurde, konnte sie nicht daran glauben und sah sich nicht in Gefahr, einen hysterischen Anfall zu bekommen oder ohnmächtig zu werden.

»Sie mögen sehr wohl überrascht sein«, fuhr Lucy fort, denn Sie konnten davon natürlich nichts ahnen; ganz bestimmt hat er Ihnen oder Ihrer Familie gegenüber niemals die kleinste Andeutung darüber gemacht, denn es sollte von Anfang an ein großes Geheimnis sein, und natürlich habe ich es bis zu dieser Stunde gewissenhaft gehütet. Von all meinen Verwandten weiß außer Anne keine Seele etwas davon, und ich hätte es Ihnen gegenüber niemals erwähnt, wenn ich nicht das allergrößte



Vertrauen in Ihre Verschwiegenheit gehabt hätte; und dann glaubte ich auch, daß mein Verhalten, als ich Ihnen so viele Fragen über Mrs. Ferrars stellte, seltsam erscheinen mußte und einer Erklärung bedurfte. Und Mr. Ferrars kann gewiß nicht ungehalten sein, wenn er erfährt, daß ich mich Ihnen anvertraut habe, denn ich weiß, daß er die höchste Meinung der Welt von Ihrer ganzen Familie hat, und für ihn sind Sie und die anderen Misses Dashwood ganz wie seine eigenen Schwestern.« – Sie hielt inne.

Elinor schwieg einige Augenblicke. Ihr Erstaunen über das, was sie da hörte, war anfangs so groß, daß sie keine Worte finden konnte; doch schließlich zwang sie sich zum Sprechen, und um mit allem Bedacht zu sprechen, sagte sie mit einer Ruhe, die ihre Überraschung und Besorgtheit leidlich gut verbarg: »Darf ich fragen, ob das Verlöbniß schon lange besteht?«

»Wir sind jetzt vier Jahre verlobt.«

»Vier Jahre!«

»Ja.«

Elinor war zwar außerordentlich bestürzt, konnte es aber noch immer nicht glauben.

»Ich wußte ja bis vor kurzem nicht einmal«, sagte sie, »daß Sie sich überhaupt kannten.«

»Aber unsere Bekanntschaft liegt schon viele Jahre zurück. Er befand sich nämlich eine beträchtliche Zeit unter der Obhut meines Onkels.«

»Ihres Onkels!«

»Ja, Mr. Pratt. Haben Sie ihn nie von Mr. Pratt sprechen hören?«

»Ich denke schon«, erwiderte Elinor, deren wachsende Erregung ihr das Sprechen immer schwerer machte.

»Er war vier Jahre bei meinem Onkel, der in Longstaple, in der Nähe von Plymouth, lebt. Dort war es, wo wir uns kennenlernten, denn meine Schwester und ich hielten uns oft bei meinem Onkel auf; und dort verlobten wir uns auch, aber erst ein Jahr, nachdem er seine Schulzeit beendet hatte; aber er hielt sich danach fast immer bei uns auf. Ich habe mich sehr ungern ohne die Kenntnis und Billigung seiner Mutter darauf eingelassen, wie Sie sich denken können; aber ich war zu jung und habe ihn zu sehr geliebt, um so besonnen zu sein, wie es richtig gewesen wäre. Obgleich Sie ihn nicht so gut kennen wie ich, Miss Dashwood, müssen Sie doch so viel von ihm gesehen

haben, um sich bewußt zu sein, daß er bei einer Frau sehr wohl wahre Liebe wecken kann.«

»Gewiß«, erwiderte Elinor, ohne zu wissen, was sie sagte; doch nach kurzem Überlegen fügte sie, von neuem überzeugt von Edwards Ehre und Liebe und der Falschheit ihrer Begleiterin hinzu: »Verlobt mit Mr. Edward Ferrars! Ich gestehe, daß ich so völlig überrascht bin von dem, was Sie mir da erzählen, daß ich wirklich . . ., verzeihen Sie, aber da muß eine Verwechslung der Person oder des Namens vorliegen. Wir können unmöglich den gleichen Mr. Ferrars meinen.«

»Wir können keinen anderen meinen«, rief Lucy lächelnd. »Mr. Edward Ferrars, der ältere Sohn von Mrs. Ferrars von Park Street und Bruder Ihrer Schwägerin, Mrs. John Dashwood, ist die Person, die ich meine; Sie müssen mir zugestehen, daß *ich* mich kaum über den Namen des Mannes täuschen kann, von dem all mein Glück abhängt.«

»Es ist seltsam«, entgegnete Elinor in höchst schmerzlicher Verwirrung, »daß ich ihn niemals Ihren Namen habe nennen hören.«

»Wenn man unsere Lage bedenkt, ist es doch nicht seltsam. Unsere Hauptsorge war es, die Sache geheimzuhalten. Sie wußten nichts von mir oder meiner Familie, deshalb gab es gar keinen *Anlaß*, jemals meinen Namen Ihnen gegenüber zu nennen; und da er sich immer besonders davor fürchtete, daß seine Schwester etwas argwöhnen könnte, war *das* Grund genug, ihn nicht zu erwähnen.«

Sie schwieg. Elinors Gewißheit schwand, aber ihre Selbstbeherrschung schwand damit nicht.

»Vier Jahre sind Sie also verlobt«, sagte sie mit fester Stimme.

»Ja; und der Himmel weiß, wieviel länger wir vielleicht noch warten müssen. Der arme Edward! Es macht ihn ganz mutlos!« Dann nahm sie ein kleines Miniaturgemälde aus ihrer Tasche und fügte hinzu: »Um die Möglichkeit eines Irrtums auszuschließen, seien Sie so gut und sehen Sie sich dieses Gesicht an. Es wird ihm gewiß nicht gerecht, aber ich denke doch, Sie können sich nicht in der Person täuschen, die hier gemalt worden ist. Ich habe es schon gut drei Jahre.«

Sie reichte es ihr, während sie sprach, und als Elinor das Gemälde sah, konnte sie – welche sonstigen Zweifel auch aus Furcht vor einer zu hastigen Schlußfolgerung oder aus dem Wunsch heraus, eine Unwahrheit zu entdecken, in ihrem Kopf noch verweilen mochten – keinen daran haben, daß es Edwards Gesicht war. Sie gab es beinahe augenblicklich zurück und bestätigte, daß er es sei.

»Es war mir nie möglich, ihm dafür auch ein Bild von mir zu geben, was mich sehr bedrückt, denn er wollte es immer so gern haben! Aber ich bin entschlossen, mich bei der allernächsten Gelegenheit porträtieren zu lassen.«

»Sie haben vollkommen recht«, erwiderte Elinor ruhig. Sie gingen schweigend ein paar Schritte weiter. Lucy sprach zuerst wieder. »Ich habe gewiß nicht den geringsten Zweifel daran«, sagte sie, »daß Sie dieses Geheimnis sicher bewahren werden, denn Sie müssen wissen, wie wichtig es für uns ist, daß seine Mutter nichts davon erfährt, sie würde es bestimmt nicht billigen. Ich werde kein Vermögen haben, und ich glaube, sie ist eine außerordentlich stolze Frau.«

»Ich habe Ihr Vertrauen gewiß nicht gesucht«, sagte Elinor; »aber es ist mehr als richtig, wenn Sie meinen, daß man mir vertrauen kann. Ihr Geheimnis ist bei mir sicher; aber verzeihen Sie, wenn ich einige Verwunderung über eine so unnötige Offenbarung äußere. Sie müssen doch zumindest das Gefühl gehabt haben, daß mein Wissen um Ihr Geheimnis nicht gerade zu seiner Sicherheit beitragen würde.«

Als sie das sagte, sah sie Lucy eindringlich an, in der Hoffnung, etwas in ihrer Miene zu entdecken – vielleicht die Unwahrheit des größten Teiles dessen, was sie gesagt hatte, aber Lucys Miene zeigte keine Veränderung.

»Ich fürchtete schon, Sie würden denken, ich nehme mir eine ziemliche Freiheit heraus«, sagte sie, »wenn ich Ihnen das alles erzähle. Ich kenne Sie noch nicht lange, gewiß, zumindest nicht persönlich, aber von Beschreibungen her kenne ich Sie und Ihre Familie schon eine ganze Zeit; und gleich als ich Sie sah, kam es mir fast so vor, als seien Sie eine alte Bekannte. Außerdem dachte ich in diesem Fall, daß ich Ihnen eine Erklärung schulde, nachdem ich mich so eingehend nach Edwards Mutter erkundigt hatte; und ich bin so unglücklich, nicht einen Menschen zu haben, den ich um Rat fragen kann. Anne ist die einzige, die davon weiß, aber sie hat überhaupt kein Urteilsvermögen; tatsächlich schadet sie mir weit mehr, als sie mir nützt, denn ich lebe in ständiger Angst, daß sie mich verrät. Sie kann ihren Mund nicht halten, wie Sie bemerkt haben müssen; und neulich, als Sir John Edwards Namen erwähnte, stand ich schreckliche Ängste aus, sie könnte mit all dem herauskommen. Sie können sich nicht vorstellen, wieviel ich in Gedanken an all das durchmache. Ich wundere mich nur, daß ich noch am Leben bin nach allem, was ich in diesen letzten vier Jahren um Edwards willen gelitten habe. Immer in solcher Spannung und Ungewißheit leben und ihn so selten sehen – wir können uns kaum mehr als zweimal im Jahr treffen. Ich wundere mich wirklich, daß es mir nicht das Herz gebrochen hat.«

Hier nahm sie ihr Taschentuch heraus, doch Elinor konnte kein großes Mitleid aufbringen.

»Manchmal«, fuhr Lucy fort, nachdem sie sich die Augen gewischt hatte, »denke ich, ob es nicht besser für uns beide wäre, die Sache gänzlich zu beenden.« Als sie das sagte, sah sie ihre Begleiterin sogleich an. »Aber ein andermal habe ich wieder nicht genügend Entschlußkraft dafür. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, ihn so unglücklich zu machen, denn ich weiß, daß die bloße Erwähnung einer solchen Möglichkeit das tun würde. Und auch für mich – wo er mir so teuer ist –, ich glaube nicht, daß ich dazu imstande wäre. Was würden Sie mir in einem solchen Fall raten, Miss Dashwood? Was würden Sie tun?«

»Verzeihen Sie mir«, erwiderte Elinor, unangenehm überrascht von dieser Frage, »aber unter solchen Umständen kann ich Ihnen keinen Rat geben. Ihr eigenes Urteil muß Sie leiten.«

»Sicher«, fuhr Lucy fort, nachdem beide ein paar Minuten geschwiegen hatten, »muß seine Mutter irgendwann einmal für ihn Sorge tragen, aber der arme Edward ist so deprimiert deswegen. Fanden Sie ihn nicht schrecklich niedergeschlagen, als er in Barton war? Er war so unglücklich, als er in Longstaple von uns fortging, um zu Ihnen zu kommen, daß ich schon fürchtete, Sie würden ihn für recht krank halten.«

»Kam er von Ihrem Onkel, als er uns besuchte?«

»O ja, er hat zwei Wochen bei uns zugebracht. Dachten Sie, er kam direkt aus der Stadt?«

»Nein«, erwiderte Elinor, der jeder neue Umstand, der Lucys Wahrheitstreue bewies, sehr lebhaft bewußt wurde. »Ich erinnere mich, wie er uns erzählte, daß er zwei Wochen bei einigen Freunden in der Nähe von Plymouth zugebracht habe.« Sie erinnerte sich auch an ihre eigene Verwunderung zu der Zeit, daß er nicht weiter über diese Freunde sprach und selbst über ihre Namen völliges Schweigen bewahrte.

»Fanden Sie ihn nicht äußerst deprimiert?« fragte Lucy noch einmal.

»Ja, das taten wir, besonders als er ankam.«

»Ich bat ihn, sich zusammenzunehmen, aus Furcht, Sie könnten vermuten, was los ist; aber es machte ihn so traurig, daß er nicht länger als zwei Wochen bei uns bleiben konnte und daß er mich so sehr betroffen sah. – Der Arme! Ich fürchte, es ist jetzt genau das gleiche mit ihm, denn er schreibt in einer so unglücklichen Stimmung. Ich

hörte von ihm, unmittelbar bevor ich Exeter verließ«; und sie nahm einen Brief aus ihrer Tasche und zeigte Elinor nachlässig die Adresse. »Sie kennen bestimmt seine Handschrift, sie ist ganz reizend. Aber das ist nicht so gut geschrieben wie sonst. Er war gewiß müde, denn er hatte gerade diesen einen Briefbogen ganz vollgeschrieben.«

Elinor sah, daß es tatsächlich seine Handschrift war, und sie konnte nicht mehr zweifeln. Das Bild – so hätte sie gerne geglaubt – könnte Lucy zufällig erhalten haben; es war vielleicht gar kein Geschenk von Edward. Doch einen Briefwechsel zwischen ihnen konnte es nur im Falle einer tatsächlichen Verlobung geben, er konnte durch nichts anderes berechtigt sein; einige Augenblicke lang übermannte sie das beinahe – ihr sank der Mut, und sie konnte sich kaum aufrecht halten, doch es war unbedingt notwendig, sich zusammenzunehmen, und sie kämpfte so entschlossen gegen die Bedrängnis ihrer Gefühle an, daß der Erfolg sich rasch und für den Augenblick vollständig einstellte.

»Einander schreiben«, sagte Lucy, während sie den Brief wieder in ihre Tasche steckte, »ist der einzige Trost, den wir bei so langen Trennungen haben. Ja, ich habe wenigstens noch einen anderen Trost durch sein Bild, aber der arme Edward hat nicht einmal das. Wenn er nur mein Bild hätte, sagt er, wäre er ruhiger. Ich gab ihm eine Locke von meinem Haar, in einen Ring eingefast, als er das letzte Mal in Longstaple war, und das sei ein gewisser Trost für ihn, sagte er, es komme aber nicht einem Bild gleich. Vielleicht haben Sie den Ring bemerkt, als er bei Ihnen war?«

»Ja«, sagte Elinor in ruhigem Ton, hinter dem sie eine Erregung und einen Schmerz verbarg, die alles übertrafen, was sie bisher erlebt hatte. Sie war gekränkt, empört, verwirrt.

Zum Glück für sie hatten sie nun Barton Cottage erreicht, und die Unterhaltung konnte nicht fortgesetzt werden. Nachdem die Misses Steele ein paar Minuten bei ihnen geblieben waren, gingen sie nach Barton Park zurück, und Elinor konnte sich nun ungestört ihren Gedanken hingeben und unglücklich sein.

## Kapitel 23

Wie gering Elinors allgemeines Vertrauen in Lucys Wahrheitsliebe auch sein mochte, es war bei ernsthafter Überlegung unmöglich für sie, ihr in diesem Fall nicht zu glauben, in dem keine Versuchung die Torheit hätte rechtfertigen können, eine Unwahrheit von solcher Art zu erfinden. Was Lucy behauptet hatte, daran konnte und wagte Elinor daher nicht länger zu zweifeln – erhärtet, wie es außerdem von allen

Seiten durch Wahrscheinlichkeiten und Beweise war, denen sich lediglich ihre eigenen Wünsche widersetzen. Die Gelegenheit, die sie gehabt hatten, sich im Hause von Mr. Pratt kennenzulernen, war der Ausgangspunkt für alles übrige, war unbestreitbar und beunruhigend zugleich; und Edwards Besuch in der Nähe von Plymouth, sein melancholischer Gemütszustand, seine Unzufriedenheit mit seinen eigenen Aussichten, sein unbestimmtes Verhalten ihr gegenüber, die so genauen Kenntnisse der Misses Steele über Norland und ihre Verwandtschaftsverhältnisse, die sie oft verwundert hatten – das Bild, der Brief, der Ring, all das zusammengenommen erbrachte eine solche Menge an Beweisen, die jede Furcht, ihn ungerecht zu verurteilen, ausschloß und sein unaufrichtiges Verhalten ihr gegenüber zu einer Tatsache machten, die keine Eingenommenheit für ihn ausräumen konnte. Ihr Unwille über ein solches Benehmen, ihre Empörung darüber, daß sie darauf hereingefallen war, ließ sie eine kurze Zeit nur an ihre eigenen Gefühle denken; doch bald stellten sich auch andere Gedanken, andere Überlegungen bei ihr ein. Hatte Edward sie absichtlich getäuscht? Hatte er eine Eingenommenheit für sie geheuchelt, die er nicht empfand? War seine Verlobung mit Lucy eine Verlobung aus Liebe? Nein; welcher Art sie auch einmal gewesen sein mochte, sie konnte nicht glauben, daß es jetzt noch das gleiche war. Seine Zuneigung galt allein ihr. Darin konnte sie sich nicht täuschen. Ihre Mutter, ihre Schwestern, Fanny, alle hatten in Norland seine Eingenommenheit für sie wahrgenommen; es war keine Illusion ihrer eigenen Eitelkeit. Er liebte sie ganz gewiß. Wie diese Überzeugung ihr Herz besänftigte! Wie sehr sie sich dadurch verleitet fühlte, ihm zu vergeben! Er hatte sich schuldig gemacht, höchst schuldig, da er weiter in Norland blieb, als er fühlte, daß ihre Wirkung auf ihn stärker war, als sie sein sollte. Davon konnte sie ihn nicht freisprechen; doch wenn er sie verletzt hatte, wieviel mehr mußte er sich dann selbst verletzt haben! Wenn ihr Fall bedauernswert war, so war der seine hoffnungslos. Seine Unklugheit hatte sie für eine Weile elend gemacht; doch ihm schien sie jede Möglichkeit genommen zu haben, daß sich jemals etwas daran ändern könnte. Sie mochte mit der Zeit ihre Heiterkeit wiedergewinnen; doch er, worauf konnte er noch hoffen? Konnte er jemals leidlich glücklich sein mit Lucy Steele? Konnte er, wenn man von seiner Liebe für sie selbst absah, bei seiner Lauterkeit, seinem Zartgefühl und seinem vielseitig gebildeten Geist zufrieden sein mit einer Frau, wie sie es war – ungebildet, raffiniert und selbstsüchtig?

Seine jugendliche Verliebtheit mit neunzehn Jahren hatte ihn natürlich blind gemacht gegenüber allem außer ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit; doch die vier darauffolgenden Jahre – Jahre, die, wenn sie verständig genutzt werden, soviel klüger und urteilsfähiger machen – mußten ihm die Augen für ihre mangelnde Bildung geöffnet haben, während diese gleiche Zeit, die sie selbst in niedrigerer Gesellschaft

zugebracht hatte, in der sie oberflächlicheren Beschäftigungen nachgegangen war, ihr jene Naivität genommen hatte, die einst ihrer Schönheit einen besonderen Reiz verliehen haben mochte.

Wenn in der Annahme, daß er sie selbst heiraten wollte, die Schwierigkeiten von seiten seiner Mutter groß erschienen waren, wieviel größer müßten sie dann jetzt sein, da seine tatsächliche Verlobte ihr, Elinor, an einflußreicher Verwandtschaft und wahrscheinlich auch an Vermögen unzweifelhaft unterlegen war! Diese Schwierigkeiten mochten ihn bei seinem von Lucy so entfremdeten Herzen allerdings nicht sehr hart bedrängen; doch in welch traurigem Zustand mußte sich ein Mensch befinden, wenn der zu erwartende Widerstand und die Unfreundlichkeit seiner Familie als Erleichterung empfunden werden konnte!

Während ihr diese Gedanken in schmerzlicher Folge durch den Kopf gingen, weinte sie mehr für ihn als für sich selbst. Gestärkt durch die Überzeugung, daß sie nichts getan hatte, um ihre augenblickliche Traurigkeit zu verdienen, und getröstet durch den Glauben, daß Edward nichts getan hatte, um ihre Wertschätzung zu verlieren, meinte sie, daß sie sich selbst jetzt, unter diesem schweren Schlag, genügend beherrschen könne, um von ihrer Mutter und ihren Geschwistern jeden Verdacht ihres wahren Gemütszustands fernzuhalten. Und so gut konnte sie erfüllen, was sie sich selbst abverlangte, daß, als sie sich nur zwei Stunden, nachdem sie die Zerstörung ihrer liebsten Hoffnungen erfahren hatte, mit ihrer Familie zum Dinner setzte, niemand hätte sehen können, daß von den beiden Schwestern Elinor im geheimen über Hindernisse trauerte, die sie für immer von dem Gegenstand ihrer Liebe trennen mußten, und Marianne im Innern bei den Vollkommenheiten eines Mannes verweilte, dessen Herz sie ganz und gar zu besitzen glaubte und den sie in jeder Kutsche, die sich ihrem Haus näherte, wiederzusehen hoffte.

Die Notwendigkeit, vor ihrer Mutter und Marianne zu verbergen, was ihr im Vertrauen gesagt worden war, zwang sie zwar zu ständiger Achtsamkeit, doch machte das ihren Schmerz nicht größer. Es war im Gegenteil eine Erleichterung für sie, daß es ihr somit erspart blieb, ihnen etwas mitzuteilen, was ihnen soviel Kummer bereiten würde – und daß sie gleichfalls davor bewahrt blieb, die Verdammung Edwards anzuhören, die das Übermaß ihrer parteilichen Liebe zu ihr vermutlich hervorrufen würde und die zu ertragen über ihre Kräfte gegangen wäre.

Sie wußte, daß sie von ihrem Rat oder ihren Äußerungen keine Hilfe empfangen konnte; ihre Zärtlichkeit und Sorge mußten ihren eigenen Kummer nur noch größer machen, und ihre Selbstbeherrschung würde weder durch ihr Beispiel noch durch ihr

Lob eine Ermutigung erfahren. Sie war stärker allein, und ihre eigene gesunde Vernunft half ihr so sehr, daß sie ihr eine so unerschütterliche Festigkeit, ein so unwandelbar heiteres Auftreten ermöglichte, wie es bei einem so bitteren und frischen Schmerz nur denkbar war.

Soviel sie auch durch das erste Gespräch mit Lucy über dieses Thema gelitten hatte, so hatte sie doch bald den dringenden Wunsch, erneut darüber zu sprechen, und dies aus mehr als nur einem Grund. Sie wollte viele Einzelheiten über diese Verlobung noch einmal hören, sie wollte genauer wissen, was Lucy wirklich für Edward empfand, ob überhaupt echte Aufrichtigkeit in ihrer Erklärung lag, daß sie ihn zärtlich liebe; und ganz besonders wollte sie Lucy durch ihre Bereitschaft, wieder darauf einzugehen, und durch ihre Gelassenheit, während sie darüber sprachen, davon überzeugen, daß sie allein als eine Freundin daran interessiert war; denn sie fürchtete sehr, daß ihre unwillkürliche Erregung bei ihrem morgendlichen Gespräch dies zumindest zweifelhaft gemacht haben mußte. Daß Lucy eifersüchtig auf sie war, schien ihr sehr wahrscheinlich; es war klar, daß Edward stets mit großer Hochachtung von ihr gesprochen hatte – und das ging nicht nur aus Lucys Versicherung hervor, sondern auch daraus, daß sie es gewagt hatte, ihr bei einer so kurzen persönlichen Bekanntschaft ein so zugegebenermaßen und offensichtlich bedeutendes Geheimnis anzuvertrauen. Und selbst Sir Johns im Scherz gemachte Äußerung mußte dabei mitgespielt haben. Doch während sich Elinor im Innern ganz sicher war, daß Edward sie wirklich liebte, bedurfte es keiner weiteren Mutmaßungen, um es als ganz natürlich anzusehen, daß Lucy eifersüchtig war; und gerade ihre vertrauliche Mitteilung war ein Beweis dafür. Welchen anderen Grund für die Offenbarung der Verlobung könnte es sonst geben, als daß Elinor dadurch von Lucys älteren Ansprüchen an Edward erfahren und ihr zu verstehen gegeben werden sollte, daß sie ihn in Zukunft zu meiden hatte? Es fiel ihr nicht schwer, soweit die Absichten ihrer Rivalin zu durchschauen, und sie war fest entschlossen, nach dem Grundsatz von Ehre und Aufrichtigkeit an ihr zu handeln, gegen ihre eigene Liebe zu Edward anzukämpfen und ihn so wenig wie möglich zu sehen; sie konnte sich jedoch nicht den Trost versagen, Lucy, so gut sie es vermochte, davon zu überzeugen, daß sie in ihrem Herzen nicht getroffen war. Und da sie nicht noch mehr Schmerzliches erfahren konnte als das, was schon gesagt worden war, traute sie sich durchaus zu, die Wiederholung aller Umstände mit Gelassenheit durchzustehen.

Doch es bot sich nicht so rasch eine Gelegenheit dazu, obgleich Lucy ebenso sehr wie sie selbst bereit war, jede zu nutzen, die sich ergab; das Wetter war oft nicht gut genug, um ihnen allen zu gestatten, sich zu einem Spaziergang zusammenzufinden, bei dem



sie sich sehr leicht von den anderen absondern konnten; und obgleich sie sich zumindest jeden zweiten Abend in Barton Park oder Barton Cottage trafen – meistens in Barton Park –, wurde von ihnen nicht erwartet, daß sie zusammenkamen, um sich miteinander zu unterhalten. Ein solcher Gedanke wäre weder Sir John noch Lady Middleton jemals gekommen, und so ließ man ihnen sehr wenig Muße für eine allgemeine Plauderei, und schon gar keine für besondere Gespräche. Sie trafen sich, um zu essen, zu trinken und miteinander zu lachen, um Karten zu spielen, Schreibspiele oder irgendwelche anderen Spiele zu veranstalten, bei denen es nur genügend laut zuing.

Ein paar Zusammenkünfte dieser Art hatten bereits stattgefunden, ohne Elinor eine Gelegenheit zu bieten, mit Lucy allein zu sprechen, als Sir John eines Morgens nach Barton Cottage kam, um sie alle im Namen christlicher Nächstenliebe zu bitten, an diesem Tag mit Lady Middleton zu speisen, da er genötigt sei, bei seinem Klub in Exeter zu erscheinen; sie würde sonst, abgesehen von ihrer Mutter und den beiden Misses Steele, ganz allein sein. Elinor – die vorhersah, daß dies für ihre Absichten eine günstigere Gelegenheit bieten würde, da man sich unter der ruhigen und wohlerzogenen Regie Lady Middletons freier untereinander bewegen konnte, als wenn ihr Gatte sie zu einem einzigen lärmenden Vergnügen zusammenholte – nahm die Einladung sofort an; Margaret willigte mit der Erlaubnis ihrer Mutter gleichfalls ein, und Marianne wurde, obgleich sie an keiner dieser Gesellschaften gern teilnahm, von ihrer Mutter – die es nicht ertragen konnte, wenn sie sich selbst von jeglicher Gelegenheit zu einer Abwechslung ausschloß – überredet, ebenfalls hinzugehen.

Die jungen Damen kamen also, und Lady Middleton war glücklich bewahrt vor der schrecklichen Einsamkeit, die ihr gedroht hatte. Die Tischgesellschaft war genauso langweilig, wie Elinor es erwartet hatte; es wurden keinerlei neue Gedanken oder Meinungen geäußert, und nichts konnte weniger interessant sein als diese ganze Unterhaltung im Speisezimmer wie auch im Salon. In den letzteren begleiteten sie die Kinder, und während sie dort blieben, wußte Elinor viel zu gut, daß es unmöglich war, Lucys Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um es überhaupt zu versuchen. Sie verließen den Salon erst, als das Teegeschirr fortgebracht wurde. Dann wurde der Kartentisch aufgestellt, und Elinor wunderte sich schließlich über sich selbst, daß sie jemals die Hoffnung gehegt hatte, in Barton Park Zeit für ein Gespräch zu finden. Sie erhoben sich alle, um sich auf ein Gesellschaftsspiel vorzubereiten.

»Ich bin froh«, sagte Lady Middleton zu Lucy, »daß Sie das Körbchen für die arme kleine Annamaria nicht fertigmachen wollen, denn gewiß würde es Ihren Augen schaden, wenn Sie bei Kerzenlicht Filigranarbeiten machten. Wir werden die liebe

Kleine morgen für ihre Enttäuschung entschädigen, dann wird es ihr hoffentlich nicht so viel ausmachen.«

Dieser Wink genügte; Lucy faßte sich sogleich und erwiderte: »Sie irren sich wirklich sehr, Lady Middleton, ich wollte nur abwarten, ob Sie bei Ihrem Spiel ohne mich auskommen, sonst hätte ich schon mit meiner Filigranarbeit begonnen. Ich wollte den kleinen Engel um nichts in der Welt enttäuschen; und wenn Sie mich jetzt am Kartentisch brauchen, dann bin ich entschlossen, das Körbchen nach dem Supper fertigzustellen.«

»Sie sind sehr gütig; ich hoffe, es schadet Ihren Augen nicht – wollen Sie nach ein paar Arbeitskerzen läuten? Mein armes kleines Mädchen wäre schrecklich enttäuscht, das weiß ich, wenn das Körbchen morgen nicht fertig wäre; denn obgleich ich ihr gesagt habe, daß es bestimmt nicht möglich sein wird, verläßt sie sich gewiß doch darauf.«

Lucy holte sich augenblicklich ihren Handarbeitstisch heran und setzte sich mit einem Eifer und einer Munterkeit daran, die anzudeuten schienen, daß es für sie kein größeres Vergnügen gab, als ein Filigrankörbchen für ein verwöhntes Kind herzustellen.

Lady Middleton schlug den anderen einen Rubber vor. Niemand hatte etwas dagegen außer Marianne, die mit ihrer gewöhnlichen Nichtbeachtung der Formen allgemeiner Höflichkeit ausrief: »Euer Ladyschaft werden die Güte haben, mich zu entschuldigen – Sie wissen, daß ich Kartenspiele hasse. Ich werde mich ans Klavier setzen; ich habe es noch nicht wieder berührt, seit es gestimmt wurde.« Und sie begab sich ohne weitere Umstände zu dem Instrument.

Lady Middleton machte ein Gesicht, als dankte sie dem Himmel, daß *sie* niemals etwas so Unverschämtes geäußert hatte.

»Marianne kann sich nie lange von diesem Instrument fernhalten, wissen Sie, Ma'am«, sagte Elinor in ihrem Bemühen, das Ärgernis auszuräumen; »und es ist nicht sehr zu verwundern, denn es hat den wunderbarsten Klang, den ich je gehört habe.«

Die übrigen fünf sollten nun ihre Karte ziehen.

»Wenn ich jetzt aussetzen würde«, fuhr Elinor fort, »könnte ich vielleicht von einigem Nutzen für Miss Steele sein; ich könnte das Papier für sie zusammenrollen, denn es gibt an dem Körbchen noch so viel zu tun, daß es wahrscheinlich nicht möglich sein

wird, an diesem Abend noch damit fertig zu werden, wenn sie allein daran arbeitet. Ich würde außerordentlich gern dabei mithelfen, wenn sie es mir gestattet.«

»Ich wäre Ihnen wirklich sehr dankbar für Ihre Hilfe«, rief Lucy, »denn ich stelle fest, daß mehr daran zu tun ist, als ich vermutet hatte; und es wäre ganz schrecklich, wenn die liebe Annamaria schließlich doch noch enttäuscht würde.«

»Oh, das wäre in der Tat schlimm«, sagte Miss Steele. »Die liebe kleine Seele, ich hab sie ja so lieb!«

»Sie sind sehr freundlich«, sagte Lady Middleton zu Elinor; »und da Sie die Arbeit wirklich gern machen, ist es Ihnen vielleicht ebenso recht, wenn Sie erst bei einem neuen Rubber einsetzen, oder möchten Sie die Gelegenheit jetzt wahrnehmen?«

Elinor machte sich erfreut den ersten dieser Vorschläge zunutze, und so kam sie mit ein wenig Geschicklichkeit in ihrem Verhalten, die Marianne niemals anzuwenden geruhte, auch zu ihrem Ziel und stellte gleichzeitig Lady Middleton zufrieden. Lucy machte ihr mit bereitwilliger Aufmerksamkeit Platz, und so saßen die beiden schönen Rivalinnen nun Seite an Seite an dem gleichen Tisch und waren in größter Harmonie damit beschäftigt, die gleiche Arbeit voranzubringen. Das Klavier, an dem Marianne, versunken in ihr eigenes Spiel und ihre eigenen Gedanken, zu dieser Zeit vergessen hatte, daß es noch andere Leute im Raum gab, stand zum Glück so in ihrer Nähe, daß Miss Dashwood meinte, sie könne nun unter dem Schutz der lauten Musik ungefährdet das bedeutungsvolle Thema anschneiden, ohne das Risiko einzugehen, am Kartentisch gehört zu werden.

## Kapitel 24

Mit fester, wenn auch gedämpfter Stimme begann Elinor folgendermaßen.

»Ich würde das Vertrauen, mit dem Sie mich beehrt haben, nicht verdienen, wenn ich nicht den Wunsch hätte, daß Sie es mir weiterhin schenken und ich nicht mehr über diese Angelegenheit erfahren wollte. Ich will mich deshalb nicht dafür entschuldigen, daß ich wieder darauf zurückkomme.«

»Danke«, rief Lucy eifrig, »daß Sie das Eis gebrochen haben; Sie haben mich sehr damit erleichtert, denn ich fürchtete schon, ich hätte Sie vielleicht verletzt mit dem, was ich Ihnen an jenem Montag erzählt habe.«

»Mich verletzt! Wie konnten Sie das annehmen? Glauben Sie mir« – Elinor sagte dies mit der größten Aufrichtigkeit –, »nichts könnte mir ferner liegen, als Ihnen zu dieser Idee Anlaß zu geben. Sie konnten doch für dieses Vertrauen kein Motiv haben, das *nicht* ehrenhaft und schmeichelnd für mich war.«

»Und doch versichere ich Ihnen«, erwiderte Lucy, mit einem vielsagenden Blick in ihren kleinen scharfen Augen, »daß mir in Ihrem Verhalten eine Kälte und ein Mißvergnügen zu liegen schienen, die mich ziemlich beunruhigten. Ich war sicher, daß Sie böse auf mich waren; und ich habe mich die ganze Zeit seitdem über mich selbst geärgert, daß ich mir eine solche Freiheit herausgenommen und Sie mit meinen Angelegenheiten belästigt habe. Aber ich bin sehr froh festzustellen, daß es nur Einbildung war und daß Sie mir wirklich keine Vorwürfe machen. Wenn Sie wüßten, was für ein Trost das für mich war, mein Herz zu erleichtern und mit Ihnen über das sprechen zu können, woran ich jeden Augenblick meines Lebens denke, dann würde Sie Ihr Mitgefühl gewiß über alles andere hinwegsehen lassen.«

»Aber natürlich kann ich mir gut vorstellen, daß es eine große Erleichterung für Sie war, mir Ihre Lage zu bekennen; und seien Sie versichert, daß Sie niemals Grund haben werden, es zu bereuen. Es ist ein sehr unglücklicher Fall; Sie scheinen mir von Schwierigkeiten umgeben zu sein, und Sie werden Ihre ganze gegenseitige Zuneigung nötig haben, um das durchzustehen. Mr. Ferrars ist, wie ich glaube, vollkommen von seiner Mutter abhängig.«

»Er besitzt selbst nur zweitausend Pfund; es wäre Wahnsinn, auf dieser Grundlage zu heiraten, wenngleich ich selbst jede Aussicht auf mehr ohne einen Seufzer aufgeben könnte. Ich war immer schon an ein sehr kleines Einkommen gewöhnt und könnte mit jeglicher Armut um seinetwillen fertigwerden; aber ich liebe ihn zu sehr, um ihn aus selbstsüchtigen Gründen vielleicht all dessen zu berauben, was er von seiner Mutter bekäme, wenn er ihren Wünschen entsprechend heiraten würde. Wir müssen warten, vielleicht viele Jahre. Mit fast jedem anderen Mann in der Welt wäre das eine erschreckende Aussicht; doch Edwards Liebe und Treue kann mir durch nichts genommen werden, das weiß ich.«

»Diese Überzeugung muß Ihnen alles bedeuten; und Mr. Ferrars wird zweifellos gestärkt durch das gleiche Vertrauen in *Ihre* Liebe und Treue. Wenn Ihre gegenseitige Zuneigung nachgelassen hätte, wie es zwischen vielen Menschen unter den verschiedensten Umständen während einer Verlobungszeit von vier Jahren ganz natürlich sein würde, wäre Ihre Lage in der Tat bedauernswert.« Hier sah Lucy auf,

doch Elinor gab gut acht, daß ihre Miene nichts ausdrückte, was ihren Worten etwas Verdächtiges verleihen könnte.

»Edwards Liebe für mich«, sagte Lucy, »ist durch unsere lange, sehr lange Trennung, seit wir uns verlobten, auf eine ziemliche Probe gestellt worden, und sie hat diese so gut bestanden, daß es unverzeihlich wäre, sie jetzt anzuzweifeln. Ich kann wohl behaupten, daß er mir von Anfang an nicht einen Augenblick Grund zur Besorgnis gegeben hat.«

Elinor wußte kaum, ob sie lächeln oder seufzen sollte bei dieser Behauptung.

Lucy fuhr fort: »Ich bin von Natur aus auch ziemlich eifersüchtig, und wo unsere Lebenslagen so verschieden sind, wo er sich soviel mehr in der großen Gesellschaft bewegt als ich und wo wir dauernd getrennt sind, war ich genügend mißtrauisch, um die Wahrheit augenblicklich herauszubekommen, wenn es bei unseren Treffen die kleinste Veränderung in seinem Verhalten mir gegenüber gegeben hätte, wenn er in einer gedrückten Stimmung gewesen wäre, die ich mir nicht hätte erklären können, oder wenn er über eine Dame mehr gesprochen hätte als über andere oder mir in irgendeiner Hinsicht in Longstaple weniger glücklich erschienen wäre als sonst. Ich will damit nicht sagen, daß ich im allgemeinen besonders wachsam oder scharfsichtig bin, aber in einem solchen Fall könnte man mich nicht täuschen.«

All das, dachte Elinor, ist ja sehr hübsch, aber es kann keinen von uns beiden beeindrucken.

»Aber was«, sagte sie nach einem kurzen Schweigen, »sind denn Ihre Aussichten? Oder gibt es nichts anderes für Sie, als auf Mrs. Ferrars Tod zu warten, was doch ein äußerst trauriger und schrecklicher Gedanke wäre. Ist ihr Sohn denn entschlossen, sich damit abzufinden und all die vielen ermüdenden Jahre der Ungewißheit in Kauf zu nehmen, die für Sie damit verbunden sein können, statt lieber eine Zeitlang das Risiko ihres Mißfallens auf sich zu nehmen, indem er ihr die Wahrheit gesteht?«

»Wenn wir nur sicher sein könnten, daß es nur eine Zeitlang wäre! Aber Mrs. Ferrars ist eine sehr halsstarrige und stolze Frau, und in ihrem ersten Zornesausbruch, wenn sie die Wahrheit hörte, würde sie sehr wahrscheinlich alles Robert vermachen; und dieser Gedanke läßt mich um Edwards willen vor jeder Neigung zu übereilten Schritten zurückschrecken.«

»Und auch um Ihretwillen, denn sonst würde Ihre Uneigennützigkeit jedes vernünftige Maß überschreiten.«

Lucy sah Elinor wieder an und schwieg.

»Kennen Sie Mr. Robert Ferrars?« fragte Elinor.

»Überhaupt nicht – ich habe ihn nie gesehen; aber ich vermute, er ist seinem Bruder sehr unähnlich – albern und ein richtiger Geck.«

»Ein richtiger Geck!« wiederholte Miss Steele, die diese Worte während einer plötzlichen Pause in Mariannes Spiel aufgeschnappt hatte. »Ah, Sie sprechen bestimmt über Ihre Lieblingskavaliers.«

»Nein, Schwester«, rief Lucy, »da irrst du dich, unsere Lieblingskavaliers sind keine richtigen Gecken.«

»Ich kann mich dafür verbürgen, daß Miss Dashwoods keiner ist«, sagte Mrs. Jennings und lachte herzlich, »denn er ist einer der bescheidensten und wohlerzogensten jungen Männer, die mir je zu Gesicht gekommen sind. Aber was Lucy angeht, so ist sie ja ein so schlaues kleines Ding, daß nicht rauszubekommen ist, wen *sie* gern hat.«

»Oh«, rief Miss Steele und sah vielsagend zu den beiden hin, »ich möchte behaupten, daß Lucys Kavalier ganz genauso bescheiden und wohlerzogen ist wie Miss Dashwoods.«

Elinor errötete unwillkürlich. Lucy biß sich auf die Lippen und warf ihrer Schwester einen wütenden Blick zu. Eine Zeitlang schwiegen alle. Lucy beendete die Pause als erste und sagte mit leiserer Stimme, obwohl ihnen Marianne gerade mit einem großartigen Konzert einen machtvollen Schutz bot: »Ich will Ihnen offen erklären, was für ein Plan mir kürzlich in den Sinn gekommen ist, um zu einem Ziel zu gelangen; ja ich muß Sie sogar in das Geheimnis einweihen, denn Sie würden daran beteiligt sein. Ich glaube bestimmt, daß Sie Edward gut genug kennen, um zu wissen, daß er die Kirche jedem anderen Beruf vorzieht. Mein Plan besteht also darin, daß er sobald wie möglich in den geistlichen Stand treten sollte; und dann könnte Ihr Bruder durch Ihre Fürsprache – die Sie gewiß lebenswürdigerweise aus Freundschaft für ihn und, wie ich hoffe, auch aus einigem Wohlwollen für mich, einlegen würden – dazu überredet werden, ihm die Pfründe von Norland zu geben. Soviel ich gehört habe, ist sie sehr einträglich, und es ist unwahrscheinlich, daß der augenblickliche Inhaber noch lange lebt. Das würde für uns ausreichen, um heiraten zu können, und für alles übrige könnten wir auf Zeit und Gelegenheit vertrauen.«

»Ich würde Ihnen stets gern«, erwiderte Elinor, »jeden Beweis meiner Achtung und Freundschaft für Mr. Ferrars geben; aber sehen Sie nicht, daß meine Fürsprache bei

einer solchen Gelegenheit vollkommen unnötig wäre? Er ist der Bruder von Mrs. John Dashwood – das muß für ihren Gatten doch Empfehlung genug sein.«

»Aber Mrs. Dashwood würde kaum damit einverstanden sein, daß Edward in den geistlichen Stand tritt.«

»Dann vermute ich allerdings, daß meine Fürsprache sehr wenig ausrichten würde.«

Sie schwiegen wieder eine ganze Zeit. Schließlich stieß Lucy mit einem tiefen Seufzer hervor: »Ich glaube, es wäre das klügste, der Sache sofort ein Ende zu machen und die Verlobung aufzulösen. Es scheint, wir sind von allen Seiten so von Schwierigkeiten bedrängt, daß wir, wenn es uns auch eine Zeitlang traurig machen würde, am Ende vielleicht glücklicher wären. Aber wollen Sie mir nicht einen Rat geben, Miss Dashwood?«

»Nein«, entgegnete Elinor mit einem Lächeln, das ihre starke Erregung verbarg, »bei einer solchen Angelegenheit werde ich das gewiß *nicht* tun. Sie wissen sehr wohl, daß meine Meinung keine Bedeutung für Sie hätte, es sei denn, sie würde Ihren Wünschen entgegenkommen.«

»Wirklich, Sie tun mir unrecht«, erwiderte Lucy sehr ernst; »ich kenne niemanden, dessen Urteil ich so hoch schätze wie das Ihre; und wenn Sie sagten: ›Ich rate Ihnen, Ihrem Verlöbniß mit Edward Ferrars auf jeden Fall ein Ende zu setzen, es wird Sie beide glücklicher machen‹ – dann glaube ich wirklich, daß ich mich sofort dazu entschließen würde.«

Elinor errötete über die Falschheit von Edwards zukünftiger Gattin und erwiderte: »Dieses Kompliment würde mich allerdings erst recht davor bewahren, eine Meinung dazu zu äußern, sofern ich mir eine gebildet hätte. Es mißt meinem Einfluß eine allzu große Bedeutung bei; zwei Menschen zu trennen, die sich so zärtlich lieben, übersteigt die Macht einer unbeteiligten Person.«

»Gerade weil Sie unbeteiligt sind«, sagte Lucy etwas pikiert und legte besonderen Nachdruck auf ihre Worte, »könnte Ihr Urteil zu Recht eine solche Bedeutung für mich haben. Wenn ich annehmen müßte, daß Sie in irgendeiner Hinsicht durch Ihre eigenen Gefühle voreingenommen sind, wäre Ihre Meinung nichts wert.«

Elinor meinte, daß es am klügsten sei, nicht darauf zu antworten, damit sie einander nicht schließlich immer weiter zu unangebrachter Offenheit und Rückhaltlosigkeit provozierten; und sie war sogar fast entschlossen, dieses Thema nie wieder zur

Sprache zu bringen. So folgte darauf eine weitere längere Pause, und wieder war es Lucy, die ihr ein Ende machte.

»Werden Sie in diesem Winter in der Stadt sein, Miss Dashwood?« fragte sie mit all ihrer gewohnten Selbstgefälligkeit.

»Ganz gewiß *nicht*.«

»Das tut mir leid«, erwiderte Lucy, während ihre Augen aufleuchteten bei dieser Erklärung; »es hätte mich so gefreut, Sie dort zu treffen! Aber ich könnte mir denken, daß Sie schließlich trotzdem nach London kommen werden. Gewiß werden Ihr Bruder und Ihre Schwägerin Sie zu sich einladen.«

»Es wird mir nicht möglich sein, ihre Einladung anzunehmen.«

»Das ist wirklich dumm! Ich hatte so damit gerechnet, Sie dort zu treffen. Anne und ich werden gegen Ende Januar einige Verwandte dort besuchen, die uns schon seit mehreren Jahren darum gebeten haben. Aber ich gehe nur Edwards wegen hin. Er wird im Februar dortsein; andernfalls hätte London keinen Reiz für mich, ich bin dazu nicht in der Stimmung.«

Elinor wurde bald an den Kartentisch gerufen, da man mit dem ersten Rubber fertig war; das vertrauliche Gespräch der beiden Damen hatte somit ein Ende, und sie fügten sich ohne Widerstreben, denn auf keiner Seite war etwas gesagt worden, was ihre gegenseitige Abneigung verringert hätte; und Elinor nahm mit der traurigen Überzeugung am Kartentisch Platz, daß Edward nicht nur keine Liebe für die Person empfand, die seine Frau werden sollte, sondern daß er nicht einmal die Chance hatte, in der Ehe einigermaßen glücklich zu werden, was eine aufrichtige Zuneigung von ihrer Seite immerhin möglich gemacht hätte; denn einzig und allein Eigennutz konnte eine Frau bestimmen, einen Mann an ein Verlöbniß zu binden, dessen er, wie sie sehr wohl wußte, überdrüssig war.

Von dieser Zeit an wurde das Thema von Elinor nie wieder aufgegriffen, und wenn Lucy darauf zu sprechen kam – die selten eine Gelegenheit dazu versäumte und besonders darauf bedacht war, ihre Vertraute jedesmal, wenn sie einen Brief von Edward bekam, von ihrem Glück in Kenntnis zu setzen –, ging sie zwar mit Gelassenheit und Vorsicht darauf ein, ließ es aber fallen, sobald es die Höflichkeit gestattete; denn sie empfand solche Gespräche als ein Entgegenkommen, das Lucy nicht verdiente und das für sie selbst riskant war.



Der Besuch der Misses Steele in Barton Park wurde weit über die ursprünglich vorgesehene Dauer der Einladung ausgedehnt. Sie wurden immer beliebter, und man konnte nicht mehr ohne sie auskommen; Sir John wollte nichts von ihrer Abreise hören; und trotz ihrer zahlreichen und lange vorher eingegangenen Verpflichtungen in Exeter, trotz der absoluten, an jedem Ende der Woche erneut dringend werdenden Notwendigkeit zurückzukehren, um sie sofort zu erfüllen, wurden sie bewogen, fast zwei Monate in Barton Park zu bleiben und bei dem gebührenden Begehen jener Festtage mitzuhelfen, die einen über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Anteil an Hausbällen und großen Dinnern erforderten, um ihre Bedeutung kundzutun.

## Kapitel 25

Obgleich es Mrs. Jennings Gewohnheit war, einen großen Teil des Jahres im Hause ihrer Kinder oder Freunde zu verbringen, war sie nicht ohne einen eigenen festen Wohnsitz. Seit dem Tod ihres Gatten, der in einem weniger eleganten Stadtteil einen erfolgreichen Handel betrieben hatte, wohnte sie jeden Winter in einem Haus in einer der Straßen in der Nähe des Portman Square. Und mit dem Herannahen des Januar richteten sich ihre Gedanken schließlich auf dieses Heim; und eines Tages bat sie, ganz plötzlich und unerwartet, die beiden älteren Misses Dashwood, sie dorthin zu begleiten. Elinor lehnte die Einladung – ohne die wechselnde Gesichtsfarbe und den lebhaften Blick ihrer Schwester wahrzunehmen, die nicht gerade von Gleichgültigkeit gegenüber dem Plan zeugten – sofort dankbar, doch entschieden für beide ab; und sie glaubte, dabei in ihrem beiderseitigen Interesse zu sprechen. Der Grund, den sie geltend machte, war ihr fester Entschluß, ihre Mutter zu dieser Jahreszeit nicht allein zu lassen. Mrs. Jennings hörte sich ihre Absage einigermaßen überrascht an und wiederholte sogleich ihre Einladung.

»Du lieber Gott, ich bin sicher, Ihre Mutter kann Sie sehr wohl entbehren, und ich bitte Sie herzlich, mir die Freude Ihrer Gesellschaft zu machen, ich habe ganz mein Herz daran gehängt. Glauben Sie nicht, daß Sie mir irgendwie zur Last fallen könnten, denn ich werde mir Ihretwegen keinen Zwang antun. Ich muß nur Betty mit der Postkutsche hinschicken, und das kann ich mir wohl noch leisten. Wir drei können sehr gut in meiner Kutsche Platz finden; und wenn wir in der Stadt sind und Sie mich nicht überall dahin begleiten möchten, wo ich hingehere – schön und gut, dann können Sie sich immer einer meiner Töchter anschließen. Bestimmt hat Ihre Mutter nichts dagegen; denn ich hatte so ein Glück damit, meine eigenen Kinder unter die Haube zu bekommen, daß sie mich durchaus für geeignet halten wird, Sie unter meine Fittiche

zu nehmen. Und wenn ich nicht wenigstens eine von Ihnen gut verheiratet habe, bevor ich Sie wieder abreisen lasse, soll es meine Schuld nicht sein. Ich werde bei all den jungen Männern ein gutes Wort für Sie einlegen, darauf können Sie sich verlassen.«

»Ich habe so eine Ahnung«, sagte Sir John, »daß Miss Marianne nichts gegen einen solchen Plan einzuwenden hätte, wenn ihre ältere Schwester mitmachen würde. Es wäre wirklich sehr hart, wenn sie nicht ein wenig Vergnügen haben sollte, nur weil Miss Dashwood es nicht möchte. Ich rate euch also, daß ihr zwei euch auf den Weg in die Stadt macht, wenn ihr Barton überhabt, ohne Miss Dashwood ein Wort davon zu sagen.«

»Nein, nein«, rief Mrs. Jennings, »ich freue mich bestimmt mächtig über Mariannes Gesellschaft, ob Miss Dashwood mitkommt oder nicht; aber je mehr, desto besser, sage ich, und ich dachte, es wäre angenehmer für sie, zusammenzusein, denn wenn sie meiner überdrüssig sind, können sie miteinander reden und hinter meinem Rücken über meine Schrullen lachen. Aber wenn schon nicht beide, eine von ihnen muß ich haben. Du lieber Gott, was glauben Sie, wie ich leben kann, wenn ich ganz allein dort herumstöbere – ich, die ich bis zu diesem Winter immer daran gewöhnt war, Charlotte bei mir zu haben. Kommen Sie, Miss Marianne, lassen Sie uns die Hand darauf geben, und wenn Miss Dashwood es sich mit der Zeit anders überlegt, um so besser.«

»Ich danke Ihnen, Ma'am, ich danke Ihnen ganz herzlich«, sagte Marianne eifrig; »ich werde Ihnen für immer dankbar sein für Ihre Einladung; sie würde mich so glücklich machen – ja, fast so glücklich, wie ich es überhaupt sein kann, wenn ich sie annehmen könnte. Aber meine Mutter, meine liebste, gütigste Mutter – ich fühle, wie recht Elinor mit ihrem Einwand hat, und wenn sie durch unsere Abwesenheit weniger glücklich sein, sich weniger wohl fühlen würde – oh, nein, nichts könnte mich versuchen, sie zu verlassen. Es sollte, es darf mich nicht unschlüssig machen.«

Mrs. Jennings wiederholte ihre Versicherung, daß Mrs. Dashwood sie sehr wohl entbehren könne; und Elinor, die nun ihre Schwester durchschaute und erkannte, zu welcher Gleichgültigkeit gegenüber fast allem anderen ihr brennender Wunsch, wieder mit Willoughby zusammenzukommen, sie brachte, wandte sich nicht weiter direkt gegen den Plan und überließ es lediglich der Entscheidung ihrer Mutter; doch erwartete sie von ihr kaum eine Hilfe in ihrem Bemühen, einen Besuch zu verhindern, den sie für Marianne nicht billigen konnte und den sie um ihrer selbst willen besonderen Grund hatte zu vermeiden. Was immer Marianne wünschte, ihre Mutter würde es lebhaft unterstützen – sie konnte nicht erwarten, die Mutter zu umsichtigem Verhalten in einer Sache zu bringen, bei der sie es niemals vermocht hatte, ihr

Mißtrauen zu wecken; und sie wagte nicht, ihr den Grund zu nennen, warum sie selbst nicht gern nach London gehen wollte. Daß Marianne in ihrem Streben nach dem einen Ziel – heikel, wie sie war, gründlich vertraut mit Mrs. Jennings Manieren und stets angewidert davon – über jede Unannehmlichkeit dieser Art hinwegsehen und alles außer acht lassen würde, was für ihre reizbaren Gefühle äußerst verletzend sein mußte, war ein so starker, so untrüglicher Beweis dafür, was dieses Ziel für sie bedeutete, wie es Elinor trotz allem, was vorgefallen war, nicht erwartet hatte.

Als Mrs. Dashwood von der Einladung erfuhr, wollte sie nichts davon hören, daß sie das Angebot um ihretwillen ablehnen wollten, denn sie war überzeugt, daß eine solche Reise ihren beiden Töchtern viel Abwechslung bieten würde, und sie sah, wie sehr Mariannes Herz bei aller liebevollen Aufmerksamkeit für sie selbst daran hing; sie bestand darauf, daß sie beide die Einladung augenblicklich annehmen sollten, und begann dann sogleich mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit, eine Reihe von Vorteilen aufzuzählen, die sich für sie alle aus dieser Trennung ergeben würden.

»Ich bin begeistert von dem Plan«, rief sie, »genau so etwas wünsche ich mir. Margaret und mir wird er ebenso zugute kommen wie euch. Wenn ihr und die Middletons fort seid, werden wir beide uns ruhig und zufrieden mit unseren Büchern und unserer Musik beschäftigen! Ihr werdet sehen, welche Fortschritte Margaret gemacht hat, wenn ihr zurückkommt! Und ich habe auch einen kleinen Plan für die Veränderung eurer Schlafzimmer, der nun ohne Unbequemlichkeiten für irgend jemand durchgeführt werden kann. Es ist völlig in Ordnung, daß ihr einmal in die Stadt kommt. Jedes junge Mädchen in eurer Lebenslage sollte meiner Meinung nach die Sitten und Gebräuche und die Vergnügungen Londons kennenlernen. Ihr werdet euch unter der Obhut einer guten, mütterlichen Frau befinden, an deren Wohlwollen euch gegenüber ich keinen Zweifel habe. Und sehr wahrscheinlich werdet ihr dort euren Bruder sehen; und welche Fehler er oder seine Frau auch haben mögen, wenn ich bedenke, wessen Sohn er ist, kann ich es nicht ertragen, euch völlig entfremdet zu sehen.«

»Obgleich du mit deiner üblichen Besorgnis für unser Glück«, sagte Elinor, »alle Hindernisse für unseren augenblicklichen Plan ausgeräumt hast, die dir in den Sinn gekommen sind, gibt es immer noch einen Einwand, der meiner Meinung nach nicht aus der Welt zu schaffen ist.«

Marianne machte ein enttäuschtes Gesicht.

»Und woran«, sagte Mrs. Dashwood, »denkt meine liebe umsichtige Elinor dabei? Welches schreckliche Hindernis will sie nun vorbringen? Laß mich kein Wort über die Ausgaben hören.«

»Mein Einwand ist der: Obgleich ich weiß, daß Mrs. Jennings ein sehr gutes Herz hat, ist sie keine Frau, deren Gesellschaft uns Vergnügen bereiten und deren Protektion uns Ansehen verschaffen kann.«

»Das ist sehr richtig«, erwiderte ihre Mutter, »aber in ihrer Gesellschaft werdet ihr kaum einmal sein, ohne daß andere Leute dabei sind, und in der Öffentlichkeit werdet ihr fast immer mit Lady Middleton erscheinen.«

»Wenn Elinor durch ihre Abneigung gegen Mrs. Jennings abgeschreckt wird«, sagte Marianne, »muß das zumindest mich nicht daran hindern, ihre Einladung anzunehmen. Ich habe solche Bedenken nicht, und ich könnte mich bestimmt mit jeder Unannehmlichkeit dieser Art ohne große Mühe abfinden.«

Elinor mußte lächeln bei dieser Zurschaustellung von Gleichgültigkeit gegenüber den Manieren einer Frau, zu der leidlich höflich zu sein sie Marianne oft nur mit Schwierigkeiten überzeugen konnte; und sie beschloß im Innern, ihre Schwester nach London zu begleiten, wenn diese darauf beharrte; denn sie hielt es nicht für richtig, sie der alleinigen Führung ihres eigenen Urteilsvermögens zu überlassen, und auch nicht, daß Mrs. Jennings für die Behaglichkeit ihrer häuslichen Stunden der Gnade Mariannes preisgegeben sein sollte. Mit diesem Entschluß fand sie sich um so leichter ab, als sie sich daran erinnerte, daß Edward Ferrars Lucys Bericht zufolge nicht vor Februar in der Stadt sein würde und ihr Besuch ohne eine unzumutbare Abkürzung vorher beendet sein mochte.

»Ich möchte, daß ihr beide geht«, sagte Mrs. Dashwood; »diese Einwände sind unsinnig. Ihr werdet viel Freude an London haben, und besonders wenn ihr zusammen dort seid; und wenn Elinor jemals geruhen wollte, Vergnügen zu erwarten, könnte sie es sich dort aus vielerlei Quellen vorstellen; sie könnte vielleicht darauf hoffen, die Familie ihrer Schwägerin näher kennenzulernen.«

Elinor hatte oft eine Gelegenheit zu einem Versuch herbeigewünscht, das Vertrauen ihrer Mutter in die Liebe zwischen sich und Edward zu mindern, damit der Schock um so geringer sein würde, wenn die ganze Wahrheit offenbart werden konnte. Doch nun, auf diesen Angriff hin, zwang sie sich, obgleich fast ohne Hoffnung auf Erfolg, damit zu beginnen; und sie sagte so ruhig wie möglich: »Ich mag Edward sehr, und ich bin

immer froh, ihn zu sehen, aber was die übrige Familie angeht, so ist es mir völlig gleichgültig, ob ich sie jemals kennenlerne oder nicht.«

Mrs. Dashwood lächelte und sagte nichts. Marianne sah erstaunt auf, und Elinor meinte schließlich, daß sie auch ebensogut den Mund hätte halten können.

Ohne noch viel darüber zu reden, wurde am Ende beschlossen, die Einladung vollständig anzunehmen. Mrs. Jennings empfing diese Mitteilung mit großer Freude und vielen Versicherungen ihres Wohlwollens und ihrer Fürsorge; auch war es nicht nur für sie ein Vergnügen. Sir John war entzückt, denn für einen Menschen, dessen vorherrschende Sorge die Furcht davor war, allein zu sein, bedeutete es schon etwas, zu den Einwohnern von London noch zwei dazuzugewinnen. Selbst Lady Middleton machte sich die Mühe, entzückt zu sein, was für sie schon ziemlich ungewöhnlich war; und was die Misses Steele anging, besonders Lucy, so waren sie niemals in ihrem Leben so glücklich gewesen, wie diese Nachricht sie gemacht hatte.

Elinor ergab sich in diese Abmachung, die ihren Wünschen so zuwiderlief, weniger widerstrebend, als sie erwartet hatte. Was sie selbst betraf, war es ihr jetzt gleichgültig, ob sie nach London ging oder nicht; und als sie sah, wie ihre Mutter so ganz und gar zufrieden mit dem Plan war und ihre Schwester in ihrem Aussehen, ihrer Stimme und ihrem ganzen Verhalten so auflebte, wie sie ihre alte Munterkeit wiedergewonnen hatte und sie noch fröhlicher geworden war als zuvor, konnte sie nicht unzufrieden sein mit der Ursache und gestattete sich kaum, den Folgen zu mißtrauen.

Mariannes Freude überstieg fast jedes Maß an Glückseligkeit, so groß waren ihre Erregung und ihre Ungeduld abzureisen. Daß sie ihre Mutter nicht gern verließ, war das einzige Mittel, ihr etwas Ruhe zurückzugeben, und im Augenblick des Abschiednehmens war ihr Kummer darum ganz außerordentlich. Die Betrübnis ihrer Mutter war kaum geringer, und Elinor war die einzige der drei, die die Trennung nicht als eine ewige zu betrachten schien.

Sie reisten in der ersten Januarwoche ab. Die Middletons sollten etwa eine Woche später folgen. Die Misses Steele hielten ihre Stellung in Barton Park und sollten sie erst mit dem Rest der Familie aufgeben.

## Kapitel 26

Elinor konnte nicht mit Mrs. Jennings zusammen in der Kutsche sitzen und eine Reise nach London unter ihrer Obhut und als ihr Gast antreten, ohne sich über ihre Lage zu

wundern – so kurz war ihre Bekanntschaft mit dieser Dame, so wenig paßten sie hinsichtlich ihres Alters und ihres Charakters zusammen, und so zahlreich waren noch wenige Tage zuvor ihre Einwände gegen einen solchen Schritt gewesen! Doch diese Einwände waren alle mit jener glücklichen, jugendlichen Begeisterung, die Marianne und ihrer Mutter gleichermaßen eigen war, zurückgewiesen oder ignoriert worden; und Elinor konnte trotz ihrer gelegentlichen Zweifel an Willoughbys Beständigkeit diesen Taumel wunderbarer Erwartung, der Mariannes ganze Seele erfüllte und ihre Augen strahlen ließ, nicht miterleben, ohne zu fühlen, wie trüb ihre eigenen Aussichten, wie freudlos ihr eigener Gemütszustand im Vergleich dazu war und wie gern sie an der Unruhe teilhätte, in der sich Marianne befand – das gleiche belebende Ziel vor Augen haben, die gleiche Möglichkeit, hoffen zu können. Eine kurze, eine sehr kurze Zeit mußte jedoch nun entscheiden, was Willoughbys Absichten waren. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er bereits in der Stadt. Mariannes Ungeduld abzureisen zeigte deutlich, daß sie fest damit rechnete, ihn dort anzutreffen; und Elinor war nicht nur entschlossen, sich um alle neuen Erkenntnisse über seinen Charakter zu bemühen, die ihr eigene Beobachtungen oder die Informationen von anderen verschaffen konnten – sondern ebenso mit der größten Aufmerksamkeit sein Verhalten ihrer Schwester gegenüber zu überwachen, um somit, noch ehe sie sich häufig begegnet waren, in Erfahrung zu bringen, was für ein Mensch er war und was er beabsichtigte. Sollte das Ergebnis ihrer Beobachtungen ungünstig sein, war sie entschlossen, ihrer Schwester auf jeden Fall die Augen zu öffnen. Sollte es anders ausfallen, würden ihre Bemühungen von anderer Art sein – sie mußte dann lernen, jeden selbstsüchtigen Vergleich zu vermeiden und jedes Bedauern zu verbannen, das ihre Befriedigung über Mariannes Glück mindern könnte.

Sie waren drei Tage unterwegs, und Mariannes Verhalten während der Reise war ein treffendes Beispiel dafür, was von ihrer zukünftigen Höflichkeit und Umgänglichkeit gegenüber Mrs. Jennings zu erwarten war. Sie saß fast während der ganzen Reise schweigend da, versunken in ihre eigenen Betrachtungen, sagte von sich aus kaum einmal etwas, außer wenn ihr der Anblick einer Landschaft von besonderer Schönheit einen Ausruf des Entzückens entlockte, der ausschließlich an ihre Schwester gerichtet war. Um dieses Benehmen wiedergutzumachen, übernahm Elinor deshalb sogleich den Posten zur Wahrung der Höflichkeit, den sie sich selbst zugewiesen hatte – sie verhielt sich gegenüber Mrs. Jennings äußerst aufmerksam, plauderte mit ihr, lachte mit ihr und hörte ihr zu, wann immer es ihr möglich war. Und Mrs. Jennings ihrerseits behandelte sie beide mit der allergrößten Freundlichkeit, war bei jeder Gelegenheit bedacht auf ihre Bequemlichkeit und ihr Vergnügen und war nur beunruhigt, daß sie die beiden nicht dazu bringen konnte, ihr eigenes Essen im Gasthaus auszuwählen,

und sie nicht aus ihnen herausbekommen konnte, ob sie lieber Lachs als Dorsch oder lieber gekochtes Huhn als Kalbsschnitzel wollten. Sie erreichten die Stadt am dritten Tag um drei Uhr, froh, nach einer solchen Reise aus der Enge der Kutsche erlöst zu sein, und bereit, den ganzen Luxus eines guten Feuers zu genießen.

Es war ein schönes Haus, und es war auch schön eingerichtet. Den jungen Damen wurde sofort ein sehr behagliches Zimmer zugewiesen. Es war vorher Charlottes Zimmer gewesen, und über dem Kaminsims hing noch immer ein Bild mit einer auf Seide gemalten Landschaft, das sie selbst angefertigt hatte als Beweis, daß sie sieben Jahre mit einigem Erfolg in einer berühmten Schule in der Stadt zugebracht hatte.

Da das Dinner nicht vor zwei Stunden nach ihrer Ankunft fertig sein würde, beschloß Elinor, die Zwischenzeit zu benutzen, um an ihre Mutter zu schreiben, und fing sogleich damit an. Einige Augenblicke später begann Marianne mit der gleichen Beschäftigung. »Ich schreibe nach Hause, Marianne«, sagte Elinor, »solltest du nicht lieber deinen Brief um ein, zwei Tage verschieben?«

»Ich schreibe nicht an unsere Mutter«, erwiderte Marianne hastig, als wünschte sie, weitere Fragen zu vermeiden. Elinor sagte nichts weiter; ihr kam sofort der Gedanke, daß sie dann wohl an Willoughby schreiben müsse; und sie zog daraus augenblicklich den Schluß, daß die beiden – wie geheimnisvoll sie die Sache auch immer zu betreiben wünschten – verlobt sein mußten. Obgleich diese Überzeugung sie dennoch nicht ganz zufriedenstellte, machte sie ihr doch Freude, und sie setzte ihren Brief mit größerem Eifer fort. Mariannes war in sehr kurzer Zeit fertig; an Länge konnte es nicht mehr als ein Billett sein. Er wurde dann in fieberhafter Eile zusammengefaltet, versiegelt und adressiert. Elinor glaubte, ein großes W in der Adresse zu erkennen; und kaum war Marianne damit fertig, als sie auch schon läutete und den Lakai, der darauf erschien, bat, den Brief für sie mit der Londoner Stadtpost übersenden zu lassen. Damit war die Sache sofort klar.

Marianne war weiter in bester Stimmung, doch es lag eine solche Unruhe darin, daß ihre Schwester nicht viel Freude daran haben konnte; und diese Aufregung steigerte sich noch im Laufe des Abends. Marianne konnte beim Dinner kaum etwas essen, und als sie danach in den Salon zurückkehrten, schien sie ängstlich auf jedes Geräusch einer herannahenden Kutsche zu lauschen.

Elinor war sehr froh, daß Mrs. Jennings, die in ihrem eigenen Zimmer sehr beschäftigt war, wenig von all dem sah. Das Teegeschirr wurde hereingebracht, und Marianne war schon mehr als einmal durch das Klopfen an einer benachbarten Tür enttäuscht worden, als plötzlich ein lauterer Klopfen zu hören war, das nicht mit dem an einem

anderen Haus verwechselt werden konnte. Elinor war sicher, daß es Willoughbys Kommen ankündigte, und Marianne sprang sofort auf und ging zur Tür. Alles war still; das war nicht lange zu ertragen, sie öffnete die Tür, ging ein paar Schritte auf die Treppe zu, und nachdem sie eine halbe Minute gelauscht hatte, kehrte sie mit der ganzen Aufregung in das Zimmer zurück, die die Überzeugung, ihn gehört zu haben, instinktiv hervorbringen mußte; im Freudentaumel ihrer Gefühle in diesem Augenblick konnte sie sich nicht enthalten auszurufen: »O Elinor, es ist Willoughby, wirklich, er ist es!« Und sie war schon fast im Begriff, sich in seine Arme zu werfen, als Colonel Brandon erschien.

Der Schock war zu groß, um ihn ruhig ertragen zu können, und sie verließ augenblicklich das Zimmer. Elinor war ebenfalls enttäuscht, doch gleichzeitig garantierte die Freundschaft, die sie für Colonel Brandon empfand, daß er ihr willkommen war; auch schmerzte es sie sehr, daß ein Mann, der so eingenommen war für ihre Schwester, sehen mußte, wie diese bei seinem Anblick nichts als Kummer und Enttäuschung empfand. Sie erkannte sofort, daß dies auch von ihm nicht unbemerkt blieb und daß er Marianne, als sie hinausging, sogar so voller Erstaunen und Besorgnis nachsah, daß er sich kaum darauf besann, was die Höflichkeit ihr selbst gegenüber gebot.

»Ist Ihre Schwester krank?« fragte er.

Elinor bejahte das etwas gequält und sprach dann von Kopfschmerzen, gedrückter Stimmung, Übermüdung und allem anderen, dem sie das Benehmen ihrer Schwester mit Anstand zuschreiben konnte.

Er hörte ihr mit größter Aufmerksamkeit zu, doch dann schien er sich zu fassen, sagte nichts mehr dazu und sprach sogleich von der Freude, sie in London zu sehen, und stellte die üblichen Fragen nach ihrer Reise und nach den Angehörigen, die sie zurückgelassen hatten.

In dieser ruhigen Weise setzten sie ohne viel Interesse ihre Unterhaltung fort, beide in gedrückter Stimmung und beide mit ihren Gedanken bei ganz anderen Dingen. Elinor hätte sehr gern gefragt, ob Willoughby zur Zeit in der Stadt sei, doch sie fürchtete, ihm durch Erkundigungen nach seinem Rivalen Kummer zu bereiten; und schließlich, nur um etwas zu sagen, fragte sie ihn, ob er die ganze Zeit, seit sie ihn das letzte Mal gesehen hatte, in London gewesen sei. »Ja«, erwiderte er mit einiger Verlegenheit, »fast die ganze Zeit; ein paarmal war ich für einige Tage in Delaford, aber es ist mir nie möglich gewesen, nach Barton zurückzukommen.«



Dies und die Art und Weise, in der er das sagte, brachten ihr wieder all die Umstände ins Gedächtnis zurück, unter denen er Barton verlassen hatte, und auch all die Unruhe und Vermutungen, die sie bei Mrs. Jennings hervorgerufen hatten; und sie befürchtete, daß ihre Frage auf eine viel größere Neugier hindeuten könnte, als sie sie jemals empfunden hatte.

Bald kam auch Mrs. Jennings herein. »O Colonel!« sagte sie mit ihrer gewohnten lärmenden Heiterkeit, »ich bin mächtig froh, Sie zu sehen – ich konnte leider nicht eher kommen – verzeihen Sie, aber ich mußte mich erst ein wenig bei mir umsehen und meine Angelegenheiten in Ordnung bringen; ich bin schon ziemlich lange nicht mehr zu Hause gewesen, und Sie wissen, wenn man mal eine Zeitlang fort war, hat man immer eine Menge verschiedener kleiner Dinge zu tun; und dann mußte ich noch mit Cartwright abrechnen. Du lieber Himmel, ich war beschäftigt wie eine Biene seit dem Dinner! Aber, sagen Sie, Colonel, wie haben Sie herausgefunden, daß ich heute in der Stadt bin?«

»Ich hatte die Freude, es bei Mr. Palmer zu erfahren, wo ich zum Dinner war.«

»Aha; nun, und wie geht es ihnen allen dort? Wie geht es Charlotte? Ich wette, sie hat jetzt einen ganz schönen Umfang.«

»Mrs. Palmer schien es recht gutzugehen, und ich habe den Auftrag, Ihnen zu sagen, daß sie bestimmt morgen kommen wird.«

»Ja, das dachte ich mir schon. Nun, Colonel, ich habe zwei junge Damen mitgebracht, sehen Sie – das heißt, Sie sehen jetzt nur eine von ihnen, aber da ist irgendwo noch eine zweite. Und das ist Ihre Freundin Miss Marianne, was Sie sicher nicht ungern hören. Ich weiß nicht, wie Sie und Mr. Willoughby sich ihretwegen untereinander einigen wollen. Ja, es ist eine feine Sache, jung und hübsch zu sein. Na ja, ich war auch einmal jung, aber ich war nie sehr hübsch – Pech für mich. Doch ich habe einen sehr guten Mann bekommen, und ich weiß nicht, was die größte Schönheit mehr ausrichten kann. Ach, der Arme! Er ist jetzt schon mehr als acht Jahre tot. Aber, Colonel, wo sind Sie denn gewesen, seit Sie uns verlassen haben? Und wie steht's mit Ihren Geschäften? Kommen Sie schon, lassen Sie uns keine Geheimnisse unter Freunden haben.«

Er antwortete mit seiner gewohnten Sanftmut auf alle ihre Fragen, doch ohne sie bei irgendeiner zu befriedigen. Elinor begann nun, den Tee zu bereiten, und Marianne war genötigt, wieder zu erscheinen.

Nachdem sie hereingekommen war, wurde Colonel Brandon noch nachdenklicher und schweigsamer als vorher, und Mrs. Jennings konnte ihn nicht dazu bewegen, lange zu bleiben. An diesem Abend kam kein weiterer Besucher, und die Damen beschlossen einmütig, zeitig zu Bett zu gehen.

Marianne erhob sich am nächsten Morgen mit wiedererlangter guter Laune und einem glücklichen Aussehen. Die Enttäuschung vom Abend zuvor schien verflogen in der Erwartung dessen, was dieser Tag bringen würde. Sie hatten noch nicht lange ihr Frühstück beendet, als Mrs. Palmers Landauer an der Tür hielt; und in wenigen Minuten kam sie lachend zu ihnen herein – und sie war so entzückt, sie alle zu sehen, daß es schwer war zu sagen, ob sie mehr Freude daran hatte, ihre Mutter wiederzusehen oder die Misses Dashwood. Und sie war so überrascht, daß sie in die Stadt gekommen waren, obgleich sie das doch eigentlich die ganze Zeit erwartet hatte, und so böse, daß sie der Einladung ihrer Mutter gefolgt waren, nachdem sie die ihre abgelehnt hatten, obwohl sie es ihnen gleichzeitig nie verziehen hätte, wenn sie nicht gekommen wären!

»Mr. Palmer wird so glücklich sein, sie zu sehen«, sagte sie; »was meinen Sie, was er gesagt hat, als er hörte, daß Sie mit Mama herkommen würden? Ich hab jetzt vergessen, was es war, aber es war etwas so Komisches!«

Nachdem man ein paar Stunden mit einem gemütlichen Plausch verbracht hatte, wie ihre Mutter es nannte, oder, besser gesagt, mit vielerlei Erkundigungen nach all ihren Bekannten auf seiten Mrs. Jennings' und mit grundlosem Gelächter auf seiten Mrs. Palmers, schlug die letztere allen vor, sie zu einigen Geschäften zu begleiten, in denen sie an diesem Vormittag Besorgungen zu machen hatte; Mrs. Jennings und Elinor waren sogleich einverstanden, da sie ebenfalls einige Einkäufe zu machen hatten; und obgleich Marianne es zuerst ablehnte, wurde sie schließlich doch bewogen mitzukommen.

Wo sie auch hingingen, Marianne hielt offensichtlich ständig nach jemand Ausschau. Besonders in Bond Street, wo sie viel zu erledigen hatten, waren ihre Augen dauernd auf der Suche; und in welchem Geschäft sie sich auch befanden, ihre Gedanken waren nie bei dem, was sie tatsächlich vor Augen hatte und was die anderen interessierte und beschäftigte. Überall ruhelos und unzufrieden, wie sie war, konnte ihre Schwester von ihr niemals eine Meinung über einen zu kaufenden Artikel erhalten, selbst wenn er sie beide gleichermaßen anging; sie hatte an nichts Vergnügen, war nur ungeduldig, wieder nach Hause zu kommen, und konnte nur mit Mühe ihren Ärger über die Weitschweifigkeit Mrs. Palmers beherrschen, deren Augen von allem angezogen

wurden, was hübsch, teuer oder neu war – die wild darauf war, alles zu kaufen, sich zu nichts entschließen konnte und ihre Zeit mit Ausbrüchen des Entzückens und Unentschlossenheit vertrödelte.

Erst am späten Vormittag kehrten sie schließlich nach Hause zurück; und kaum hatten sie das Haus betreten, als Marianne auch schon ungeduldig nach oben stürmte; und als Elinor ihr folgte, sah sie, wie Marianne sich mit kummervoller Miene vom Tisch abwandte, die besagte, daß kein Willoughby dagewesen war.

»Ist kein Brief für mich abgegeben worden, seit wir fort waren?« fragte sie den Lakaien, der jetzt mit den Päckchen hereinkam. Er verneinte es. »Ganz bestimmt nicht?« fragte sie. »Sind Sie ganz sicher, daß kein Diener oder Portier einen Brief oder ein Billett für mich gebracht hat?«

Der Mann erwiderte, daß niemand dagewesen sei.

»Das ist sehr merkwürdig«, sagte sie mit leiser, enttäuschter Stimme, während sie sich abwandte und zum Fenster ging.

›Wirklich sehr merkwürdig!‹ wiederholte Elinor für sich und betrachtete ihre Schwester voller Unruhe. ›Sie hätte ihm doch hier nicht geschrieben, wenn sie ihn nicht mit Sicherheit in der Stadt vermutet hätte; sie hätte sonst nach Combe Magna geschrieben; und wenn er in der Stadt ist, ist es sehr seltsam, daß er weder herkommt noch schreibt! O meine liebe Mutter, es kann nicht recht von dir sein, eine Verlobung zwischen einer so jungen Tochter und einem Mann, von dem man so wenig weiß, in einer so zweifelhaften und mysteriösen Weise weiterbestehen zu lassen! Ich muß unbedingt weiter nachforschen; doch wie wird ein Einmischen von mir aufgenommen werden?‹

Nach einigem Überlegen beschloß sie, falls die Sache noch längere Zeit einen so unerfreulichen Anschein haben würde wie im Augenblick, ihrer Mutter sehr nachdrücklich die Notwendigkeit vor Augen zu führen, der Sache ernsthaft nachzugehen.

Mrs. Palmer und zwei ältere Damen aus Mrs. Jennings' näherer Bekanntschaft, die sie am Vormittag getroffen und eingeladen hatte, waren zum Dinner bei ihnen. Die erstere verließ sie bald nach dem Tee, um ihren abendlichen Verpflichtungen nachzukommen; und Elinor war genötigt, für die anderen die Whistrunde zu vervollständigen. Marianne war bei solchen Gelegenheiten von keinerlei Nutzen, da sie nicht bereit war, das Spiel zu erlernen; doch obgleich sie die Zeit dadurch für sich hatte, verschaffte ihr

der Abend keineswegs mehr Vergnügen als Elinor, denn sie verbrachte ihn in all der Unruhe der Erwartung und dem Schmerz der Enttäuschung

. Von Zeit zu Zeit versuchte sie für ein paar Minuten zu lesen, doch sie warf das Buch bald wieder beiseite und kehrte zu der anregenderen Beschäftigung des Hin-und-Herlaufens durch das Zimmer zurück, wobei sie jedesmal, wenn sie zum Fenster kam, einen Augenblick innehielt, in der Hoffnung, das lang erwartete Klopfen zu vernehmen.

## Kapitel 27

»Wenn das frostfreie Wetter noch länger anhält«, sagte Mrs. Jennings, als sie am folgenden Morgen beim Frühstück zusammenkamen, »möchte Sir John Barton nächste Woche bestimmt noch nicht gern verlassen; es ist eine schlimme Sache für einen Weidmann, auch nur einen Tag seines Vergnügens zu verlieren. Die Ärmsten! Ich bedaure sie dann immer – sie scheinen es sich so zu Herzen zu nehmen.«

»Das stimmt«, rief Marianne munter und ging dabei zum Fenster, um das Wetter zu prüfen. »Daran hatte ich gar nicht gedacht. Dieses Wetter hält viele Jäger auf dem Lande fest.«

Das war ein glücklicher Gedanke, ihre ganze gute Laune war damit wiederhergestellt. »Es ist wirklich ein wunderbares Wetter für sie«, fuhr sie fort, während sie sich mit einem glücklichen Gesicht an den Frühstückstisch setzte. »Wie sie es genießen müssen! Aber« (mit ein wenig erneuter Besorgnis), »es ist nicht zu erwarten, daß es lange anhält. Zu dieser Jahreszeit und nach so vielen Regentagen werden wir gewiß nur noch sehr wenig davon haben. Bald wird der Frost einsetzen, und sehr wahrscheinlich wird er streng werden. Vielleicht noch ein paar Tage, dieses außerordentlich milde Wetter kann kaum länger anhalten – ja, vielleicht friert es sogar schon heute nacht!«

»Auf jeden Fall«, sagte Elinor, die verhindern wollte, daß Mrs. Jennings ebenso deutlich wie sie selbst die Gedanken ihrer Schwester erriet, »glaube ich bestimmt, daß wir Sir John und Lady Middleton Ende nächster Woche hierhaben werden.«

»Jawohl, meine Liebe, ich wette, das werden wir. Mary setzt immer ihren Willen durch.«

»Und jetzt«, vermutete Elinor still für sich, »wird sie noch mit der heutigen Post nach Combe schreiben.«

Doch wenn sie es tat, dann wurde der Brief in einer Heimlichkeit geschrieben und abgesandt, die es Elinor trotz all ihrer Wachsamkeit nicht möglich machte, sich dessen zu versichern. Wie es sich auch immer wirklich verhalten mochte und wie weit Elinor auch davon entfernt war, wirkliche Befriedigung darüber zu empfinden, so konnte sie doch selbst nicht so sehr beunruhigt sein, solange sie Marianne in guter Laune sah. Und Marianne war in guter Stimmung, glücklich bei dem milden Wetter und noch glücklicher in der Erwartung des Frosts.

Der Vormittag wurde in der Hauptsache damit verbracht, in den Häusern von Mrs. Jennings' Bekannten Visitenkarten abzugeben, um sie davon in Kenntnis zu setzen, daß sie in der Stadt war; und Marianne war die ganze Zeit damit beschäftigt, die Windrichtung zu verfolgen, Veränderungen am Himmel zu beobachten und sich einzubilden, die Luft sei anders geworden.

»Findest du es nicht auch kälter, als es am Morgen war, Elinor? Mir scheint, da ist ein ganz deutlicher Temperaturunterschied. Ich kann kaum meine Hände in meinem Muff warm halten. Ich glaube, gestern war es noch nicht so. Die Wolken scheinen sich auch zu teilen, jeden Augenblick wird die Sonne herauskommen, und wir haben einen klaren Nachmittag.«

Elinor war abwechselnd belustigt und schmerzlich berührt; doch Marianne fuhr unbeirrt mit solchen Betrachtungen fort und sah jeden Abend in der Helligkeit des Feuers und jeden Morgen am Aussehen des Himmels sichere Zeichen für den nahenden Frost.

Die Misses Dashwood hatten ebensowenig Grund, mit Mrs. Jennings' Lebensstil und ihrem Bekanntenkreis unzufrieden zu sein wie mit ihrem Verhalten ihnen gegenüber, das gleichbleibend freundlich war. In ihrem Haushalt ging alles völlig zwanglos zu, und außer ein paar alten Freundinnen aus der Stadt, die sie, zu Lady Middletons Bedauern, nie fallengelassen hatte, besuchte sie niemand, denen vorgestellt zu werden in irgendeiner Weise die Gefühle ihrer jungen Gäste verletzen konnte. Da sich Elinor in dieser Hinsicht in einer angenehmeren Lage sah, als sie erwartet hatte, war sie durchaus bereit, sich mit dem Mangel an mehr wirklichem Vergnügen bei all den Abendgesellschaften abzufinden, die – ob zu Hause oder bei anderen – nur zum Kartenspielen gedacht waren und wenig bieten konnten, um sie zu unterhalten.

Colonel Brandon, der jederzeit im Hause willkommen war, kam fast jeden Tag zu ihnen; er kam, um Marianne anzusehen und mit Elinor zu sprechen, die oft mehr Vergnügen an der Unterhaltung mit ihm fand als an irgendwelchen anderen Ereignissen des Tages – die aber auch gleichzeitig mit großer Besorgnis seine

anhaltende Zuneigung zu ihrer Schwester sah. Sie fürchtete sogar, daß diese Zuneigung immer stärker wurde. Es bekümmerte sie zu sehen, mit welcher Ernsthaftigkeit er Marianne oft beobachtete, und seine Stimmung war zweifellos schlechter als in Barton.

Etwa eine Woche nach ihrer Ankunft in London wurde es zur Gewißheit, daß Willoughby ebenfalls in der Stadt war. Als sie von ihrer morgendlichen Ausfahrt zurückkamen, lag seine Karte auf dem Tisch.

»Großer Gott«, rief Marianne, »er ist hiergewesen, während wir fort waren!« Elinor, erfreut über die Bestätigung, daß er in London war, wagte nun zu äußern: »Ganz bestimmt wird er morgen wiederkommen.« Doch Marianne schien sie kaum zu hören und entschwand bei Mrs. Jennings' Eintritt mit der kostbaren Karte.

Dieses Ereignis hob Elinors Stimmung wieder; Mariannes gute Laune war damit jedoch vollkommen wiederhergestellt, nur war sie nun noch aufgeregter als früher. Von diesem Augenblick an fand sie keine Ruhe mehr; die Erwartung, ihn zu jeder Zeit sehen zu können, machte sie unfähig zu irgend etwas anderem. Und als am nächsten Morgen alle ausfuhren, bestand sie darauf, zu Hause zu bleiben.

Elinor dachte die ganze Zeit an das, was sich während ihrer Abwesenheit in Berkeley Street ereignen mochte; doch ein kurzer Blick auf ihre Schwester bei ihrer Rückkehr genügte, um ihr zu sagen, daß Willoughby kein zweites Mal dagewesen war. In dem Moment wurde gerade ein Billett hereingebracht und auf den Tisch gelegt.

»Für mich!« rief Marianne, während sie eilig vortrat.

»Nein, Ma'am, für meine Herrin.«

Aber Marianne, nicht überzeugt, griff sofort nach dem Billett.

»Es ist tatsächlich für Mrs. Jennings, wie ärgerlich!«

»Dann erwartest du also einen Brief?« fragte Elinor, unfähig, noch länger zu schweigen.

»Ja, ein wenig – nicht sehr.«

Nach einer kurzen Pause: »Du hast kein Vertrauen zu mir, Marianne.«

»Das mußt du mir gerade vorwerfen, Elinor! Du, die du zu niemand Vertrauen hast!«

»Ich!« erwiderte Elinor etwas verwirrt, »wirklich, Marianne, ich habe nichts zu erzählen.«

»Ich auch nicht«, entgegnete Marianne mit Nachdruck, »wir sind also in der gleichen Lage. Wir haben beide nichts zu erzählen; du, weil du nichts preisgibst, und ich, weil ich nichts verberge.«

Elinor, bedrückt durch diesen Vorwurf wegen ihrer Zurückhaltung, die sie nicht aufgeben durfte, wußte nicht, wie sie Marianne unter solchen Umständen zu größerer Offenheit drängen konnte.

Bald darauf erschien Mrs. Jennings, und als ihr das Billett gegeben wurde, las sie es vor. Es war von Lady Middleton, die ihre Ankunft in Conduit Street am Abend zuvor anzeigte und um den Besuch ihrer Mutter und ihrer Cousinen am folgenden Abend bat. Die Geschäfte Sir Johns und ihre eigene heftige Erkältung hinderten sie daran, selbst in Berkeley Street vorzusprechen. Die Einladung wurde angenommen. Doch als die vereinbarte Stunde herankam, hatte Elinor, so notwendig es für sie beide auch war, aus Höflichkeit gegenüber Mrs. Jennings diese bei einem solchen Besuch zu begleiten, einige Schwierigkeiten, ihre Schwester zum Mitkommen zu überreden ; denn Willoughby hatte sich noch immer nicht sehen lassen, und sie war weder geneigt, sich woanders zu vergnügen, noch das Risiko auf sich zu nehmen, daß er wieder in ihrer Abwesenheit kam.

Nach diesem Abend war es Elinor klar, daß die Neigungen eines Menschen durch einen Wechsel des Aufenthaltsortes keine wesentlichen Änderungen erfahren; denn obgleich sich Sir John noch kaum richtig in der Stadt häuslich niedergelassen hatte, hatte er es schon fertiggebracht, beinahe zwanzig junge Leute um sich zu versammeln und sie mit einem Ball zu unterhalten. Dies war jedoch eine Sache, die Lady Middleton nicht billigte. Auf dem Lande war ein nicht im voraus geplanter Tanz durchaus zulässig; aber in London, wo der Ruf der Vornehmheit mehr Gewicht hatte und weniger leicht zu erlangen war, war es ein zu großes Risiko, es bloß wegen des Vergnügens von ein paar Mädchen bekanntwerden zu lassen, daß Lady Middleton einen kleinen Tanz mit acht oder neun Paaren, zwei Violinen und einem bloßen Imbiß veranstaltet hatte.

Mr. und Mrs. Palmer waren ebenfalls anwesend; der erstere, den sie seit ihrer Ankunft in der Stadt noch nicht gesehen hatten – da er sorgfältig darauf achtgab, jeden Anschein von Aufmerksamkeit gegenüber seiner Schwiegermutter zu vermeiden, und deshalb nie in ihre Nähe kam –, deutete bei ihrem Eintreten mit keinem Zeichen an, daß er sie kannte. Er sah sie nur kurz an, scheinbar ohne zu wissen, wer sie waren, und

bedachte Mrs. Jennings lediglich mit einem Nicken vom anderen Ende des Raumes. Marianne sah sich nur kurz im Zimmer um; es genügte, *er* war nicht da – und sie setzte sich, weder gewillt, sich erfreuen zu lassen noch, Freude zu bereiten. Nachdem sie etwa eine Stunde dortgewesen waren, schlenderte Mr. Palmer auf die Misses Dashwood zu, um seine Überraschung zum Ausdruck zu bringen, sie in der Stadt zu sehen, obgleich Colonel Brandon in seinem Hause zuerst von ihrer Ankunft erfahren und er selbst *etwas sehr Komisches* gesagt hatte, als er von ihrem Kommen hörte.

»Ich dachte, Sie wären beide in Devonshire«, sagte er.

»Tatsächlich?« erwiderte Elinor.

»Und wann fahren Sie wieder zurück?«

»Ich weiß es noch nicht.« Und damit endete ihr Gespräch.

Noch nie in ihrem Leben hatte Marianne so ungern getanzt wie an diesem Abend, und noch nie hatte es sie so leicht ermüdet. Sie beklagte sich darüber, als sie nach Berkeley Street zurückkehrten.

»Ja, ja«, sagte Mrs. Jennings, »wir kennen den Grund von all dem sehr gut; wäre eine bestimmte Person, die hier nicht genannt werden soll, dagewesen, wären Sie kein bißchen müde geworden; und um die Wahrheit zu sagen, es war nicht sehr schön von ihm, Ihnen das Zusammentreffen nicht zu gönnen, wo er doch eingeladen war.«

»Eingeladen!« rief Marianne.

»So hat es mir meine Tochter Middleton erzählt, denn wie es scheint, hat Sir John ihn heute morgen irgendwo auf der Straße getroffen.«

Marianne sagte nichts mehr, doch sie sah tief gekränkt aus. Voller Ungeduld, in dieser Situation etwas zu unternehmen, das ihrer Schwester Erleichterung bringen könnte, beschloß Elinor, am nächsten Morgen an ihre Mutter zu schreiben; und indem sie Befürchtungen um die Gesundheit Mariannes in ihr weckte, hoffte sie schließlich, daß ihre Mutter endlich jene Fragen stellen würde, mit denen sie so lange gezögert hatte; und sie war noch ernsthafter zu dieser Maßnahme entschlossen, als sie am Tag darauf beim Frühstück bemerkte, daß Marianne wieder an Willoughby schrieb, denn sie konnte nicht annehmen, daß es an jemand anders war.

Etwa in der Mitte des Tages ging Mrs. Jennings allein aus, um etwas zu erledigen, und Elinor begann sofort, ihren Brief zu schreiben, während Marianne, zu ruhelos für eine Beschäftigung, zu besorgt, um sich zu unterhalten, von einem Fenster zum anderen



wanderte oder sich, in traurige Betrachtungen versunken, an den Kamin setzte. Elinor machte ihr Ersuchen an die Mutter sehr dringend, berichtete ihr alles, was vorgefallen war, erwähnte ihre Zweifel an Willoughbys Beständigkeit und drang unter Berufung auf Pflicht und Liebe in sie, von Marianne Aufschluß über ihre tatsächliche Beziehung zu ihm zu fordern.

Sie hatte ihren Brief kaum beendet, als ein Klopfen einen Besucher ankündigte; es wurde Colonel Brandon gemeldet. Marianne, die ihn vom Fenster aus gesehen hatte und die Gesellschaft jeglicher Art haßte, verließ das Zimmer, bevor er eintrat. Er sah noch ernster aus als gewöhnlich, und obgleich er seine Befriedigung darüber zum Ausdruck brachte, sie allein anzutreffen, so als hätte er ihr etwas Besonderes zu berichten, saß er einige Zeit da, ohne ein Wort zu sagen. Elinor, die überzeugt war, daß er ihr etwas mitteilen wollte, was mit ihrer Schwester zu tun hatte, wartete ungeduldig darauf, daß er beginnen würde. Es war nicht das erste Mal, daß sie die gleiche Überzeugung gefühlt hatte; denn mehr als einmal hatte er schon mit der Bemerkung begonnen, »Ihre Schwester sieht heute nicht gut aus« oder »Ihre Schwester ist offenbar in niedergedrückter Stimmung«; und er schien dann im Begriff zu sein, ihr entweder etwas mitzuteilen oder sich nach etwas Bestimmtem über sie zu erkundigen. Nach einer Pause von mehreren Minuten brach er das Schweigen und fragte sie mit erregter Stimme, wann er ihr denn dazu gratulieren könne, einen Schwager zu bekommen. Elinor war auf eine solche Frage nicht vorbereitet, und da ihr nicht gleich eine Antwort einfiel, war sie genötigt, sich mit der in solchen Fällen einfachen und üblichen Frage zu helfen, was er damit meine. Er versuchte zu lächeln, als er antwortete: »Die Verlobung Ihrer Schwester mit Mr. Willoughby ist ganz allgemein bekannt.«

»Sie kann gar nicht allgemein bekannt sein«, erwiderte Elinor, »denn ihre eigene Familie weiß davon nichts.«

Er sah überrascht aus. »Verzeihen Sie, ich fürchte, meine Frage war ungehörig, aber ich hatte nicht angenommen, daß es geheimgehalten werden sollte, da sie einander offen schreiben und überall von ihrer Heirat gesprochen wird.«

»Wie kann das sein? Von wem können Sie das gehört haben?«

»Von vielen – von einigen, die Sie gar nicht kennen, und von anderen, mit denen Sie sehr eng befreundet sind – Mrs. Jennings, Mrs. Palmer und die Middletons. Und doch hätte ich es vielleicht nicht geglaubt – denn wenn man in seinem Innern etwas gar nicht für möglich halten möchte, findet man immer Gründe, die einen in seinen Zweifeln bestärken –, wenn ich nicht, als mich der Diener heute einließ, zufällig den

Brief in seiner Hand gesehen hätte, der in der Handschrift Ihrer Schwester an Mr. Willoughby gerichtet war. Ich war gekommen, um mich danach zu erkundigen, doch ich war bereits überzeugt, ehe ich noch die Frage stellen konnte. Ist alles endgültig entschieden? Ist es unmöglich, noch etwas zu . . .? Aber ich habe kein Recht, und ich hätte auch keine Chance auf Erfolg. – Verzeihen Sie, Miss Dashwood. Ich glaube, es war unrecht von mir, so viel zu sagen, aber ich weiß kaum, was ich tun soll, und in Ihre Klugheit habe ich das größte Vertrauen. Sagen Sie mir, daß alles unwiderruflich beschlossen ist, daß jeder Versuch – daß, kurz gesagt, Geheimhaltung – falls Geheimhaltung möglich ist – alles ist, was bleibt.«

Diese Worte, die Elinor als ein direktes Bekenntnis seiner Liebe zu ihrer Schwester sah, berührten sie sehr. Sie war nicht sofort imstande, etwas zu sagen, und selbst als sie sich wieder gefaßt hatte, ging sie ein Weilchen mit sich zu Rate, was sie am besten darauf antworten sollte. Von dem wirklichen Stand der Dinge zwischen Willoughby und ihrer Schwester wußte sie selbst so wenig, daß sie bei dem Versuch, es zu erklären, ebenso leicht zuviel wie zuwenig sagen konnte. Doch da sie überzeugt war, daß Mariannes Liebe zu Willoughby für Colonel Brandon keine Hoffnung auf Erfolg zuließ, wie immer diese Liebe auch ausgehen würde, und sie das Verhalten ihrer Schwester gleichzeitig vor Tadel bewahren wollte, hielt sie es nach einiger Überlegung für am klügsten und freundlichsten, mehr zu sagen, als sie wirklich wußte oder glaubte. Sie bestätigte deshalb, daß sie – obgleich sie von den beiden niemals über die Beziehung, in der sie zueinander standen, informiert worden war – keinen Zweifel an ihrer gegenseitigen Zuneigung habe und daß sie nicht überrascht sei, von ihrem Briefwechsel zu hören.

Er hörte ihr schweigend und aufmerksam zu, und als sie zu Ende war, stand er sofort auf, sagte mit bewegter Stimme: »Ihrer Schwester wünsche ich alles erdenkliche Glück und Willoughby, daß er sich bemühen möge, sie zu verdienen«, verabschiedete sich und ging.

Dieses Gespräch hinterließ bei Elinor keine angenehmen Gefühle, die ihr Unbehagen über andere Dinge womöglich hätten verringern können; ihr blieb im Gegenteil der traurige Eindruck von Colonel Brandons unglücklicher Lage; und sie konnte wegen ihrer bangen Erwartung gerade des Ereignisses, das sein Elend endgültig bestätigen mußte, nicht einmal wünschen, daß sich daran etwas ändern würde.

## Kapitel 28

Während der nächsten drei bis vier Tage geschah nichts, was Elinor hätte bedauern lassen, daß sie sich an ihre Mutter gewandt hatte, denn Willoughby kam nicht und

schrieb auch nicht. Nach etwa dieser Zeit waren sie eingeladen, Lady Middleton zu einer Gesellschaft zu begleiten, von der Mrs. Jennings wegen Unpäßlichkeit ihrer jüngeren Tochter fernbleiben mußte. Zu dieser Gesellschaft machte sich Marianne fertig – völlig entmutigt, ohne Interesse an ihrem Aussehen, offenbar ebenso gleichgültig dagegen, ob sie hinging oder zu Hause blieb, und ohne einen einzigen hoffnungsvollen Blick oder Ausdruck der Freude. Sie saß nach dem Tee bis zu dem Augenblick, als Lady Middleton erschien, beim Kaminfeuer des Salons, ohne sich einmal vom Platz zu bewegen oder ihre Haltung zu ändern, versunken in ihre eigenen Gedanken, und ohne sich der Anwesenheit ihrer Schwester bewußt zu sein; und als ihnen gemeldet wurde, daß Lady Middleton an der Tür auf sie warte, schreckte sie hoch, als hätte sie vergessen, daß sie jemand erwarteten.

Sie waren pünktlich an ihrem Ziel, und sobald es die Reihe der Kutschen zuließ, stiegen sie aus, gingen die Treppe hinauf, hörten, wie ihre Namen von einem Treppenabsatz zum anderen mit lauter Stimme ausgerufen wurden, und betraten einen prächtig erleuchteten Raum, in dem sich sehr viele Gäste drängten und der unerträglich heiß war. Nachdem sie ihre Höflichkeitsbezeugungen mit einem Knicks gegenüber der Dame des Hauses absolviert hatten, durften sie sich unter die Menge mischen und an der Hitze und Unbequemlichkeit teilhaben, wozu ihre Ankunft zwangsläufig noch beitragen mußte. Nach einiger Zeit, die sie damit verbracht hatten, wenig zu sagen und noch weniger zu tun, setzte sich Lady Middleton zum Kasino an den Spieltisch, und da Marianne nicht in der Stimmung war, herumzugehen, nahm sie mit Elinor nicht weit entfernt von dem Tisch Platz, wo zum Glück gerade Stühle frei wurden.

Sie hatte noch nicht lange dort gesessen, als Elinor Willoughby bemerkte, der wenige Yard von ihnen entfernt stand und sich eifrig mit einer sehr elegant gekleideten jungen Frau unterhielt. Sie lenkte bald seine Aufmerksamkeit auf sich, und er verbeugte sich sofort, doch ohne den Versuch zu unternehmen, mit ihr zu sprechen oder sich Marianne zu nähern, obgleich er sie ohne Frage sehen mußte; dann setzte er die Unterhaltung mit der Dame fort. Elinor wandte sich unwillkürlich Marianne zu, um zu sehen, ob sie das überhaupt bemerkt hatte. Erst in diesem Augenblick nahm Marianne ihn wahr, und während ihr ganzes Gesicht vor plötzlicher Freude erglühte, wäre sie augenblicklich zu ihm hingelaufen, wenn ihre Schwester sie nicht festgehalten hätte.

»Du lieber Himmel!« rief sie aus, »er ist hier – er ist hier. Oh, warum sieht er nicht zu mir her? Warum kann ich nicht mit ihm sprechen?«

»Bitte, Marianne, bitte fasse dich«, rief Elinor, »und zeige nicht all den Leuten hier, was in dir vorgeht. Vielleicht hat er dich noch nicht bemerkt.«

Doch das war mehr, als sie selbst glauben konnte, und in einem solchen Augenblick ruhig zu sein, war Marianne nicht nur unmöglich, sie wollte es auch nicht. Sie befand sich in einer qualvollen Spannung, die sich in jedem ihrer Züge widerspiegelte.

Schließlich wandte er sich wieder um und sah zu ihnen hinüber; sie sprang auf, nannte seinen Namen in liebevollem Ton und hielt ihm ihre Hand hin. Er kam heran und wandte sich mehr an Elinor als an sie, als wollte er ihrem Blick ausweichen; und entschlossen, ihre Haltung nicht zu bemerken, erkundigte er sich hastig nach Mrs. Dashwood und danach, wie lange sie schon in der Stadt seien. Elinor verließ alle Geistesgegenwart bei einem solchen Verhalten, und sie konnte kein Wort herausbringen. Doch ihre Schwester gab ihren Gefühlen sofort Ausdruck. Ihr Gesicht überzog sich mit tiefem Rot, und sie rief in höchster Erregung: »Großer Gott, Willoughby, was hat das zu bedeuten? Haben Sie meine Briefe nicht bekommen? Wollen Sie mir nicht die Hand geben?«

Er konnte es schließlich nicht vermeiden, doch die Berührung ihrer Hand schien ihm peinlich, und er hielt sie nur für einen Augenblick. Während dieser ganzen Zeit bemühte er sich offensichtlich um Fassung. Elinor beobachtete sein Gesicht und sah, wie es allmählich einen gelasseneren Ausdruck annahm. Nach einer kurzen Pause sagte er dann in ruhigem Ton: »Ich habe mir die Ehre gegeben, am letzten Dienstag in Berkeley Street vorzusprechen, und habe es sehr bedauert, daß ich nicht das Glück hatte, Sie und Mrs. Jennings zu Hause anzutreffen. Meine Karte ist doch nicht verlorengegangen, hoffe ich.«

»Aber haben Sie denn meine Briefe nicht bekommen?« rief Marianne in heftigster Erregung. »Da muß bestimmt ein Irrtum vorliegen – ein schrecklicher Irrtum. Was kann das alles bedeuten? Sagen Sie mir, Willoughby – um Himmels willen, sagen Sie mir, was ist los?«

Er gab keine Antwort; er wechselte die Farbe, und seine ganze Verlegenheit kehrte wieder; doch als hielt er es, da er den Blick der jungen Dame auffing, mit der er vorher gesprochen hatte, für notwendig, sich sofort zusammenzunehmen, faßte er sich wieder und erklärte: »Ja, ich hatte das Vergnügen, die Mitteilung von Ihrer Ankunft in der Stadt zu erhalten, die Sie mir freundlicherweise zugesandt hatten«, wandte sich dann mit einer leichten Verbeugung hastig ab und ging wieder zu seiner Bekannten.

Marianne, die jetzt erschreckend weiß im Gesicht war, konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten und sank auf ihren Stuhl zurück; und Elinor, die jeden Moment erwartete, daß sie ohnmächtig wurde, versuchte, sie vor den Blicken der anderen abzuschirmen und sie währenddessen mit Lavendelwasser zu beleben.

»Geh zu ihm, Elinor«, sagte Marianne, sobald sie sprechen konnte, »und zwinge ihn, zu mir zu kommen. Sage ihm, ich muß ihn noch einmal sehen – muß sofort mit ihm sprechen. Ich kann nicht ruhen – ich werde keinen Augenblick Frieden finden, ehe ich nicht eine Erklärung bekomme –, es muß irgendein schreckliches Mißverständnis geben. Ach bitte, geh sofort zu ihm.«

»Wie kann ich das tun? Nein, meine liebste Marianne, du mußt warten. Dies ist nicht der Ort für Erklärungen. Warte wenigstens bis morgen.«

Doch nur unter Schwierigkeiten konnte Elinor verhindern, daß sie ihm selbst folgte. Sie zu überzeugen, ihre Erregung zu zügeln – zumindest mit einem Anschein von Fassung zu warten, bis sie ungestört und mit mehr Erfolg mit ihm sprechen könne – war unmöglich; denn Marianne fuhr unablässig fort, sich mit leiser Stimme ihrem Elend durch Ausrufe des Jammers hinzugeben. Nach kurzer Zeit sah Elinor Willoughby den Raum durch die zur Treppe führende Tür verlassen; sie erklärte Marianne – als ein neues Argument, sich zu beruhigen –, daß er fortgegangen und es unmöglich sei, noch an diesem Abend mit ihm zu sprechen. Marianne bat ihre Schwester sofort, Lady Middleton anzuflehen, sie beide nach Hause zu bringen, denn sie sei zu elend, um noch eine Minute länger zu bleiben.

Obgleich Lady Middleton mitten in einer Partie Rubber war, als sie von Mariannes Unpäßlichkeit erfuhr, war sie zu höflich, um auch nur einen Augenblick etwas gegen ihren Wunsch einzuwenden; und nachdem sie ihre Karten jemand anders übergeben hatte, fuhren sie ab, sobald sie die Kutsche gefunden hatten. Es wurde kaum ein Wort gesprochen während ihrer Rückkehr nach Berkeley Street. Marianne litt im stillen schreckliche Qualen. Sie war zu sehr niedergedrückt, um überhaupt weinen zu können; doch da Mrs. Jennings zum Glück nicht zu Hause war, konnten sie sofort in ihr eigenes Zimmer gehen, wo Hirschhorngestank sie wieder ein wenig zu sich brachte. Sie war bald ausgekleidet und im Bett, und da sie offenbar allein sein wollte, verließ ihre Schwester sie und hatte nun, während sie auf Mrs. Jennings wartete, genug Muße, über das Geschehene nachzudenken.

Daß es irgendein Versprechen zwischen Willoughby und Marianne gegeben hatte, konnte sie nicht bezweifeln; und daß Willoughby dessen überdrüssig war, schien ebenso klar; denn wie sehr Marianne auch noch immer ihre eigenen Wünsche nähren

mochte, so konnte *sie* doch ein solches Verhalten nicht einem Irrtum oder Mißverständnis irgendwelcher Art zuschreiben. Allein eine gänzliche Sinnesänderung konnte das erklären. Ihre Empörung wäre noch stärker gewesen, wenn sie nicht seine Verlegenheit bemerkt hätte, die dafür zu sprechen schien, daß ihm sein schlechtes Betragen durchaus bewußt war, weshalb sie ihn nicht für so gewissenlos hielt, daß er von Anfang an mit der Zuneigung ihrer Schwester nur gespielt haben könnte, ohne jede Absicht, die einer Prüfung standgehalten hätte. Abwesenheit mochte seine Liebe abgeschwächt haben, und Bequemlichkeit mochte ihn bestimmt haben, sie zu überwinden; doch daß eine solche Liebe früher existiert hatte, konnte und wollte sie nicht bezweifeln.

Was Marianne betraf, so konnte Elinor nicht ohne tiefste Besorgnis an die Qualen denken, die ihr ein so unglückliches Zusammentreffen schon bereitet haben mußte – und an die noch schlimmeren, die in der vermutlichen Folge davon noch zu erwarten waren. Ihre eigene Lage gewann im Vergleich dazu; denn da sie Edward noch ebenso schätzen konnte wie früher, wie endgültig sie auch in Zukunft getrennt sein mochten, würde sie dieser Gedanke stets stärken. Doch alle Umstände, die ein solches Übel verschlimmern konnten, schienen hier zusammenzukommen, um Mariannes Unglück bei einer endgültigen Trennung von Willoughby noch zu vergrößern – durch einen sofortigen und unversöhnlichen Bruch.

## Kapitel 29

Noch bevor das Hausmädchen am nächsten Tag bei ihnen im Kamin Feuer gemacht und die Sonne etwas Macht über einen kalten, düsteren Januarmorgen gewonnen hatte, kniete Marianne, nur halb angezogen, an einer der Fensterbänke, um das wenige Licht zu nutzen, das sie von dort bekommen konnte, und schrieb – so schnell es ihre ständig fließenden Tränen erlaubten. In dieser Stellung erblickte Elinor sie zuerst, wach geworden durch ihre Erregung und ihr Schluchzen; und nachdem sie ihre Schwester in stiller Sorge ein paar Augenblicke beobachtet hatte, sagte sie im Ton rücksichtsvollster Sanftheit: »Marianne, darf ich fragen . . .?«

»Nein, Elinor«, erwiderte sie, »frage nichts; du wirst bald alles wissen.«

Die verzweifelte Ruhe, in der sie das sagte, hielt nur an, solange sie sprach, und der gleiche unsagbare Kummer kehrte daraufhin sofort wieder. Es dauerte einige Minuten, ehe sie ihren Brief weiterschreiben konnte; und die häufigen schmerzlichen Ausbrüche, die sie immer wieder nötigten, ihre Feder anzuhalten, waren Beweis

genug, daß sie wohl fühlte, es würde sehr wahrscheinlich der letzte Brief sein, den sie an Willoughby schrieb.

Elinor schenkte ihr all die stille und unaufdringliche Aufmerksamkeit, die ihr zu Gebote stand; und sie hätte auch versucht, sie noch mehr zu trösten und zu beruhigen, hätte Marianne sie nicht mit der ganzen Ungeduld äußerst nervöser Reizbarkeit dringend gebeten, um alles in der Welt nicht zu ihr zu sprechen. Unter solchen Umständen war es für beide besser, nicht lange zusammenzubleiben. Und ihr ruheloses Gemüt hinderte Marianne nicht nur daran, nach dem Ankleiden noch einen Augenblick länger im Zimmer zu bleiben, sondern verlangte sogleich nach Einsamkeit und ständigem Ortswechsel und ließ sie bis zur Frühstückszeit im Haus umherwandern und den Anblick aller meiden.

Zum Frühstück aß sie nichts, sie versuchte es auch nicht einmal; und Elinors Bemühungen waren dann nicht darauf gerichtet, sie zu drängen, sie zu bemitleiden oder auch nur den Anschein zu erwecken, daß sie zu ihr hinsah – sondern zu versuchen, Mrs. Jennings' Aufmerksamkeit ganz auf sich zu lenken.

Da dies Mrs. Jennings' Lieblingsmahlzeit war, dauerte sie eine beträchtliche Zeit, und sie setzten sich gerade um den gemeinsamen Handarbeitstisch, als Marianne ein Brief ausgehändigt wurde, den sie dem Diener ungestüm entriß, worauf sie totenbleich sofort aus dem Zimmer lief. Elinor, die daran ebenso deutlich, als hätte sie die Anschrift gesehen, erkannte, daß er von Willoughby kommen mußte, empfand augenblicklich eine so tiefe Niedergeschlagenheit, daß sie kaum den Kopf heben konnte; und sie wurde von einem solchen Zittern überkommen, daß sie fürchtete, es könne Mrs. Jennings' Aufmerksamkeit unmöglich entgehen. Diese gute Dame sah jedoch nur, daß Marianne einen Brief von Willoughby bekommen hatte, was ihr als ein sehr guter Scherz erschien, den sie entsprechend behandelte, denn sie gab mit einem Lachen der Hoffnung Ausdruck, daß er ihren Gefallen finden würde. Um von Elinors Not überhaupt etwas wahrzunehmen, war sie viel zu sehr damit beschäftigt, Enden Kammgarn für ihren Kaminvorleger abzumessen; und sobald Marianne fort war, redete sie ruhig weiter. »Auf mein Wort, ich habe noch nie in meinem Leben ein junges Mädchen gesehen, das so heftig verliebt war! Meine Mädchen waren gar nichts dagegen, und doch waren sie töricht genug; aber was Miss Marianne betrifft, so ist sie ziemlich verändert. Ich hoffe aus tiefstem Herzen, daß er sie nicht mehr viel länger warten läßt, denn es ist recht bedrückend, sie so elend und unglücklich zu sehen. Sagen Sie bitte, wann werden die beiden denn nun heiraten?«

Obgleich Elinor nie weniger geneigt war, etwas zu sagen, als in diesem Augenblick, sah sie sich genötigt, auf eine so direkte Frage zu antworten; sie versuchte deshalb zu lächeln und erwiderte: »Haben Sie sich denn wirklich eingeredet, Ma'am, daß meine Schwester mit Mr. Willoughby verlobt ist? Ich dachte, es wäre nur ein Scherz gewesen, aber eine so ernste Frage scheint mehr zu beinhalten; und ich muß Sie deshalb bitten, sich nicht länger zu täuschen. Ich versichere Ihnen, daß mich nichts mehr überraschen würde, als wenn ich hörte, sie seien im Begriff zu heiraten.«

»Schämen Sie sich, Miss Dashwood, schämen Sie sich! Wie können Sie so reden! Wissen wir denn nicht alle, daß es eine Heirat geben muß – daß sie vom ersten Augenblick an bis über beide Ohren ineinander verliebt waren? Habe ich sie nicht in Devonshire jeden Tag, von morgens bis abends, zusammen gesehen? Und wußte ich etwa nicht, daß Ihre Schwester vor allem mit mir in die Stadt gekommen ist, um Hochzeitskleider zu kaufen? Na, kommen Sie schon, kommen Sie, so geht das nicht. Weil Sie selbst so heimlich damit tun, glauben Sie, andere Leute haben nicht ihre fünf Sinne beisammen? Aber das ist nicht so, das kann ich Ihnen sagen, denn es ist schon lange in der ganzen Stadt bekannt. Ich erzähle es überall, und Charlotte auch.«

»Wirklich, Ma'am«, sagte Elinor sehr ernst, »Sie irren sich. Wirklich, es ist sehr unfreundlich, diese Nachricht zu verbreiten, und Sie werden sich selbst davon überzeugen können, wenn Sie es mir auch jetzt nicht glauben wollen.«

Mrs. Jennings lachte wieder, aber Elinor hatte keine Energie mehr, noch etwas zu sagen; und ungeduldig, auf jeden Fall zu erfahren, was Willoughby geschrieben hatte, eilte sie fort in ihr Zimmer; dort sah sie Marianne ausgestreckt auf dem Bett liegen, fast erstickt von ihrem Schmerz, mit einem Brief in der Hand und ein paar anderen neben sich. Elinor kam heran, doch ohne ein Wort zu sagen; sie setzte sich auf das Bett, nahm ihre Hand, küßte sie mehrere Male liebevoll und überließ sich dann einem Strom von Tränen, der zu Anfang kaum weniger heftig war als Mariannes. Diese schien, auch wenn sie nicht sprechen konnte, die ganze Zärtlichkeit, die darin lag, zu fühlen; und nach einiger Zeit, die sie in vereintem Schmerz verbracht hatten, legte sie all die Briefe in Elinors Hände; dann bedeckte sie ihr Gesicht mit ihrem Taschentuch und schrie fast vor innerer Qual. Elinor, die wußte, daß ein solcher Schmerz, so erschütternd es war, ihn mit anzusehen, seinen Lauf nehmen mußte, blieb bei ihr, bis das Übermaß des Leidens sich ein wenig erschöpft hatte; dann wandte sie sich voll Ungeduld dem Brief Willoughbys zu und las das Folgende.

Bond Street, im Januar

Meine liebe Madam,



ich hatte soeben die Ehre, Ihren Brief zu erhalten, für den ich meinen aufrichtigen Dank aussprechen möchte. Es bekümmert mich sehr zu erfahren, daß es in meinem Verhalten am vorigen Abend etwas gab, das nicht Ihre Billigung fand; und obgleich ich absolut nicht herausfinden kann, worin ich so unglücklich war, Sie zu kränken, bitte ich Sie inständig um Vergebung für etwas, das, wie ich Ihnen versichern kann, vollkommen ohne Absicht geschehen ist. Ich werde niemals ohne die dankbarste Freude an meine frühere Bekanntschaft mit Ihrer Familie in Devonshire zurückdenken, und ich schmeichle mir, daß diese nicht durch einen Irrtum oder ein Mißverständnis hinsichtlich meiner Handlungen abgebrochen werden wird. Meine Wertschätzung für Ihre ganze Familie ist sehr aufrichtig; doch wenn ich so unglücklich war, den Glauben an mehr, als ich fühlte oder als ich ausdrücken wollte, erweckt zu haben, muß ich mir den Vorwurf machen, in den Bekundungen meiner Wertschätzung nicht zurückhaltender gewesen zu sein. Daß ich jemals mehr beabsichtigt habe, werden Sie als unmöglich einräumen, wenn Sie wissen, daß meine Zuneigung seit langem jemand anders gehört, und schon in wenigen Wochen, denke ich, wird dieses Verlöbniß seine Erfüllung finden. Mit großem Bedauern komme ich Ihrer Forderung nach, die Briefe, mit denen Sie mich beehrt, und die Haarlocke, die Sie mir liebenswürdigerweise geschenkt haben, zurückzugeben.

Ich verbleibe, liebe Madam,

Ihr gehorsamster untertäniger Diener

John Willoughby

Man kann sich vorstellen, mit welcher Empörung Miss Dashwood einen solchen Brief lesen mußte. Obgleich sie sich schon, bevor sie den Brief las, bewußt gewesen war, daß er ein Bekenntnis seiner Unbeständigkeit enthalten und ihre endgültige Trennung bestätigen mußte, ahnte sie nicht, daß dies in einer solchen Sprache geschehen konnte! Auch hatte sie nicht vermuten können, daß Willoughby imstande war, so weit allen Anschein von Ehrenhaftigkeit und Taktgefühl, so weit alle üblichen Anstandsformen eines Gentleman außer acht zu lassen, daß er einen so unverhohlenen grausamen Brief schicken konnte, einen Brief, in dem er – statt mit seinem Wunsch, ihn freizugeben, irgendwelche Bekenntnisse des Bedauerns auszudrücken – keinen Treuebruch zugab, jegliche besondere Zuneigung leugnete – einen Brief, in dem jede Zeile eine Beleidigung war und der seinen Verfasser als einen hartgesottenen, gefühllosen Schurken kennzeichnete.

Sie hielt mit fassungsloser Empörung eine Zeitlang darüber inne; dann las sie ihn wieder und wieder; aber jedes Durchlesen diente nur dazu, ihren Abscheu vor dem

Mann noch zu vergrößern; und so bitter waren ihre Gefühle gegen ihn, daß sie sich nicht getraute, etwas zu sagen, damit sie Marianne nicht noch tiefer verletzte, indem sie ihre Trennung von Willoughby nicht als den Verlust von etwas möglicherweise Gutem behandelte, sondern als ein Entrinnen vor dem schlimmsten und am wenigsten wiedergutzumachenden aller Übel – einer Verbindung fürs Leben mit einem gewissenlosen Mann –, als eine echte Befreiung und den größten Segen.

Bei ihren ernsten Betrachtungen über den Inhalt des Briefes, über die Verderbtheit des Geistes, der dies hatte diktieren können, und, vermutlich, über den so ganz anderen Geist eines ganz anderen Menschen, der keine andere Beziehung zu der Sache hatte als diejenige, die ihr Herz ihm gab bei allem, was geschah – vergaß Elinor das augenblickliche Leid ihrer Schwester, vergaß, daß drei Briefe auf ihrem Schoß lagen, die sie noch nicht gelesen hatte; und so vollständig vergaß sie, wie lange sie in dem Zimmer gewesen war, daß sie, als eine Kutsche vorgefahren kam, zum Fenster ging, um zu sehen, wer denn da so unzumutbar früh kam – und vollkommen erstaunt war, Mrs. Jennings' Kutsche zu erkennen, die, wie sie wußte, erst zu ein Uhr bestellt worden war. Entschlossen, Marianne nicht zu verlassen, wenn es im Augenblick auch hoffnungslos war, etwas zu ihrer Erleichterung zu tun, eilte sie fort, um sich bei Mrs. Jennings zu entschuldigen, da es ihrer Schwester nicht gutgehe. Mrs. Jennings, mit ihrer ganz und gar gutmütigen Besorgnis um die Ursache ließ die Entschuldigung sehr bereitwillig gelten; und nachdem Elinor sie zur Kutsche begleitet hatte, kehrte sie zu Marianne zurück. Sie kam dazu, wie sie eben versuchte, sich vom Bett zu erheben – und gerade rechtzeitig, um zu verhindern, daß sie vor Schwäche und plötzlichem Schwindel durch den langen Mangel an Schlaf und ordentlicher Nahrung zu Boden sank; denn sie hatte schon viele Tage lang keinen Appetit gehabt und hatte seit vielen Nächten nicht richtig geschlafen; und nun, da ihre Kraft nicht mehr von der fieberhaften Erregung der Ungewißheit aufrechterhalten wurde, zeigten sich die Folgen davon in Kopfschmerzen, einem geschwächten Magen und einer allgemeinen nervösen Erschöpfung. Ein Glas Wein, das Elinor augenblicklich für sie holte, erleichterte sie etwas, und sie war schließlich in der Lage, ein Gefühl für die Güte ihrer Schwester zum Ausdruck zu bringen; und sie sagte: »Arme Elinor! Wie unglücklich ich dich mache!«

»Ich wünschte nur«, erwiderte ihre Schwester, »es gäbe für mich etwas zu tun, das dir wohlzutun könnte.«

Das war, wie alles andere es ebenso gewesen wäre, zuviel für Marianne, die in ihrer Herzensqual nur ausrufen konnte:

»O Elinor, ich bin so elend«, ehe ihre Stimme völlig in Schluchzen erstickte.

Elinor konnte diese Flut widerstandslosen Schmerzes nicht länger schweigend mit ansehen.

»Fasse dich, liebe Marianne, wenn du nicht dich selbst und alle, die dich lieben, töten willst. Denk an deine Mutter; denk an ihren Kummer, wenn du leidest; um ihretwillen mußt du dich zusammennehmen.«

»Ich kann es nicht, ich kann es nicht«, rief Marianne, »verlaß mich, verlaß mich, wenn ich dich quäle; verlaß mich, hasse mich, vergiß mich; aber martere mich nicht so. Ach, wie leicht es ist für diejenigen, die selbst keinen Kummer haben, von Zusammennehmen zu sprechen! Glückliche, glückliche Elinor, *du* kannst nicht ahnen, was ich leide.«

»Du nennst *mich* glücklich, Marianne! Oh, wenn du wüßtest! Kannst du denn glauben, ich könnte glücklich sein, wenn ich dich so elend sehe!«

»Verzeih mir, verzeih mir«, und sie schlang ihrer Schwester die Arme um den Hals; »ich weiß, du fühlst mit mir; ich kenne dein Herz; aber du mußt doch glücklich sein; Edward liebt dich – was, ach, was kann ein solches Glück zerstören!«

»Viele, viele Umstände«, sagte Elinor ernst.

»Nein, nein, nein«, rief Marianne wild, »er liebt dich, und nur dich. Du kannst keinen Kummer haben.«

»Für mich gibt es keine Freude, solange ich dich in diesem Zustand sehe.«

»Und du wirst mich niemals anders sehen. Ich habe ein Unglück erfahren, das nichts aus der Welt schaffen kann.«

»Du darfst nicht so sprechen, Marianne. Hast du denn nichts, was dich tröstet? Keine Freunde, keine Angehörigen? Ist dein Verlust solcherart, daß er dir keine Möglichkeit des Trostes läßt? Soviel du jetzt auch leidest, denk daran, was du gelitten hättest, wenn dir sein Charakter erst zu einer späteren Zeit enthüllt worden wäre – wenn deine Verlobung Monat um Monat weiterbestanden hätte, wie es ja möglich gewesen wäre, ehe es ihm beliebt hätte, ihr ein Ende zu machen. Jeder

weitere Tag unglücklichen Vertrauens von deiner Seite hätte den Schlag noch schrecklicher gemacht.«

»Verlobung!« rief Marianne, »es gab keine Verlobung.«

»Keine Verlobung!«

»Nein, er ist nicht so unwürdig, wie du glaubst. Er hat mir nicht die Treue gebrochen.«

»Aber er hat dir doch gesagt, daß er dich liebt?«

»Ja – nein – nie – so eindeutig. Es wurde jeden Tag stillschweigend zu verstehen gegeben, aber nie offen erklärt. Manchmal glaubte ich es – aber es geschah niemals.«

»Und doch hast du ihm geschrieben?«

»Ja – konnte das denn falsch sein nach allem, was war? Aber ich kann nicht mehr sprechen.«

Elinor sagte nichts mehr und wandte sich schließlich den drei Briefen zu, die sie nun noch viel dringender zu lesen wünschte als zuvor, und überflog sie sogleich alle. Der erste – es war derjenige, den ihre Schwester ihm bei ihrer Ankunft in der Stadt gesandt hatte – lautete folgendermaßen: Berkeley Street, im Januar

Wie werden Sie überrascht sein, Willoughby, wenn Sie diesen Brief erhalten! Und ich glaube, Sie werden noch etwas mehr als nur Überraschung empfinden, wenn Sie wissen, daß ich in der Stadt bin. Eine Gelegenheit, hierherzukommen, wenn auch mit Mrs. Jennings, war eine Verlockung, der wir nicht widerstehen konnten. Ich wünschte, Sie würden dieses Billett rechtzeitig erhalten, um noch heute abend zu uns zu kommen, aber ich will nicht fest damit rechnen. Auf jeden Fall erwarte ich Sie morgen. Für den Augenblick, adieu.

M. D.

Ihr zweiter Brief, am Morgen nach dem Tanz bei den Middletons geschrieben, hatte folgenden Wortlaut:

Ich kann meine Enttäuschung, Sie vorgestern verfehlt zu haben, und auch meine Verwunderung darüber, daß ich keinerlei Antwort auf mein Billet erhalten habe, das ich Ihnen vor mehr als einer Woche schickte, nicht in Worte fassen. Ich habe zu jeder Stunde des Tages erwartet, von Ihnen zu hören – und noch mehr, Sie zu sehen. Bitte kommen Sie sobald wie möglich und erklären Sie mir, warum ich das umsonst erwartet habe. Sie sollten das nächste Mal lieber früher kommen, da wir gewöhnlich um ein Uhr ausgehen. Wir waren gestern abend bei Lady Middleton, wo ein Tanz gegeben wurde. Mir wurde gesagt, daß Sie auch dazu eingeladen waren. Aber wie hätte ich das glauben sollen? Sie müßten sich sehr verändert haben, seit wir uns trennten, wenn Sie wirklich eingeladen und doch nicht dort waren. Aber ich will es als

unmöglich annehmen und hoffe, sehr bald Ihre persönliche Versicherung zu erhalten, daß es sich anders verhielt.

M. D.

Der Inhalt ihres letzten Briefes an ihn war der folgende:

Wie soll ich Ihr Verhalten gestern abend verstehen, Willoughby? Ich fordere noch einmal eine Erklärung dafür. Ich war darauf eingestellt, Ihnen mit der Freude zu begegnen, die unsere Trennung ganz natürlich hervorrufen mußte, und mit der Ungezwungenheit, die mir unser vertrauter Umgang in Barton zu rechtfertigen schien. Und wie wurde ich zurückgewiesen! Ich habe eine schreckliche Nacht verbracht in dem Versuch, ein Verhalten zu entschuldigen, das kaum anders als beleidigend zu nennen ist; doch obgleich es mir noch nicht gelungen ist, irgendeine vernünftige Entschuldigung für Ihr Benehmen zu finden, bin ich durchaus bereit, Ihre Rechtfertigung dafür zu hören. Vielleicht hat man Ihnen etwas Falsches über mich berichtet oder Sie absichtlich in etwas getäuscht, was mich in Ihrer Meinung herabgesetzt hat. Sagen Sie mir, was es ist, erklären Sie mir, warum Sie so handelten, und ich werde zufrieden sein, weil ich dann imstande bin, Ihre Zweifel zu beseitigen. Es würde mich in der Tat bekümmern, wenn ich schlecht von Ihnen denken müßte; aber wenn ich es tun muß, wenn ich begreifen muß, daß Sie nicht der sind, für den wir Sie bisher gehalten haben, daß Ihre ganze Freundschaft für uns alle unaufrichtig war, daß Ihr Verhalten mir gegenüber nur Täuschung war, dann sagen Sie es mir so bald wie möglich. Meine Gefühle befinden sich zur Zeit in einem Zustand schrecklicher Unschlüssigkeit; ich möchte Sie freisprechen, aber Gewißheit, wie immer sie aussieht, wird eine Erleichterung sein gegenüber dem, was ich jetzt leide. Wenn Ihre Gefühle für mich nicht mehr die gleichen sind wie früher, dann schicken Sie mir bitte meine Briefe und auch meine Haarlocke, die sich in Ihrem Besitz befindet, zurück.

M. D.

Daß solche Briefe, so voller Liebe und Vertrauen, so beantwortet werden konnten, hätte Elinor, schon um Willoughbys willen, nicht glauben wollen. Aber daß sie *ihn* verurteilte, machte sie nicht blind gegenüber der Unschicklichkeit, daß sie überhaupt geschrieben worden waren; und sie grämte sich im stillen über Mariannes Unklugheit, solche freiwilligen Beweise der Zärtlichkeit zu geben – die durch nichts Vorangegangenes gerechtfertigt und durch das Geschehene hart bestraft worden waren –, als Marianne, da sie sah, daß Elinor die Briefe zu Ende gelesen hatte, bemerkte, sie enthielten nur Dinge, die jede andere in der gleichen Lage auch geschrieben hätte.

»Ich habe mich«, fügte sie hinzu, »mit ihm so feierlich verlobt gefühlt, als wären wir durch den strengsten rechtsgültigen Bund miteinander vereinigt gewesen.«

»Das glaube ich dir«, sagte Elinor, »aber unglücklicherweise hat er es nicht ebenso empfunden.«

»Er *hat* es ebenso empfunden, Elinor – viele, viele Wochen lang hat er es so empfunden. Das weiß ich. Was ihn auch verändert haben mag (und nichts als die schwärzeste Kunst, die gegen mich verwendet wurde, kann das fertiggebracht haben), ich war ihm einmal so teuer, wie es sich mein Herz nur wünschen konnte. Diese Haarlocke, die er jetzt so bereitwillig hergegeben hat, erbat er sich so flehentlich. Hättest du nur seinen Blick, sein Verhalten sehen und den Ausdruck seiner Stimme in jenem Augenblick hören können! Hast du den letzten Abend vergessen, als wir in Barton zusammen waren? Und auch den Morgen, an dem wir uns trennten! Als er mir sagte, daß viele Wochen vergehen können, bis wir uns wiedersehen – seine Verzweiflung –, könnte ich denn jemals seine Verzweiflung vergessen!«

Ein paar Augenblicke lang konnte sie nicht weitersprechen; doch als diese Gefühlsaufwallung vorüber war, fügte sie in festerem Ton hinzu: »Elinor, man hat mir grausam mitgespielt, aber es war nicht Willoughby.«

»Liebste Marianne, wer sonst, als er selbst? Wer könnte ihn angestiftet haben?«

»Die ganze Welt eher als sein eigenes Herz. Ich könnte eher glauben, daß sich alle Leute meiner Bekanntschaft verbündet haben, um mich in seiner Meinung zu vernichten, als zu glauben, daß er bei seinem Charakter einer solchen Grausamkeit fähig wäre. Diese Frau, von der er schreibt – wer immer sie sein mag –, oder irgend jemand anders, kurz gesagt, alle außer dir, meine liebe Elinor, und Mama und Edward – können so grausam gewesen sein, Lügen über mich zu erzählen. Außer euch dreien, gibt es da ein Wesen in der Welt, dem ich nicht eher als Willoughby etwas Böses zutrauen würde, dessen Herz ich so gut kenne?«

Elinor wollte nicht streiten und erwiderte nur: »Wer immer dein so verabscheuenswürdiger Feind gewesen sein mag, bringe ihn um seinen heimtückischen Triumph, meine liebe Schwester, indem du ihn sehen läßt, wie vortrefflich dich das Bewußtsein deiner eigenen Unschuld und guten Absichten stärkt. Es ist ein vernünftiger und lobenswerter Stolz, der einer solchen Bosheit widersteht.«

»Nein, nein«, rief Marianne, »ein Elend wie das meine hat keinen Stolz. Es ist mir gleich, wer es weiß, daß ich unglücklich bin. Den Triumph, mich so zu sehen, kann jedermann haben. Ach Elinor, diejenigen, die nur wenig leiden, mögen so stolz und

unabhängig sein, wie sie wollen, mögen sich wehren gegen Beleidigungen und Demütigungen heimzahlen – aber ich kann es nicht. Ich muß mich meinen Gefühlen hingeben, muß unglücklich sein können – und wer imstande ist, sich daran zu weiden, soll es ruhig tun.«

»Aber um unserer Mutter willen und um meinetwillen . . .«

». .. würde ich mehr tun als für mich selbst. Aber glücklich erscheinen, wenn ich so elend bin – wer kann das verlangen?«

Wieder schwiegen sie beide. Elinor ging in Gedanken versunken vom Kaminfeuer zum Fenster, vom Fenster zum Kaminfeuer, ohne sich bewußt zu sein, daß sie von dem einen Wärme empfing und durch das andere etwas wahrnehmen konnte; und Marianne, die am Fußende des Bettes saß, den Kopf gegen einen der Pfosten gelehnt, nahm erneut Willoughbys Brief in die Hand, und jeder Satz ließ sie schauern, bis sie schließlich rief: »Es ist zuviel! O Willoughby, Willoughby, kann das von Ihnen sein! Es ist zu grausam – nichts kann Sie freisprechen. Elinor, nichts kann das tun. Was ihm auch gegen mich zu Ohren gekommen sein könnte – hätte er das nicht bezweifeln müssen? Hätte er mir nicht davon erzählen, mir die Möglichkeit geben müssen, meine Unschuld zu beweisen? ›Die Haarlocke‹ (wiederholte sie aus dem Brief), ›die Sie mir lebenswürdigerweise geschenkt haben‹ – das ist unverzeihlich. Willoughby, wo war Ihr Herz, als Sie diese Worte schrieben? Welch grausame Unverschämtheit! – Elinor, kann es dafür eine Rechtfertigung geben?«

»Nein, Marianne, in keiner Weise.«

»Und doch, diese Frau – wer weiß, welche List sie angewendet, wie lange sie das schon geplant und wie schlaue ersonnen haben mag! – Wer ist sie? – Wer kann das sein? – Von wem habe ich ihn unter seinen weiblichen Bekannten jemals als jung und anziehend sprechen hören? Oh, von niemand, niemand – er sprach zu mir nur über mich selbst.«

Wieder folgte eine Pause. Marianne war äußerst erregt, und sie endete schließlich mit den Worten: »Elinor, ich muß nach Hause. Ich muß Mama trösten. Können wir nicht morgen abreisen?«

»Morgen, Marianne!«

»Ja, warum sollte ich hierbleiben? Ich bin nur wegen Willoughby hergekommen – und dann, wer mag mich denn noch? Wer schätzt mich noch?«

»Es ist unmöglich, morgen schon abzureisen. Wir schulden Mrs. Jennings viel mehr als nur Höflichkeit; und schon die gewöhnlichste Höflichkeit muß eine so hastige Abreise ausschließen.«

»Nun, dann vielleicht noch ein, zwei Tage; aber ich kann hier nicht länger bleiben, ich kann nicht bleiben und die Fragen und Bemerkungen all dieser Leute über mich ergehen lassen. Die Middletons und die Palmers – wie soll ich ihr Mitleid ertragen? Das Mitleid von einer Frau wie Lady Middleton! Oh, was würde *er* dazu sagen!«

Elinor riet ihr, sich wieder hinzulegen, und einen Augenblick lang tat sie es; aber keine Lage verschaffte ihr Erleichterung, und in schmerzlicher Ruhelosigkeit an Geist und Körper warf sie sich hin und her, bis sie immer hysterischer wurde; ihre Schwester konnte sie kaum im Bett halten, und eine Zeitlang fürchtete sie, daß sie gezwungen sein würde, Hilfe zu holen. Doch einige Lavendeltropfen, die zu nehmen sie Marianne schließlich bewegen konnte, halfen etwas; und von dieser Zeit an, bis Mrs. Jennings zurückkam, blieb sie ruhig und bewegungslos auf dem Bett liegen.

### Kapitel 30

Mrs. Jennings kam bei ihrer Rückkehr sofort zu ihrem Zimmer, und ohne die Antwort auf ihre Bitte um Einlaß abzuwarten, öffnete sie die Tür und kam mit einem Ausdruck echter Besorgnis zu ihnen herein.

»Wie geht es Ihnen, meine Liebe?« fragte sie Marianne voller Mitleid, die jedoch das Gesicht abwandte, ohne den Versuch zu machen, eine Antwort zu geben.

»Wie geht es ihr, Miss Dashwood? Die Arme! Sie sieht sehr schlecht aus. Kein Wunder. Ja, es ist nur zu wahr. Er wird sehr bald heiraten – ein nichtsnutziger Bursche! Für mich ist er erledigt. Mrs. Taylor hat es mir vor einer halben Stunde erzählt, und sie hatte es von einer guten Freundin von Miss Grey selber erfahren, sonst hätte ich es bestimmt nicht geglaubt; ich bin beinahe in Ohnmacht gefallen. Na, hab ich gesagt, alles, was ich dazu sagen kann, ist, daß er – wenn es stimmt – einer jungen Dame meiner Bekanntschaft abscheulich mitgespielt hat, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß ihm seine Frau das Leben zur Hölle macht. Und dabei bleibe ich, meine Liebe, darauf können Sie sich verlassen. Ich habe kein Verständnis dafür, wenn Männer sich so verhalten; und wenn ich ihm jemals wieder begegnen sollte, dann werde ich ihm so den Kopf waschen, wie er es lange nicht erlebt hat. Aber es gibt einen Trost, meine liebe Miss Marianne – er ist nicht der einzige junge Mann, den es sich lohnt zu heiraten; und mit Ihrem hübschen Gesicht wird es Ihnen nie an



Bewunderern fehlen. Armes Ding, ich will Sie nicht länger stören, denn Sie sollten sich lieber gleich tüchtig ausweinen und es dann gut sein lassen. Zum Glück kommen ja heute abend die Parrys und die Sandersons, das wird Sie ablenken.«

Dann verließ sie auf Zehenspitzen das Zimmer, als glaubte sie, Geräusche würden den Kummer ihrer jungen Freundin noch vergrößern.

Zur Überraschung ihrer Schwester beschloß Marianne, ebenfalls zum Dinner zu kommen. Elinor riet ihr sogar ab. Aber – nein, sie wolle hinuntergehen; sie könne das sehr wohl ertragen, und der ganze Tumult ihretwegen wäre dann auch geringer. Elinor, die erfreut war, daß sie sich von einem solchen Motiv leiten ließ, sagte nichts mehr, doch hielt sie es kaum für möglich, daß sie bis zum Ende des Dinners durchhalten würde; und während Marianne noch auf dem Bett liegenblieb, brachte ihr Elinor das Kleid, so gut es ging, in Ordnung und war bereit, ihr, sobald sie gerufen wurden, zum Speisezimmer hinunterzuhelfen.

Obgleich Marianne schrecklich elend aussah, aß sie mehr und war ruhiger, als ihre Schwester es erwartet hatte. Hätte sie versucht zu sprechen, oder wäre sie sich auch nur der Hälfte von Mrs. Jennings' wohlmeinenden, doch unangebrachten Aufmerksamkeiten für sie bewußt gewesen, hätte sie diese Ruhe nicht aufrechterhalten können; doch kein Wort kam von ihren Lippen, und ihre Geistesabwesenheit schützte sie davor, etwas von dem wahrzunehmen, was um sie her vorging.

Elinor, die Mrs. Jennings' Freundlichkeit durchaus würdigte, obgleich die Art und Weise, wie sie diese zum Ausdruck brachte, oft quälend und manchmal fast lächerlich war, dankte ihr für alles und erwiderte ihre Höflichkeiten anstelle ihrer Schwester, die dazu nicht imstande war. Ihre gütige Freundin sah, daß Marianne unglücklich war, und meinte, daß man ihr alles schulde, was diesen Zustand auch nur ein wenig lindern konnte. Sie behandelte sie deshalb mit der ganzen nachsichtigen Liebe einer Mutter zu ihrem Lieblingskind am letzten Tag seiner Ferien. Marianne sollte den besten Platz am Feuer haben, sollte zum Essen jeglicher Delikatesse, die im Haus zu finden war, verlockt und durch das Berichten aller Neuigkeiten des Tages unterhalten werden. Hätte Elinor in dem traurigen Gesicht ihrer Schwester nicht einen Dämpfer für alle Heiterkeit gesehen, hätten sie Mrs. Jennings' Bemühungen, Enttäuschung in der Liebe mit allerlei Süßigkeiten und Oliven und einem guten Feuer zu kurieren, durchaus amüsieren können. Doch sobald dies Marianne durch die ständige Wiederholung ins Bewußtsein drang, konnte sie nicht länger bleiben. Mit einem hastigen Ausruf über ihren elenden Zustand und einem Zeichen zu ihrer Schwester, ihr nicht zu folgen, stand sie augenblicklich auf und eilte aus dem Zimmer.

»Armes Kind«, rief Mrs. Jennings, sobald sie fort war, »wie es mich bekümmert, sie so zu sehen! Und sie ist doch wirklich gegangen, ohne ihren Wein auszutrinken! Und die getrockneten Kirschen hat sie auch nicht gegessen! Lieber Gott, nichts scheint ihr gutzutun. Wenn ich nur irgend etwas wüßte, das sie mag, ich würde bestimmt in der ganzen Stadt danach schicken. Na, für mich ist es völlig unbegreiflich, wie ein Mann einem so hübschen Mädchen so mitspielen kann! Aber wenn auf einer Seite eine Menge Geld vorhanden ist und auf der anderen so gut wie keins, du lieber Himmel, dann ist ihnen das alles nicht mehr wichtig!«

»Dann ist die Dame – Sie nannten sie wohl Miss Grey – also sehr reich?«

»Fünzigtausend Pfund, meine Liebe. Haben Sie Miss Grey schon einmal gesehen? Ein elegantes, modisch gekleidetes Mädchen, heißt es, aber nicht schön. Ich erinnere mich sehr gut an ihre Tante, Biddy Henshawe; sie heiratete einen sehr reichen Mann. Aber in der Familie sind sie alle miteinander reich. Fünzigtausend Pfund! Und nach allem, was man hört, kommt es keinen Moment zu früh, denn es heißt, er ist völlig am Ende. Kein Wunder, wo er ständig mit seinem Kabriolett und seinen Pferden herumjagt! Na, was soll man weiter darüber reden, aber wenn ein junger Mann, wer es auch sein mag, daherkommt und sich in ein hübsches Mädchen verliebt und verspricht, es zu heiraten, hat er nicht sein Wort zu brechen, nur weil er arm wird und ein reicheres Mädchen bereit ist, ihn zu nehmen. Warum verkauft er in einem solchen Fall nicht seine Pferde, verpachtet sein Haus, entläßt seine Diener und ändert sofort seinen ganzen Lebensstil? Ich garantiere Ihnen, Miss Marianne wäre bereit gewesen zu warten, bis alles wieder in Ordnung gekommen wäre. Aber so etwas gibt es heutzutage nicht; die jungen Männer von heute würden niemals etwas von ihren Vergnügungen aufgeben.«

»Wissen Sie, was für ein Mädchen Miss Grey ist? Hält man sie für liebenswürdig?«

»Ich habe niemals etwas Schlechtes über sie gehört; tatsächlich habe ich sie kaum jemals erwähnen hören; außer daß Mrs. Taylor heute morgen sagte, Miss Walker hätte ihr gegenüber angedeutet, sie glaube, Mr. und Mrs. Ellison würden es nicht bedauern, wenn Miss Grey heirate, denn sie und Mrs. Ellison wären nie gut miteinander ausgekommen.«

»Und wer sind die Ellisons?«

»Ihre Pflegeeltern, meine Liebe. Aber jetzt ist sie volljährig und kann selbst entscheiden; und eine nette Wahl hat sie getroffen! – Und was nun . . .«, sagte sie nach einer kurzen Pause, »Ihre arme Schwester ist wohl auf ihr Zimmer gegangen, um für

sich allein zu klagen. Gibt es denn gar nichts, womit man sie trösten kann? Armes Mädchen, es scheint mir ziemlich unbarmherzig, sie allein zu lassen. Na, so nach und nach werden wir ein paar Freunde hierhaben, das wird sie ein wenig ablenken. Was sollen wir spielen? Ich weiß, sie haßt Whist, aber gibt es nicht ein Gesellschaftsspiel, das sie gern macht?«

»Liebe Ma'am, dieses freundliche Angebot ist ganz unnötig. Marianne wird ihr Zimmer heute abend gewiß nicht mehr verlassen. Ich will sie zu überreden versuchen, zeitig zu Bett zu gehen, denn sie braucht unbedingt Ruhe.«

»Ja, ja, ich glaube, das ist das beste für sie. Sie soll sich nur ihr Abendessen selbst aussuchen und dann zu Bett gehen. Du lieber Himmel! Kein Wunder, daß sie die letzten Wochen so schlecht und deprimiert aussah, denn ich nehme an, diese Sache lastet schon die ganze Zeit auf ihr. Und der Brief, der heute kam, hat der Sache endgültig ein Ende gemacht. Armes Mädchen! Wenn ich nur eine Ahnung davon gehabt hätte, dann hätte ich sie doch um all mein Geld nicht geneckt deswegen. Aber schließlich, wie konnte ich so etwas ahnen? Ich war sicher, es war lediglich ein gewöhnlicher Liebesbrief, und die jungen Leute haben es doch gern, wenn man sich deswegen ein wenig über sie lustig macht. Großer Gott, wie es Sir John und meine Töchter bekümmern wird, wenn sie das hören! Wenn ich meinen Verstand beisammen gehabt hätte, dann wäre ich doch auf meinem Nachhauseweg in Conduit Street vorbeigegangen und hätte es ihnen erzählt. Aber ich sehe sie ja morgen.«

»Es ist gewiß unnötig, Mrs. Palmer und Sir John davor zu warnen, jemals vor meiner Schwester Mr. Willoughbys Namen zu nennen oder auch nur die leiseste Andeutung darüber zu machen, was vorgefallen ist. Ihr eigenes gutes Herz muß ihnen sagen, wie grausam es wäre, sie in ihrer Gegenwart merken zu lassen, daß sie alles wissen; und je weniger etwas zu mir selbst darüber gesagt wird, desto mehr werden auch meine Gefühle geschont, wie Sie sich, liebe Madam, gewiß leicht denken können.«

»Ach, du lieber Gott, ja, das kann ich wirklich. Es muß schrecklich für Sie sein zu hören, wenn darüber gesprochen wird; und was Ihre Schwester angeht, so werde ich um alles in der Welt bestimmt kein Wort darüber zu ihr sagen. Sie haben gesehen, daß ich das auch während des ganzen Dinners nicht getan habe. Und genausowenig werden das Sir John und meine Töchter tun, denn sie sind alle sehr aufmerksam und rücksichtsvoll – besonders, wenn ich ihnen einen Wink gebe, was ich bestimmt tun werde. Ich für meinen Teil meine, je weniger über solche Dinge geredet wird, desto besser, und um so eher legt sich der Sturm, und es wird vergessen. Und was kann Reden jemals Gutes bewirken, nicht wahr?«

»In dieser Sache kann es nur schaden – mehr vielleicht, als in vielen anderen Fällen ähnlicher Art, denn sie ist von Umständen begleitet, die es mit Rücksicht auf alle Betroffenen nicht wünschen lassen, daß öffentlich darüber geredet wird. Ich muß Mr. Willoughby zumindest insofern Gerechtigkeit widerfahren lassen, als er mit meiner Schwester nicht offiziell verlobt war.«

»Offiziell, meine Liebe! Sie wollen ihn doch nicht etwa verteidigen. Nicht offiziell verlobt, in der Tat! Nachdem er sie durch ganz Allenham House geführt und schon die Zimmer festgelegt hatte, in denen sie in Zukunft wohnen wollten!«

Mit Rücksicht auf ihre Schwester konnte Elinor das Thema nicht weiterverfolgen, und sie hoffte, daß man es Willoughbys wegen auch nicht von ihr forderte; denn Marianne konnte es nur schaden, und er konnte durch das Geltendmachen des wahren Tatbestands nur sehr wenig gewinnen. Nach einem kurzen Schweigen auf beiden Seiten redete Mrs. Jennings mit ihrer ganzen natürlichen Heiterkeit wieder drauflos: »Na, meine Liebe, das mit dem Unglück, das auch Glück im Schoß trägt, ist ein wahres Sprichwort, denn es wird um so besser für Colonel Brandon sein. Er wird sie schließlich bekommen; ja, ja das wird er. Passen Sie nur auf, bis zum Hochsommer werden sie verheiratet sein. Du lieber Himmel, wie wird er in sich hineinlachen, wenn er das hört! Ich hoffe, er kommt heute abend. Alles in allem wird das eine bessere Partie sein für Ihre Schwester. Zweitausend im Jahr ohne Schulden oder Abzüge – außer diesem Kind der Liebe; ach ja, das hatte ich ganz vergessen; aber er läßt sie vielleicht für geringe Kosten einen für ein Mädchen geeigneten Beruf lernen; und dann, was macht das schon? Delaford ist ein schöner Besitz, das kann ich Ihnen sagen; genau das, was ich ein hübsches altmodisches Anwesen nenne, voll behaglicher und bequemer Einrichtungen, ziemlich eingeschlossen von großen Mauern, die mit den besten Spalierbäumen im Lande bewachsen sind; und in der einen Ecke ein Maulbeerbaum! Du lieber Gott, wie Charlotte und ich uns vollgestopft haben das einzige Mal, als wir dort waren! Und dann gibt es da noch einen Taubenschlag, ein paar wunderbare Fischteiche und einen sehr hübschen Wasserlauf; kurz gesagt, alles, was man sich wünschen kann; und außerdem liegt es nahe der Kirche und nur eine Viertelmeile von der Chaussee entfernt; es ist also nie langweilig, denn wenn man sich nur in die alte Eibenlaube hinter dem Haus setzt, kann man all die Kutschen sehen, die vorbeikommen. Oh, das ist ein wunderbares Anwesen! Ein Fleischer im Dorf ganz in der Nähe, und das Pfarrhaus nur einen Steinwurf weit entfernt. In meinen Augen tausendmal schöner als Barton Park, wo sie genötigt sind, drei Meilen nach ihrem Fleisch zu schicken und sie keinen Nachbarn näher dran haben als Ihre Mutter. Na, ich

werde sobald wie möglich den Colonel anstacheln. Sie wissen ja, der Appetit kommt beim Essen. Wenn wir ihr nur Willoughby aus dem Kopf schlagen könnten!«

»Ja, wenn wir das nur könnten, Ma'am«, sagte Elinor, »dann hätten wir schon etwas erreicht, mit oder ohne Colonel Brandon.« Darauf erhob sie sich und ging zu Marianne, die sie, wie sie es erwartet hatte, in ihrem Zimmer in stillem Kummer über die kleinen Reste des Feuers gebeugt fand, das bis zu Elinors Eintritt ihr einziges Licht gewesen war.

»Du solltest mich lieber allein lassen«, war die ganze Beachtung, die ihre Schwester von ihr erfuhr.

»Ich werde dich allein lassen, wenn du zu Bett gehst.« Doch das zu tun, weigerte sie sich aus einer momentanen Halsstarrigkeit ihrer leidvollen Unduldsamkeit heraus. Aber die dringenden, doch gütigen Überredungsversuche besänftigten sie bald und ließen sie zustimmen; und Elinor sah schließlich, wie Marianne ihren schmerzenden Kopf auf ihr Kissen legte und, wie sie es gehofft hatte, etwas Ruhe fand, bevor sie hinausging.

In den Salon, in den sie sich begab, kam bald auch Mrs. Jennings mit einem vollen Weinglas in der Hand.

»Meine Liebe«, sagte sie beim Hereinkommen, »ich habe mich gerade daran erinnert, daß ich noch etwas von dem besten Konstantiawein im Haus habe, den je ein Mensch getrunken hat – da habe ich ein Glas voll davon für Ihre Schwester mitgebracht. Mein armer Mann, wie er den liebte! Immer wenn er einen seiner alten kolikartigen Gichtanfälle hatte, sagte er, er helfe ihm mehr als alles andere in der Welt. Bitte, bringen Sie es Ihrer Schwester.«

»Liebe Ma'am«, erwiderte Elinor, lächelnd über die so verschiedenartigen Beschwerden, für die er empfohlen wurde, »Sie sind zu gütig! Aber ich habe Marianne gerade im Bett zurückgelassen, und sie schlief schon fast – das hoffe ich jedenfalls; und da ich denke, daß ihr nichts so guttun wird wie Schlaf, werde ich, wenn Sie erlauben, den Wein selbst trinken.«

Mrs. Jennings war, obgleich sie bedauerte, daß sie nicht fünf Minuten früher gekommen war, mit diesem Kompromiß zufrieden; und während Elinor den Wein fast austrank, sagte sie sich, daß seine Heilkraft – wenngleich die gute Wirkung bei Gichtanfällen für sie im Augenblick kaum von Bedeutung war – für ein enttäuschtes Herz mit ebensolcher Berechtigung an ihr selbst ausprobiert werden könne wie an ihrer Schwester.

Colonel Brandon kam, als sie beim Tee waren, und an der Art, wie er sich nach Marianne umsah, meinte Elinor sogleich zu erkennen, daß er weder erwartete noch wünschte, sie dort zu sehen, und das hieß, daß er den Grund für ihre Abwesenheit bereits kannte. Mrs. Jennings war dieser Gedanke nicht gekommen; denn bald nach seinem Erscheinen ging sie durch den Salon zum Teetisch, an dem Elinor den Tee zubereitete, und flüsterte: »Der Colonel sieht so ernst aus wie immer. Er weiß nichts davon; erzählen Sie es ihm doch, meine Liebe.«

Kurz darauf rückte er einen Stuhl nahe zu ihr heran, und mit einem Blick, der sie vollkommen davon überzeugte, wie gut er informiert war, erkundigte er sich nach ihrer Schwester.

»Marianne geht es nicht gut«, sagte sie. »Sie war den ganzen Tag unpäßlich; wir haben sie überredet, zu Bett zu gehen.«

»Dann«, erwiderte er zögernd, »stimmt es wohl doch, was ich heute vormittag gehört habe – es ist wohl mehr Wahres daran, als ich zu Anfang für möglich gehalten habe.«

»Und was haben Sie gehört?«

»Daß ein Herr, von dem ich Grund hatte anzunehmen – kurz gesagt, daß ein Mann, von dem ich wußte, daß er verlobt war ... Aber wie soll ich es Ihnen sagen? Wenn Sie es bereits wissen, was sicher der Fall sein wird, dann mag mir die Antwort erspart bleiben.«

»Sie meinen«, erwiderte Elinor mit erzwungener Ruhe, »Mr. Willoughbys Heirat mit Miss Grey. Ja, wir wissen alles. Dies scheint ein Tag allgemeiner Aufklärung gewesen zu sein, denn gerade dieser Morgen hat es uns offenbart. Mr. Willoughby ist unergründlich! Wo haben Sie es denn gehört?«

»Im Schreibwarenladen in der Pall Mall, wo ich zu tun hatte. Zwei Damen warteten dort auf ihre Kutsche, und eine der beiden berichtete der anderen von der beabsichtigten Heirat, und das mit einer Stimme, die so wenig versuchte, etwas zu verbergen, daß es unmöglich für mich war, nicht alles mit anzuhören. Da der Name Willoughby, John Willoughby, häufig wiederholt wurde, erregte ihr Gespräch sogleich meine Aufmerksamkeit, und was dann folgte, war eine eindeutige Erklärung, daß hinsichtlich seiner Heirat mit Miss Grey nun alles endgültig feststehe – es sei nun kein Geheimnis mehr – sie würde sogar innerhalb weniger Wochen stattfinden, mit vielen Einzelheiten der Vorbereitung und anderer Dinge. An eine Sache erinnere ich mich besonders, da sie dazu diente, noch eindeutiger zu erkennen, daß Willoughby gemeint war – sobald die Trauung vorüber sei, würden sie nach Combe Magna, seinem

Landsitz in Somersetshire, gehen. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor! Es wäre unmöglich zu beschreiben, was ich empfand. Die gesprächige Dame war, wie ich auf meine Frage erfuhr – denn ich blieb in dem Laden, bis sie fort waren – Mrs. Ellison, und das ist, wie man mir sagte, der Name von Miss Greys Vormund.«

»Das ist richtig. Aber haben Sie auch gehört, daß Miss Grey fünfzigtausend Pfund besitzt? Allein darin können wir, wenn überhaupt, eine Erklärung finden.«

»Das mag sein, aber Willoughby ist imstande – zumindest glaube ich . . .« Er hielt einen Augenblick inne; dann fügte er, als traue er seiner eigenen Stimme nicht, hinzu: »Und Ihre Schwester – wie hat sie . . .«

»Sie leidet schrecklich. Ich kann nur hoffen, daß dies nur eine verhältnismäßig kurze Zeit andauert. Es war, ja es ist ein äußerst grausames Mißgeschick. Ich glaube, noch bis gestern hatte sie nie an seiner Zuneigung gezweifelt; und selbst jetzt, vielleicht . . ., aber ich bin beinahe überzeugt, daß er sie niemals wirklich geliebt hat. Er ist außerordentlich falsch gewesen, und in einigen Dingen scheint er geradezu hartherzig zu sein.«

»Ah, ja«, sagte Colonel Brandon, »so ist es in der Tat! Doch Ihre Schwester – ich glaube, Sie sagten es – sieht es nicht ganz so wie Sie?«

»Sie kennen ihre Veranlagung und können sich vorstellen, wie leidenschaftlich sie ihn noch immer rechtfertigen würde, wenn sie es könnte.«

Er sagte nichts darauf; und bald danach wurde das Thema durch das Fortbringen des Teegeschirrs und die Vorbereitungen für die Kartenspiele notgedrungen fallengelassen. Mrs. Jennings, die die beiden mit Vergnügen beobachtet hatte, während sie sich unterhielten, und die hoffte, Colonel Brandons Stimmung würde sich bei Miss Dashwoods Mitteilung augenblicklich aufheitern, wie es einem Mann in der Blüte der Jugend, der Hoffnungen und des Glücks anstehen mochte, sah voller Verwunderung, daß er den ganzen Abend noch ernster und nachdenklicher war als gewöhnlich.

### Kapitel 31

Nach einer Nacht mit mehr Schlaf, als sie erwartet hatte, erwachte Marianne am nächsten Morgen mit dem gleichen Bewußtsein ihres Elends, mit dem sie eingeschlafen war.

Elinor ermunterte sie, soviel wie möglich über das zu sprechen, was sie empfand; und bevor das Frühstück fertig war, hatten sie alles wieder und wieder durchgesprochen, mit der gleichen beharrlichen Überzeugung und dem liebevollem Rat auf Elinors Seite und, wie zuvor, den gleichen heftigen Gefühlsausbrüchen und wechselnden Meinungen auf Mariannes. Manchmal konnte sie Willoughby für ebenso unglücklich und unschuldig halten wie sich selbst, und ein andermal konnte sie keinerlei Trost finden, da es doch unmöglich war, ihn freizusprechen. In einem Augenblick war sie vollkommen gleichgültig dagegen, daß alle Welt davon erfuhr, in einem anderen wollte sie sich für immer vor der Welt zurückziehen, und in einem dritten konnte sie ihr energisch die Stirn bieten. In einem Punkt, wann immer sie darauf zu sprechen kamen, änderte sie jedoch ihre Meinung nicht – und zwar die Gegenwart von Mrs. Jennings, wo immer es möglich war, zu meiden, und in einem entschlossenen Schweigen zu verharren, wenn sie genötigt war, sie zu ertragen. Ihr Herz war verhärtet gegen die Möglichkeit, daß Mrs. Jennings sich mit wirklichem Mitleid ihrer Sorgen annahm.

»Nein, nein, nein, das kann nicht sein«, rief sie; »sie hat kein Gefühl. In ihrer Freundlichkeit liegt keine Sympathie, in ihrer Gutmütigkeit keine Zärtlichkeit. Alles, was sie will, ist Klatsch, und sie mag mich jetzt nur, weil ich sie damit versorge.«

Elinor hatte dieses Beispiel nicht gebraucht, um von der Ungerechtigkeit überzeugt zu sein, zu der ihre Schwester häufig durch die reizbare Überfeinerung ihres ganzen Wesens und das allzu große Gewicht, das sie auf die Feinheiten einer starken Empfindsamkeit und die Tugenden gebildeter Lebensart legte, in ihrer Meinung über andere verleitet wurde. Wie die halbe übrige Welt auch, wenn nicht gar mehr als die halbe, war Marianne, bei vorzüglichen Fähigkeiten und vorzüglichen Charakteranlagen, zwar klug und gut, aber weder einsichtig noch objektiv. Sie erwartete von anderen Leuten die gleichen Meinungen und Gefühle wie ihre eigenen, und sie beurteilte deren Beweggründe nach der augenblicklichen Wirkung ihrer Handlungen auf sich selbst. So ereignete sich, während sich die Schwestern nach dem Frühstück zusammen in ihrem Zimmer befanden, etwas, das Mrs. Jennings in ihrer Achtung noch tiefer sinken ließ – weil es sich durch ihre eigene Schwäche zufällig als eine Quelle frischen Schmerzes für sie selbst erwies, obgleich Mrs. Jennings dabei von einer Regung äußersten Wohlwollens geleitet wurde.

Mit einem Brief in der ausgestreckten Hand und fröhlich lächelnd in der Überzeugung, Trost zu bringen, betrat sie das Zimmer und rief: »Jetzt bringe ich Ihnen etwas, meine Liebe, das Ihnen gewiß wohlzutun wird.«



Marianne hatte genug gehört. Sofort sah sie in ihrer Phantasie einen Brief von Willoughby vor sich, voller Zärtlichkeit und Reue, in dem er alles, was vorgefallen war, erklärte, befriedigend und überzeugend – und augenblicklich gefolgt von Willoughby selbst, der ungestüm ins Zimmer stürzte, um zu ihren Füßen mit der Beredsamkeit seiner Augen die Versicherungen seines Briefes zu bestärken. Das Werk des einen Augenblicks wurde zerstört durch den nächsten. Sie erkannte die Handschrift ihrer Mutter, die bis dahin niemals unwillkommen gewesen war; und bei der Heftigkeit der Enttäuschung, die einem solchen, mehr als nur Hoffnung verheißenden Glückstaumel folgte, fühlte sie sich, als hätte sie bis zu diesem Augenblick noch nie wirklich gelitten.

Mrs. Jennings' Grausamkeit hätten keine Worte, wie sie ihr in Augenblicken glücklichster Beredsamkeit zu Gebote standen, auszudrücken vermocht; und nun konnte sie ihr nur mit den Tränen, die mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihren Augen entströmten, Vorwürfe machen – Vorwürfe, die so vollständig an Mrs. Jennings verloren waren, daß sie sich nach vielen Äußerungen des Mitleids zurückzog, noch immer auf den Brief um Trost verweisend. Doch der Brief brachte ihr, als sie ruhig genug war, um ihn zu lesen, wenig Trost. Willoughby füllte jede Seite. Ihre Mutter, die immer noch von ihrer Verlobung überzeugt war und so leidenschaftlich wie je auf seine Beständigkeit vertraute, war durch Elinors Ersuchen nur soweit wachgerüttelt worden, als sie von Marianne inständig größere Offenheit ihnen beiden gegenüber erbat, doch das mit einer solchen Zärtlichkeit für sie, einem solchen Wohlwollen für Willoughby und einer solchen Überzeugung von ihrem zukünftigen Glück miteinander, daß sie in ihrer Qual während des ganzen Lesens weinte.

Mariannes große Ungeduld, nach Hause zu kommen, kehrte nun wieder; ihre Mutter war ihr teurer denn je – teurer, gerade durch dieses Übermaß an irrtümlichem Vertrauen in Willoughby, und sie drängte stürmisch darauf, abzureisen. Elinor, die selbst nicht zu entscheiden vermochte, ob es für Marianne besser wäre, in London oder in Barton zu sein, gab ihr nur den Rat, Geduld zu haben, bis sie erfahren würden, was ihre Mutter wünschte; und sie konnte schließlich die Zustimmung ihrer Schwester erlangen, dies abzuwarten.

Mrs. Jennings verließ sie früher als gewöhnlich, denn sie konnte nicht ruhen, ehe sich die Middletons und die Palmers nicht ebenso grämen konnten wie sie selbst; sie lehnte Elinors angebotene Begleitung mit Bestimmtheit ab und fuhr für den Rest des Vormittags allein aus. Elinor, die sich des Schmerzes bewußt war, den sie mit ihrer Mitteilung bei ihrer Mutter auslösen mußte – denn an ihrem Brief an Marianne hatte sie gesehen, wie wenig Erfolg sie damit gehabt hatte, ihre Mutter etwas darauf

vorzubereiten –, setzte sich mit sehr schwerem Herzen an den Tisch, um ihr zu berichten, was vorgefallen war, und sie inständig um Anweisungen zu bitten, was sie tun sollten. Währenddessen blieb Marianne, die in den Salon gekommen war, als Mrs. Jennings sie verließ, an dem Tisch sitzen, an dem Elinor schrieb, und sah zu, wie ihre Feder über das Papier glitt, und grämte sich für sie wegen der Härte einer solchen Aufgabe und grämte sich in liebevoller Sorge noch mehr wegen der Wirkung, die der Brief auf ihre Mutter haben mußte.

Auf diese Weise war etwa eine Viertelstunde vergangen, als Marianne, deren Nerven kein plötzliches Geräusch ertragen konnten, durch ein Klopfen an der Tür aufschreckte.

»Wer kann das sein?« rief Elinor. »Und dann noch so früh! Ich hatte gedacht, wir wären jetzt sicher.«

Marianne ging zum Fenster.

»Es ist Colonel Brandon!« sagte sie ärgerlich. »Vor *ihm* sind wir nie sicher.«

»Er wird nicht hereinkommen, wo Mrs. Jennings fort ist.«

»Darauf werde ich mich nicht verlassen«, sagte Marianne, während sie sich auf ihr Zimmer zurückzog. »Ein Mann, der mit seiner Zeit nichts anzufangen weiß, merkt nicht, wenn er die anderer Leute ungebührlich in Anspruch nimmt.«

Es erwies sich, daß sie richtig vermutet hatte, wenn ihre Begründung auch auf Ungerechtigkeit und Irrtum beruhte, denn Colonel Brandon kam tatsächlich herein; und Elinor, die überzeugt war, daß Sorge um Marianne ihn hergebracht hatte, und die diese Sorge an seinem beunruhigten, traurigen Blick und seiner bangen, doch kurzen Erkundigung nach ihr erkannte, konnte ihrer Schwester nicht verzeihen, daß sie ihn so wenig schätzte.

»Ich traf Mrs. Jennings in Bond Street«, sagte er nach der ersten Begrüßung, »und sie ermunterte mich, herzukommen; und ich ließ mich um so leichter dazu ermuntern, da ich es für wahrscheinlich hielt, Sie allein anzutreffen, was ich sehr wünschte. Meine Absicht – mein Wunsch – mein einziger Wunsch, – ich hoffe, ich glaube es jedenfalls – ist, Ihrer Schwester Trost zu verschaffen – nein, ich sollte nicht *Trost* sagen – nicht augenblicklichen Trost –, sondern Überzeugung, dauerhafte Überzeugung zu ihrer Erleichterung. Meine Freundschaft für sie, für Sie selbst, für Ihre Mutter . . . ,

wollen Sie mir gestatten, diese zu beweisen, indem ich Ihnen von einigen Umständen berichte, die nichts als eine sehr aufrichtige Freundschaft, ein ernsthafter Wunsch, nützlich zu sein ... Ich denke, es ist gerechtfertigt – doch wo ich so viele Stunden darauf verwenden mußte, mich davon zu überzeugen, daß ich richtig handle, habe ich da nicht einigen Grund zu befürchten, daß ich mich möglicherweise irre?« Er hielt inne.

»Ich verstehe Sie«, sagte Elinor. »Sie haben mir etwas über Mr. Willoughby zu sagen, das seinen Charakter noch weiter offenlegt. Wenn Sie dies tun, ist es der größte Freundschaftsdienst, den Sie Marianne erweisen können. Meiner Dankbarkeit können Sie sofort mit jeder dahingehenden Information versichert sein, und die ihre muß mit der Zeit gewonnen werden. O ja, bitte, lassen Sie es mich hören.«

»Das sollen Sie; um mich kurz zu fassen – als ich letzten Oktober Barton verließ . . . , aber das können Sie nicht verstehen. Ich muß weiter zurückgreifen. Sie finden in mir einen unbeholfenen Erzähler, Miss Dashwood; ich weiß kaum, wo ich beginnen soll. Ein kurzer Bericht über mich wird, glaube ich, notwendig sein, und er *soll* auch kurz sein. Bei einem solchen Thema«, er seufzte schwer, »gibt es für mich wenig Versuchung, weitschweifig zu werden.«

Er hielt einen Augenblick inne, um sich zu sammeln, und fuhr dann mit einem erneuten Seufzer fort.

»Sie haben wahrscheinlich ein Gespräch zwischen uns ganz vergessen – (es ist auch nicht anzunehmen, daß es irgendeinen Eindruck auf Sie machen konnte) – ein Gespräch eines Abends in Barton Park – es war der Abend, an dem ein Tanz stattfand –, bei dem ich auf eine Dame anspielte, die ich einmal gekannt hatte und die in gewissem Maße ihrer Schwester Marianne glich.«

»Aber nein«, erwiderte Elinor, »das habe ich nicht vergessen.« Er schien erfreut, daß sie sich daran erinnerte, und fügte hinzu: »Wenn mich meine Unsicherheit, die Voreingenommenheit meiner zärtlichen Erinnerung nicht täuscht, gibt es eine sehr starke Ähnlichkeit zwischen den beiden, in ihrem Wesen wie auch in ihrem Äußeren – die gleiche Herzenswärme, die gleiche Lebhaftigkeit der Phantasie und des Geistes. Diese Dame war eine meiner nächsten Verwandten, seit ihrer frühen Kindheit eine Waise, mein Vater war ihr Vormund. Wir waren fast gleichaltrig, und schon in ganz jungen Jahren waren wir Spielgefährten und Freunde. Ich kann mich nicht an eine Zeit erinnern, in der ich Eliza nicht liebte; und meine Liebe zu ihr, als wir heranwuchsen, war so groß, wie Sie es, nach meinem jetzigen trostlosen und freudlosen Ernst zu urteilen, bei mir nicht für möglich halten werden. Die ihre für mich war, so glaube ich,

ebenso leidenschaftlich wie die Liebe Ihrer Schwester zu Mr. Willoughby, und sie war, wenn auch aus einem anderen Grund, nicht weniger unglücklich. Mit siebzehn Jahren war sie für mich für immer verloren. Sie wurde verheiratet – entgegen ihrer Neigung verheiratet mit meinem Bruder. Sie besaß ein großes Vermögen, und unser Familienbesitz war sehr verschuldet. Und das, fürchte ich, ist alles, was über das Verhalten eines Menschen zu sagen ist, der gleichzeitig ihr Onkel und Vormund war. Mein Bruder verdiente sie nicht, er liebte sie nicht einmal. Ich hatte gehofft, ihre Liebe zu mir würde ihr über alle Schwierigkeiten hinweghelfen, und eine Zeitlang tat sie das auch; doch schließlich machte ihre unglückliche Lage all ihre Vorsätze zunichte, denn sie erfuhr große Lieblosigkeit, und obgleich sie mir versprochen hatte, daß nichts . . ., aber wie unüberlegt ich spreche! Ich habe Ihnen noch gar nicht erzählt, wie das alles gekommen ist: Nur wenige Stunden trennten uns damals von unserer geplanten Flucht nach Schottland, doch durch die Niedertracht oder Torheit des Dienstmädchens meines Cousins wurden wir verraten. Ich wurde zu einer weit entfernt lebenden Verwandten verbannt, und Eliza wurde keine Freiheit, keine Gesellschaft, kein Vergnügen erlaubt, bis mein Vater sein Ziel erreicht hatte. Ich hatte zu sehr auf ihre Standhaftigkeit gebaut, und es war ein schwerer Schlag für mich – doch wäre ihre Ehe glücklich gewesen, hätten mich – so jung, wie ich damals war – wenige Monate damit versöhnen müssen, oder zumindest hätte ich es jetzt nicht zu beklagen gehabt. Das war jedoch nicht der Fall.

Mein Bruder hatte keine Achtung vor ihr; seine Vergnügungen waren nicht das, was sie hätten sein sollen, und von Anfang an behandelte er sie lieblos. Was bei einem so jungen Wesen, so lebhaft, so unerfahren wie Mrs. Brandon, daraus folgte, war nur zu natürlich. Sie ergab sich zuerst dem ganzen Elend ihrer Lage; und es wäre letzten Endes gutgegangen, wenn sie nicht schließlich die Reue übermannt hätte, die die Erinnerung an mich hervorrief. Aber kann man sich denn wundern, daß sie bei einem solchen Gatten, der Untreue geradezu heraufbeschwor, und ohne einen Freund, um ihr zu raten oder sie zurückzuhalten (denn mein Vater lebte nur noch wenige Monate nach ihrer Heirat, und ich war mit meinem Regiment in Ostindien), in Sünde verfallen würde? Wäre ich in England geblieben, vielleicht . . ., aber ich wollte das Glück beider fördern, indem ich mich für Jahre von ihr entfernte, und hatte mich zu diesem Zweck versetzen lassen. Der Schock, den ihre Heirat mir gegeben hatte«, fuhr er mit einer Stimme voll heftiger Erregung fort, »war von geringerem Gewicht – war nichts – gegenüber dem, was ich empfand, als ich etwa zwei Jahre danach von ihrer Scheidung hörte. Das war es, was diese Schwermut über mich brachte . . ., selbst jetzt versetzt mich die Erinnerung daran, was ich gelitten habe . . .«

Er konnte nicht weitersprechen, und er erhob sich hastig und wanderte ein paar Minuten lang im Zimmer umher. Auch Elinor, die von seinem Bericht sehr bewegt war, und noch mehr von seinem Schmerz, konnte nichts sagen. Er sah ihre Teilnahme, nahm ihre Hand, drückte sie und küßte sie in dankbarer Achtung. Ein paar weitere Minuten stillen Bemühens ermöglichten es ihm, ruhig fortzufahren.

»Es vergingen fast drei Jahre nach dieser unglücklichen Zeit, bis ich nach England zurückkehrte. Meine erste Sorge, als ich schließlich ankam, war natürlich, nach ihr zu suchen; doch die Suche war ebenso fruchtlos wie schmerzlich. Ich konnte ihre Spur nicht über ihren ersten Verführer hinaus verfolgen, und ich hatte allen Grund zu fürchten, daß sie von ihm fort war, um nur noch tiefer in ein Leben der Sünde zu versinken. Das ihr rechtmäßig zustehende Unterhaltsgeld war ihrem Vermögen weder angemessen, noch reichte es aus, um davon sorgenfrei leben zu können; und ich erfuhr von meinem Bruder, daß die Empfangsbefugnis dafür einige Monate zuvor einer anderen Person übertragen worden war. Er vermutete – und das konnte er ganz gelassen tun –, daß ihre Verschwendungssucht und die daraus entstandene Not sie gezwungen hatten, diese für eine sofortige Abhilfe zu veräußern. Doch endlich, nachdem ich bereits sechs Monate in England war, fand ich sie tatsächlich. Die Freundschaft zu einem meiner früheren Diener, der seither in Not geraten war, veranlaßte mich, ihn in der Wohnung eines Gerichtsdieners zu besuchen, wo er als Schuldgefangener eingesperrt war; und dort, in dem gleichen Haus, unter einem ähnlichen Arrest befand sich meine unglückliche Schwägerin. So verändert – so verblüht – zermürbt durch schlimme Leiden aller Art! Ich konnte kaum glauben, daß diese jammervolle, kränkliche Gestalt vor mir das liebliche, blühende, gesunde Mädchen von einst war, das ich so abgöttisch geliebt hatte. Ich litt unendlich, als ich sie so sah – aber ich habe kein Recht, Ihre Gefühle zu verletzen, indem ich Ihnen das zu beschreiben versuche – ich habe Sie schon allzusehr gequält. – Daß sie sich allem Anschein nach im letzten Stadium der Schwindsucht befand, war – ja, in einer solchen Lage war das mein größter Trost. Das Leben konnte ihr außer einem Zeitaufschub, um besser auf den Tod vorbereitet zu sein, nichts mehr bedeuten; und der ward ihr gegeben. Ich sorgte dafür, daß sie bequem untergebracht war und ordentliche Pflege hatte, und besuchte sie jeden Tag während ihres nur noch kurzen Lebens. Ich war bei ihr in ihren letzten Augenblicken.«

Erneut hielt er inne, um seine Fassung wiederzugewinnen; und Elinor gab ihren Gefühlen in einem Ausruf sanften Mitgefühls an dem Schicksal seiner unglücklichen Freundin Ausdruck.

»Ich hoffe«, sagte er, »Ihre Schwester wird nicht gekränkt sein durch den Vergleich, der mir zwischen ihr und meiner armen, in Schande gekommenen Verwandten in den Sinn gekommen ist. Ihr Schicksal, ihre Lebenswege sind selbstverständlich sehr verschieden; doch wäre die natürliche, liebevolle Veranlagung der einen von einer festeren Hand behütet worden, oder hätte sie eine glückliche Ehe gehabt, hätte sie ganz so sein können, wie Sie es bei der anderen erleben werden. Aber wohin führt das alles? Es scheint jetzt fast, ich habe Sie ganz umsonst gequält. Ach, Miss Dashwood – eine Sache wie diese . . ., an die ich vierzehn Jahre nicht gerührt habe . . ., es ist gefährlich, sie überhaupt heraufzubeschwören! Ich will mich mehr sammeln – mich kürzer fassen. Sie hinterließ meiner Fürsorge ihr einziges Kind, ein kleines Mädchen, die Frucht ihrer ersten schuldhaften Verbindung, das damals etwa drei Jahre alt war. Sie liebte das Kind und hatte es immer bei sich. Es war ein geschätztes, kostbares Pfand, das mir anvertraut war; und ich hätte diese Aufgabe freudig im striktesten Sinne erfüllt und selbst über ihre Erziehung gewacht, wenn meine Lage es gestattet hätte; aber ich hatte keine Familie, kein Heim, und meine kleine Eliza wurde deshalb in eine Schule gegeben. Ich sah sie dort, sooft ich konnte, und nach dem Tod meines Bruders (durch den ich vor etwa fünf Jahren in den Besitz des Familieneigentums kam) besuchte sie mich häufig in Delaford. Ich nannte sie eine entfernte Verwandte, aber ich bin mir wohl bewußt, daß ich allgemein einer viel näheren Beziehung zu ihr verdächtigt werde. Es ist jetzt drei Jahre her (sie war gerade vierzehn Jahre alt geworden), daß ich sie von der Schule nahm, um sie in die Obhut einer sehr achtbaren Frau zu geben, die in Dorsetshire lebt und die etwa vier oder fünf andere Mädchen etwa gleichen Alters betreute; und zwei Jahre lang hatte ich allen Grund, mit ihrer Lage zufrieden zu sein. Doch letzten Februar, vor fast einem Jahr, verschwand sie plötzlich. Ich hatte ihr auf ihren dringenden Wunsch erlaubt (unvorsichtigerweise, wie sich herausstellte), mit einer ihrer jungen Freundinnen nach Bath zu gehen, die ihren Vater begleitete, der sich dort aus gesundheitlichen Gründen aufhielt. Ich kannte ihn als einen sehr ehrbaren Mann, und ich hatte auch eine gute Meinung von seiner Tochter – eine bessere, als sie verdiente, denn mit äußerst hartnäckiger, unkluger Verschwiegenheit wollte sie mir nichts sagen, wollte mir keinen Hinweis geben, obgleich sie bestimmt alles wußte. Er, ihr Vater, ein wohlmeinender, doch kein scharfsichtiger Mann, konnte mir, glaube ich, wirklich keine Informationen geben, denn er war im allgemeinen ans Haus gebunden, während die Mädchen die Stadt durchstreiften und ganz nach Belieben Bekanntschaften machten. Er versuchte, mich ebenso vollkommen davon zu überzeugen, daß seine Tochter völlig unbeteiligt an der Sache sei, wie er selbst davon überzeugt war. Kurz gesagt, ich konnte nichts anderes erfahren, als daß sie fort war; in allem übrigen war ich acht lange Monate nur auf

Vermutungen angewiesen. Was ich dachte, was ich fürchtete, kann man sich vorstellen, und auch, was ich litt.«

»Gütiger Himmel«, rief Elinor, »könnte es sein! Könnte Willoughby. . .«

»Die erste Nachricht über sie, die mich schließlich erreichte«, fuhr er fort, »kam letzten Oktober in einem Brief von ihr selbst. Er wurde von Delaford an mich weitergeleitet, und ich erhielt ihn gerade an dem Morgen unseres geplanten Ausflugs nach Whitwell; das war der Grund, warum ich Barton so plötzlich verließ, was zu der Zeit gewiß allen merkwürdig vorkommen mußte und, wie ich glaube, bei einigen Ärgernis erregte. Mr. Willoughby vermutete da wohl kaum – als sein Blick mich wegen der Unhöflichkeit tadelte, den Ausflug abgebrochen zu haben –, daß ich zur Hilfe eines Mädchens fortgerufen wurde, das er selbst in Not und Elend gebracht hatte; doch wenn er es auch gewußt hätte, was hätte es genützt? Wäre er deshalb weniger fröhlich oder weniger glücklich in der Gunst Ihrer Schwester gewesen? Nein, er hatte bereits etwas getan, was kein Mensch, der mit einem anderen mitfühlen kann, tun würde. Er hatte das Mädchen, dessen Jugend und Unschuld er verführt hatte, in einer Lage äußerster Not zurückgelassen, ohne ein achtbares Heim, ohne Hilfe, ohne Freunde und in Unkenntnis seiner Adresse! Er hatte sie verlassen und versprochen, wiederzukommen; er kam nicht wieder, er schrieb auch nicht und half ihr nicht.«

»Das ist unglaublich!« rief Elinor aus.

»Seinen Charakter kennen Sie nun – verschwenderisch, ausschweifend und schlimmer noch als das. Da ich dies alles wußte – und zwar nun schon seit vielen Wochen –, stellen Sie sich vor, was ich gefühlt haben muß, als ich sah, daß Ihre Schwester ihn noch immer ebenso liebte, und ich überzeugt war, daß sie ihn heiraten würde; stellen Sie sich vor, was ich um Ihrer aller willen empfunden haben muß. Als ich letzte Woche zu Ihnen kam und Sie allein fand, war ich entschlossen, die Wahrheit zu erfahren, obwohl ich mir nicht klar darüber war, was ich tun sollte, wenn ich sie kannte. Mein Verhalten muß Ihnen damals seltsam erschienen sein, doch nun werden Sie es verstehen. Zulassen zu müssen, daß Sie alle getäuscht wurden; Ihre Schwester zu sehen – aber was konnte ich tun? Ich hatte keine Hoffnung, mit Erfolg eingreifen zu können; und manchmal dachte ich, durch den Einfluß Ihrer Schwester würde er vielleicht noch gebessert. Doch nun, nachdem er auch sie so schändlich behandelt hat, wer kann da sagen, was seine Absichten ihr gegenüber einmal waren? Doch welcher Art sie auch gewesen sein mögen, so kann sie jetzt, und wird sie hiernach zweifellos, mit Dankbarkeit ihre eigene Situation sehen, wenn sie diese mit der meiner armen Eliza vergleicht – wenn sie die unglückliche, hoffnungslose Lage bedenkt, in der sich

dieses arme Mädchen befindet, und sie sich vorstellt, daß es eine Liebe zu ihm empfindet, die so stark ist, auch jetzt noch, wie ihre eigene, und daß Eliza sich außerdem mit Selbstvorwürfen quält, die sie während ihres ganzen Lebens begleiten müssen. Ganz gewiß muß dieser Vergleich bei ihr seine Wirkung tun. Sie wird fühlen, daß ihre eigenen Leiden nichts dagegen sind. Sie rühren von keinen Verfehlungen her und können keine Schande bringen. Im Gegenteil, jeder Freund muß ihr dadurch noch mehr zugetan sein. Mitgefühl für ihr Unglück und Achtung für ihre seelische Kraft unter diesem Schlag müssen jede Zuneigung noch vertiefen. Doch handeln Sie ganz nach eigenem Ermessen, wenn Sie ihr berichten, was ich Ihnen erzählt habe. Sie wissen am besten, welche Wirkung es auf sie haben wird.

Und hätte ich nicht ernsthaft und im tiefsten Innern geglaubt, daß es von Nutzen sein könnte, daß es ihren Kummer verringern könnte, hätte ich mir nicht gestattet, Sie mit diesem Bericht meiner Familienprobleme zu belästigen – mit einer Schilderung, die den Anschein erwecken könnte, ich wolle mir auf Kosten anderer mehr Geltung verschaffen.«

Elinor sprach ihm darauf ihren tiefempfundenen Dank aus und versicherte ihm, daß sie von der Übermittlung des Gesagten einen großen Gewinn für Marianne erwarte.

»Ihre Bemühungen«, sagte sie, »ihn freizusprechen, haben mich noch mehr geschmerzt als alles andere, denn das quält und verwirrt sie mehr, als es die vollkommenste Überzeugung seiner Unwürdigkeit tun kann. Nun, obgleich es sie zuerst sehr unglücklich machen wird, wird sie gewiß bald ruhiger werden. Haben Sie«, fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort, »Mr. Willoughby jemals wiedergesehen, seit Sie Barton verlassen haben?«

»Ja«, erwiderte er ernst, »einmal. *Ein* Treffen war unvermeidlich.«

Elinor, erschrocken darüber, wie er das sagte, sah ihn besorgt an und fragte: »Wie, sind Sie mit ihm zusammengetroffen, um . . .«

»Ich konnte ihm in keiner anderen Weise begegnen. Eliza hatte mir, wenn auch äußerst widerstrebend, den Namen ihres Liebhabers gestanden; und als er in die Stadt zurückkam – das war zwei Wochen nach mir – vereinbarten wir das Treffen, er, um sein Verhalten zu verteidigen, ich, um es zu bestrafen. Wir kehrten unverletzt zurück, und so wurde von dem Duell nichts bekannt.«

Elinor seufzte über eine solche angebliche Notwendigkeit, doch einen Mann und Soldaten wagte sie dafür nicht zu tadeln.



»Dies«, sagte Colonel Brandon nach einer Pause, »war die unglückselige Ähnlichkeit der Schicksale von Mutter und Tochter! Und so unvollkommen habe ich meine Pflicht erfüllt!«

»Ist sie noch in der Stadt?«

»Nein, sobald sie sich von ihrer Entbindung erholt hatte – denn ich fand sie kurz vor ihrer Niederkunft –, brachte ich sie und das Kind aufs Land, und dort ist sie auch jetzt noch.«

Da er sich bald darauf besann, daß er Elinor wahrscheinlich von ihrer Schwester fernhielt, beendete er seinen Besuch, empfing von ihr noch einmal die gleichen warmen Dankesworte und ließ sie voller Mitgefühl und Achtung für ihn zurück.

### Kapitel 32

Als Miss Dashwood alle Einzelheiten dieses Gesprächs ihrer Schwester wiedererzählte, was bald geschah, war die Wirkung auf Marianne nicht ganz so, wie sie es gehofft hatte. Nicht, daß diese der Wahrheit in irgendeinem Punkt zu mißtrauen schien, denn sie hörte sich alles mit der größten ungeteilten und ergebenen Aufmerksamkeit an, machte keine Einwände oder Bemerkungen, versuchte nicht, Willoughby zu verteidigen, und schien mit ihren Tränen zu zeigen, daß sie das auch als unmöglich empfand. Doch obgleich ein solches Verhalten Elinor die Gewißheit gab, daß Marianne schließlich von seiner Schuld überzeugt war –, obgleich sie dies mit Befriedigung auch daran erkannte, daß sie Colonel Brandon nicht mehr mied, wenn er kam, daß sie mit ihm sprach, sogar von sich aus und mit einer Art mitleidvoller Achtung, und obgleich sie sah, daß ihre heftige Reizbarkeit nachgelassen hatte, konnte sie nicht feststellen, daß sie weniger unglücklich war. Sie wurde ruhiger, doch diese Ruhe drückte sich in einer düsteren Mutlosigkeit aus. Sie empfand den Verlust ihres Vertrauens in Willoughbys Charakter noch stärker, als sie den Verlust seiner Liebe empfunden hatte; die Tatsache, daß er Miss Williams verführt und im Stich gelassen hatte, das Elend dieses armen Mädchens und die Zweifel daran, was seine Absichten ihr selbst gegenüber einmal gewesen sein mochten, all das quälte sie so sehr, daß sie sich nicht einmal überwinden konnte, mit Elinor über ihre Gefühle zu sprechen; und ihr stilles Brüten über ihrem Kummer schmerzte ihre Schwester mehr, als es die häufigsten und offensten Bekenntnisse der Ursachen dafür getan haben könnten.

Die Gefühle und die Worte Mrs. Dashwoods beim Empfangen und Beantworten von Elinors Brief wiederzugeben hieße nur, alles, was ihre Töchter bereits empfunden und gesagt hatten, zu wiederholen – eine kaum weniger schmerzliche Enttäuschung als Mariannes und eine noch stärkere Empörung als Elinors. Lange Briefe trafen in rascher Folge von ihr ein, um ihnen all das zu berichten, was sie litt und dachte – um ihre bange Sorge um Marianne auszudrücken und sie inständig zu bitten, dieses Unglück mit Seelenstärke zu tragen! Schlimm in der Tat mußte die Art von Mariannes Kummer sein, wenn ihre Mutter von *Seelenstärke* sprechen konnte! Demütigend und erniedrigend mußte der Ursprung dieses Kummers sein, dem sich hinzugeben *sie* Marianne nicht wünschen konnte!

Entgegen ihrem eigenen persönlichen Wunsch zu ihrer Erleichterung hatte Mrs. Dashwood beschlossen, daß es für Marianne besser wäre, zu dieser Zeit eher an irgendeinem anderen Ort zu sein als in Barton, wo ihr alles, was sie vor Augen hatte, die Vergangenheit in der stärksten und quälendsten Weise zurückbringen mußte, da sie Willoughby, so wie sie ihn stets dort erlebt hatte, ständig vor sich sehen würde. Sie empfahl ihren Töchtern deshalb, ihren Besuch bei Mrs. Jennings auf keinen Fall zu verkürzen, dessen Länge niemals genau festgelegt worden war, von dem sie jedoch alle stillschweigend angenommen hatten, daß er mindestens fünf oder sechs Wochen dauern sollte. Eine Reihe von Beschäftigungen, Vorhaben und Geselligkeiten, die Barton nicht bieten konnte, mußten dort unbedingt wahrgenommen werden und mochten Marianne, so hoffte sie, gegen ihren Willen zuweilen doch zu einigem Interesse und vielleicht sogar zu einigem Vergnügen daran verleiten, so sehr sie den Gedanken an beides jetzt auch zurückweisen mochte.

Vor jeglicher Gefahr, Willoughby wiederzubegegnen, glaubte ihre Mutter sie in der Stadt zumindest ebenso sicher wie auf dem Land, da alle, die sich ihre Freunde nannten, den Verkehr mit ihm abbrechen mußten. Absicht konnte sie niemals zusammenführen, Unachtsamkeit niemals einer Überraschung aussetzen, und zufälliges Zusammentreffen war in der Menschenmenge von London sogar weniger wahrscheinlich als selbst in der Zurückgezogenheit von Barton, wo sie ihn während seines Besuches in Allenham anläßlich seiner Heirat – die Mrs. Dashwood zuerst nur als wahrscheinliches Ereignis vorhergesehen hatte, sich nun jedoch dazu durchgerungen hatte, als ein sicheres anzusehen – durchaus zu Gesicht bekommen konnte.

Sie hatte noch einen anderen Grund zu wünschen, daß ihre Kinder noch dort bleiben sollten, wo sie waren; ein Brief von ihrem Stiefsohn hatte sie wissen lassen, daß er und

seine Gattin noch vor Mitte Februar in die Stadt kommen würden, und sie hielt es für richtig, daß sie ihren Bruder gelegentlich sehen sollten.

Marianne hatte versprochen, sich vom Rat ihrer Mutter leiten zu lassen, und sie fügte sich deshalb ohne Widerspruch, obgleich sich dieser Rat nun als ganz anders erwies, als sie es gewünscht und erwartet hatte, und obgleich sie ihn als vollkommen falsch empfand, da ihre Mutter von irrigen Vorstellungen ausging und ihr mit der Forderung nach einem längeren Verbleiben in London die einzig mögliche Linderung ihres Kummers nahm – das persönliche Mitgefühl ihrer Mutter – und sie dazu verdamnte, an einer Art von Gesellschaften und Ereignissen teilzunehmen, die sie daran hindern mußten, auch nur einen Augenblick Ruhe zu finden.

Doch es war ein großer Trost für sie, daß Dinge, die schlecht für sie waren, ihrer Schwester Gutes bringen würden; und Elinor, die andererseits befürchtete, daß es ihr nicht möglich sein würde, Edward vollkommen zu meiden, tröstete sich mit dem Gedanken, daß es – obgleich ein längerer Aufenthalt somit ihrer eigenen Seelenruhe entgegenstehen würde – für Marianne besser sein würde als eine sofortige Rückkehr nach Devonshire.

Elinors Umsicht, ihre Schwester davor zu bewahren, jemals Willoughbys Namen erwähnen zu hören, war nicht umsonst. Marianne hatte, ohne sich dessen bewußt zu sein, den ganzen Gewinn davon; denn weder Mrs. Jennings noch Sir John und noch nicht einmal Mrs. Palmer sprachen in ihrer Gegenwart jemals von ihm. Elinor wünschte, sie hätten die gleiche Rücksichtnahme auch auf sie selbst ausgedehnt, doch das war unmöglich, und sie war genötigt, sich Tag für Tag die Empörung aller mit anzuhören.

Sir John hätte es nicht für möglich gehalten. Ein Mann, von dem er immer soviel Grund gehabt hatte, Gutes zu denken! Ein so freundlicher Bursche. Er glaube nicht, daß es einen kühneren Reiter in England gebe! Das sei eine unerklärliche Geschichte. Er wünsche ihn aus tiefstem Herzen zum Teufel. Er würde um alles in der Welt kein Wort mehr mit ihm sprechen, wo er ihn auch treffen würde! Nein, nicht einmal beim Wildlager von Barton, und wenn sie zwei Stunden zusammen dort warten müßten. So ein Schurke von einem Kerl! So ein hinterlistiger Hund! Erst das letzte Mal, als sie sich trafen, habe er ihm noch einen von Follys Welpen angeboten! Aber damit sei jetzt Schluß!

Mrs. Palmer war auf ihre Weise ebenso aufgebracht. Sie sei entschlossen, den Verkehr mit ihm sofort abubrechen, und sie sei sehr dankbar, daß sie überhaupt nie mit ihm bekannt gewesen war. Sie wünsche von ganzem Herzen, Combe Magna läge nicht so

nahe bei Cleveland; aber das mache nichts, denn es sei viel zu weit weg für Besuche; sie hasse ihn so sehr, daß sie entschlossen sei, nie mehr seinen Namen zu nennen, und sie würde jedem, den sie sah, sagen, was für ein Nichtsnutz er sei.

Die weitere Anteilnahme Mrs. Palmers an der Sache zeigte sie in der Beschaffung aller ihr zugänglichen Einzelheiten über die bevorstehende Heirat, die sie dann Elinor mitteilte. Sie konnte bald sagen, bei welchem Wagenbauer die neue Kutsche gerade hergestellt wurde, bei welchem Maler Mr. Willoughbys Porträt gemalt wurde und in welchem Geschäft man Miss Greys Kleider sehen könne.

Die ruhige, höfliche Ungerührtheit Lady Middletons diesem Ereignis gegenüber war eine echte Wohltat für Elinors Gemüt, niedergedrückt, wie sie oft war durch die lärmende Freundlichkeit der anderen. Es war ein großer Trost für sie, sicher zu sein, daß es zumindest *eine* Person in ihrem Freundeskreis gab, bei der all das kein Interesse weckte – ein großer Trost zu wissen, daß es *einen* Menschen gab, der ihr ohne irgendwelche Neugierde nach näheren Einzelheiten oder Besorgnis über die Gesundheit ihrer Schwester begegnete.

Jede Eigenschaft wird zuweilen durch die Umstände des Augenblicks über ihren wirklichen Wert hinausgehoben; und Elinor wurde manchmal durch übereifrige Anteilnahme soweit gebracht, daß sie eine gute Kinderstube für viel unverzichtbarer für das Wohlbefinden hielt als Gutmütigkeit.

Lady Middleton brachte ihre Empfindungen zu der Angelegenheit etwa einmal am Tag zum Ausdruck, oder auch zweimal, wenn das Thema sehr oft zur Sprache kam; sie sagte dann: »Das ist wirklich ganz unerhört«, und war durch dieses fortgesetzte, wenngleich sanfte Sichluftmachen imstande, nicht nur die Misses Dashwood von Anfang an ohne die geringste Gemütsbewegung zu sehen, sondern konnte ihnen sehr bald gegenübertreten, ohne sich überhaupt an ein Wort in der Angelegenheit zu erinnern; und da sie somit die Würde ihres eigenen Geschlechts gestärkt und ihren entschiedenen Tadel darüber zum Ausdruck gebracht hatte, was bei dem anderen nicht in Ordnung war, fühlte sie sich berechtigt, sich den Angelegenheiten ihrer eigenen Gesellschaften zuzuwenden, und beschloß deshalb (wenn auch eher gegen die Überzeugung Sir Johns) – da Mrs. Willoughby eine ebenso vornehme wie vermögende Frau war –, gleich nach deren Heirat ihre Karte bei ihr abzugeben.

Colonel Brandons feinfühlige und unaufdringliche Nachfragen waren Miss Dashwood niemals unwillkommen. Er hatte durch die freundschaftliche Hingabe, mit der er sich bemüht hatte, die Enttäuschung ihrer Schwester zu mildern, in reichem Maße das Vorrecht zu vertraulichem Gespräch darüber verdient, und so konnten sie stets offen

miteinander sprechen. Den Hauptlohn für sein schmerzliches Bemühen, früheres Leid und gegenwärtige Demütigungen zu offenbaren, empfing er in dem mitleidvollem Blick, mit dem Marianne ihn zuweilen betrachtete, und in der Sanftheit ihrer Stimme, wann immer sie (obgleich es nicht oft geschah) genötigt war oder sie sich selbst dazu bringen konnte, mit ihm zu sprechen. All dies versicherte ihm, daß seine Bemühungen bei ihr mehr Wohlwollen ihm gegenüber hervorgebracht hatten, und Elinor schöpfte daraus die Hoffnung, daß es künftig noch besser werden würde; doch Mrs. Jennings, die von all dem nichts wußte – die nur sah, daß der Colonel so ernst wie immer blieb, und die ihn nicht dazu bewegen konnte, selbst seinen Heiratsantrag zu machen, noch sie damit zu beauftragen, dies für ihn zu tun –, glaubte nach zwei Tagen nicht mehr, daß sie noch im Hochsommer heiraten würden, sondern erst zu Michaeli; und nach einer Woche meinte sie, daß es überhaupt keine Heirat geben würde. Das gute Einvernehmen zwischen dem Colonel und Miss Dashwood schien eher zu besagen, daß die Ehren des Maulbeerbaumes, des künstlichen Wasserlaufs und der Eibenlaube alle auf die Schwester übertragen werden würden; denn Mrs. Jennings hatte schon seit einiger Zeit aufgehört, überhaupt noch an Mr. Ferrars zu denken.

Anfang Februar, zwei Wochen nach dem Eintreffen von Willoughbys Brief, hatte Elinor die schmerzliche Aufgabe, ihre Schwester davon zu unterrichten, daß er verheiratet sei. Sie hatte dafür Sorge getragen, daß sie, sobald man wußte, daß die Trauung vorüber war, selbst die Nachricht übermittelt bekam, da sie darauf bedacht war, daß Marianne dies nicht als erstes aus den öffentlichen Zeitungen erfuhr, die sie ihre Schwester jeden Morgen begierig durchforschen sah.

Sie empfing die Nachricht mit entschlossener Ruhe, bemerkte nichts dazu und vergoß zuerst auch keine Tränen; doch bald darauf brachen sie hervor, und für den Rest des Tages befand sie sich in einem Zustand, der kaum weniger bedauernswert war als zu der Zeit, da sie erfahren hatte, daß dieses Ereignis zu erwarten war.

Die Willoughbys verließen die Stadt gleich nach der Trauung, und da nun keine Gefahr mehr bestand, einem der beiden zu begegnen, hoffte Elinor, ihre Schwester, die seit jenem unglückseligen Tag das Haus noch nicht wieder verlassen hatte, dazu bewegen zu können, allmählich wieder auszugehen, wie sie es davor getan hatte.

Etwa zu dieser Zeit fanden sich auch die beiden Misses Steele, die kürzlich bei ihrer Cousine in Bartlett's Buildings, Holborn, angekommen waren, wieder bei ihren vornehmeren Verwandten in Conduit Street und Berkeley Street ein und wurden von allen mit großer Herzlichkeit begrüßt.

Nur Elinor sah sie nicht gern. Ihre Gegenwart verursachte ihr stets Qualen, und sie wußte kaum, wie sie auf die überwältigende Freude Lucys, sie *noch immer* in der Stadt zu finden, mit aller Freundlichkeit reagieren sollte.

»Ich wäre sehr enttäuscht gewesen, wenn ich Sie hier nicht *noch* angetroffen hätte«, sagte Lucy wiederholt, mit einer starken Betonung auf dem Wort *noch*. »Aber ich habe es eigentlich immer *angenommen*. Ich war mir fast sicher, Sie würden London noch nicht so schnell verlassen, obgleich Sie mir, nicht wahr, in Barton *gesagt* hatten, Sie würden nicht länger als *einen Monat* bleiben. Aber ich dachte mir damals, daß Sie es sich sehr wahrscheinlich anders überlegen würden, wenn es erst soweit ist. Es wäre ein solcher Jammer gewesen, abzureisen, bevor Ihr Bruder und Ihre Schwägerin angekommen sind. Und nun werden Sie es bestimmt *nicht eilig* haben, abzureisen. Ich bin außerordentlich froh, daß Sie *Ihr Wort* nicht gehalten haben.«

Elinor verstand sie vollkommen, und es erforderte ihre ganze Selbstbeherrschung, den Eindruck zu erwecken, daß sie es *nicht* tat.

»Nun, meine Liebe«, sagte Mrs. Jennings, »und wie sind Sie hergekommen?«

»Nicht mit der Postkutsche, das versichere ich Ihnen«, erwiderte Miss Steele sofort triumphierend; wir sind den ganzen Weg mit einer eigens gemieteten Kalesche gekommen, und wir hatten einen sehr fescen Kavalier zur Begleitung. Dr. Davies fuhr nämlich auch in die Stadt, und da dachten wir, daß wir uns ihm in der Kalesche anschließen sollten; und er zeigte sich sehr nobel und bezahlte zehn oder zwölf Shilling mehr als wir.«

»Oh, oh!« rief Mrs. Jennings, »wirklich sehr hübsch! Und ich wette, der Doktor ist alleinstehend.«

»Da haben wir's«, sagte Miss Steele affektiert lächelnd; »alle lachen so über mich wegen dem Doktor, und ich weiß wirklich nicht, warum. Meine Verwandten sagen, ich hätte bestimmt eine Eroberung gemacht; aber was mich betrifft, da muß ich sagen, ich denke keine Minute an ihn. ›Du lieber Himmel, da kommt dein Verehrer, Nancy‹, sagte meine Cousine neulich, als sie ihn über die Straße und auf das Haus zukommen sah. ›Mein Verehrer, also wirklich!‹ sagte ich, ›ich habe keine Ahnung, wen du meinst. Der Doktor ist nicht mein Verehrer.«

»Ja, ja, das ist alles sehr schön gesagt – aber damit ist nichts – der Doktor ist der Mann, ich weiß schon.«

»Nein, wirklich nicht!« erwiderte ihre Verwandte mit geheuchelter Ernsthaftigkeit, »und ich bitte Sie, zu widersprechen, wenn Sie jemals davon reden hören.«

Mrs. Jennings gab ihr die befriedigende Versicherung, daß sie das mit Sicherheit nicht tun werde, und das machte Miss Steele restlos glücklich.

»Ich nehme an, Sie werden sich dann bei Ihrem Bruder und Ihrer Schwägerin aufhalten, wenn sie in die Stadt kommen, Miss Dashwood«, sagte Lucy, die, nachdem sie ihre feindseligen Anspielungen kurzzeitig eingestellt hatte, nun wieder zum Angriff überging.

»Nein, das glaube ich nicht.«

»O doch, das werden Sie bestimmt.«

Elinor wollte ihr nicht den Gefallen tun und noch weiter widersprechen.

»Wie wunderbar, daß Mrs. Dashwood Sie beide zugleich eine so lange Zeit entbehren kann!«

»Was heißt eine lange Zeit!« warf Mrs. Jennings ein. »Ihr Besuch hat doch gerade erst angefangen!«

Lucy war zum Schweigen gebracht.

»Wie schade, daß wir Ihre Schwester nicht sehen können, Miss Dashwood«, sagte Miss Steele. »Es tut mir leid, daß es ihr nicht gutgeht.« Marianne hatte bei ihrer Ankunft das Zimmer verlassen.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen. Meine Schwester wird es ebenso bedauern, daß ihr das Vergnügen entgeht, Sie zu sehen; aber sie leidet in letzter Zeit sehr unter nervösen Kopfschmerzen, so daß sie Gesellschaft und Unterhaltung nicht ertragen kann.«

»Du liebe Zeit, das ist aber sehr schade! Aber solche alten Freunde wie Lucy und ich! – Ich denke, *uns* könnte sie doch begrüßen, wir würden bestimmt kein Wort reden.«

Doch Elinor lehnte den Vorschlag sehr höflich ab. Ihre Schwester habe sich vielleicht aufs Bett gelegt oder sei schon im Morgenmantel und wäre somit nicht imstande herunterzukommen.

»Oh, wenn's weiter nichts ist«, rief Miss Steele, »dann können wir doch ebensogut zu ihr gehen.«

Elinor fand schließlich, daß diese Zudringlichkeit ihre Geduld überstieg; doch ersparte Lucy ihr die Mühe, der Sache selbst ein Ende zu setzen, indem sie ihre Schwester scharf zurechtwies – was, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, dem Benehmen der einen Schwester zwar nicht viel Angenehmes verlieh, dafür aber das Benehmen der anderen zügelte.

### Kapitel 33

Nach einigem Widerspruch gab Marianne schließlich den dringenden Bitten ihrer Schwester nach und willigte ein, an einem Vormittag eine halbe Stunde mit ihr und Mrs. Jennings auszufahren. Doch machte sie es ausdrücklich zur Bedingung, daß keine Besuche gemacht würden, und sie wollte nicht weiter mitkommen als bis zu Gray's in der Sackville Street, wo Elinor etwas wegen des Eintauschs einiger altmodischer Schmuckstücke ihrer Mutter zu verhandeln hatte.

Als sie an der Tür anhielten, fiel Mrs. Jennings ein, daß am anderen Ende der Straße eine Dame wohnte, der sie einmal einen kurzen Besuch machen sollte; und da sie bei Gray's nichts zu besorgen hatte, kam man überein, daß sie, während ihre jungen Freundinnen ihre Geschäfte erledigten, den Besuch abstatten und dann zu ihnen zurückkehren sollte.

Als sie die Treppe hinaufgingen, fanden die Misses Dashwood so viele Leute bereits vor ihnen in dem Laden, daß niemand frei war, sie zu bedienen; sie waren genötigt zu warten. Alles, was sie tun konnten, war, sich an *dem* Ende des Ladentisches niederzulassen, das die rascheste Abfertigung zu versprechen schien; dort stand nur ein Herr, und vermutlich war Elinor nicht ohne Hoffnung, daß er sich aus Höflichkeit zu einer rascheren Erledigung seiner Angelegenheiten bewegen ließe. Doch sein kritisches Auge und sein erlesener Geschmack erwiesen sich als stärker als seine Höflichkeit. Er gab ein Zahnstocherkästchen für sich selbst in Auftrag, und bis dessen Größe, Form und Verzierungen festgelegt waren – und das geschah, nachdem er jedes Zahnstocherkästchen in dem Geschäft eine Viertelstunde lang geprüft und durchgesprochen hatte, schließlich alles nach eigenen Ideen –, hatte er keine Muße, den beiden Damen eine andere Aufmerksamkeit zu schenken als ein paar sehr dreiste Blicke; eine Art Beachtung, die Elinor dazu diente, sich seine Person, mit einem Gesicht von ausgeprägter, naturgegebener und wahrhaft gediegener Bedeutungslosigkeit, doch nach neuester Mode herausgeputzt, einzuprägen.



Marianne blieben die unerfreulichen Gefühle von Verachtung und Unwillen über seine unverschämte Musterung ihrer Gesichter und über seine geckenhafte Art, sich unter all den verschiedenen Scheußlichkeiten der verschiedenen Zahnstocherkästchen zu entscheiden, die ihm zur Begutachtung vorgelegt wurden, erspart, da sie nichts davon wahrnahm; denn sie war sehr wohl imstande, sich in sich selbst zurückzuziehen und ebensowenig von dem zu bemerken, was in Mr. Gray's Geschäft um sie herum vorging, als wäre sie in ihrem eigenen Schlafzimmer.

Schließlich war die Sache entschieden. Das Elfenbein, das Gold und die Perlen erhielten ihre Bestimmung, und nachdem der Herr den letzten Tag genannt hatte, an dem er ohne den Besitz des Zahnstocherkästchens gerade noch existieren konnte, zog er sich mit gemächlicher Sorgfalt seine Handschuhe an, ließ den Misses Dashwood einen weiteren Blick zukommen – doch einen solchen, der Bewunderung eher einforderte, als sie auszudrücken – und ging mit der glücklichen Miene echter Selbstgefälligkeit und zur Schau getragener Gleichgültigkeit davon.

Elinor verlor keine Zeit, ihr Anliegen vorzubringen, und war gerade dabei, die Sache abzuschließen, als sich ein anderer Herr an ihrer Seite einfand. Sie wandte sich nach ihm um und stellte zu ihrer Überraschung fest, daß es ihr Bruder war.

Ihre Rührung und Freude darüber, daß sie sich trafen, reichte gerade aus, um in Gray's Laden glaubwürdig zu erscheinen. John Dashwood war wirklich weit davon entfernt zu bedauern, seine Schwestern wiederzusehen; das wiederum freute *sie* durchaus; und seine Erkundigungen nach ihrer Mutter waren respektvoll und aufmerksam.

Elinor erfuhr, daß er und Fanny seit zwei Tagen in der Stadt waren. »Ich hätte euch sehr gern schon gestern besucht«, sagte er, »aber es war unmöglich, denn wir mußten mit Harry unbedingt zu den wilden Tieren im Exeter Exchange gehen; und den Rest des Tages haben wir bei Mrs. Ferrars zugebracht. Harry hat es mächtig gefallen. Heute morgen hatte ich die feste Absicht, bei euch vorbeizukommen, wenn ich nur eine halbe freie Stunde hätte finden können, aber man hat am Anfang immer soviel zu tun, wenn man in die Stadt kommt! Ich bin hier, um Fanny ein Siegel zu bestellen. Aber morgen denke ich, wird es mir gelingen, in Berkeley Street vorzusprechen und mich eurer Freundin Mrs. Jennings vorstellen zu lassen. Wie ich höre, ist sie eine sehr vermögende Frau. Und die Middletons ebenfalls, du mußt mich unbedingt bei ihnen einführen. Als den Verwandten meiner Stiefmutter werde ich ihnen sehr gern jede Achtung erweisen. Sie sollen ja vortreffliche Nachbarn sein für euch auf dem Lande.«

»Vortrefflich, in der Tat. Ihre Aufmerksamkeit für unser Wohlergehen, ihre Güte in allen Dingen lassen sich gar nicht in Worte fassen.«

»Ich bin außerordentlich froh, das zu hören, auf mein Wort – wirklich außerordentlich froh. Aber so sollte es auch sein; es sind sehr vermögende Leute, sie sind mit euch verwandt, und jede Zuvorkommenheit und Gefälligkeit, die dazu dient, eure Lage angenehm zu machen, kann man auch billigerweise von ihnen erwarten. So seid ihr also äußerst angenehm untergebracht in eurem kleinen Landhaus, und es mangelt euch an nichts. Edward hat uns einen ganz reizenden Bericht davon gegeben. Das vollkommenste seiner Art, sagte er, das man sich denken kann, und euch allen scheint es dort überaus zu gefallen. Es war für uns eine große Genugtuung, das zu hören, das versichere ich dir.«

Elinor schämte sich ein wenig für ihren Bruder, und sie bedauerte nicht, daß ihr die Notwendigkeit, darauf zu antworten, durch die Ankunft von Mrs. Jennings' Diener erspart blieb, der gekommen war, um ihnen zu sagen, daß seine Herrin an der Tür auf sie warte.

Mr. Dashwood begleitete sie nach unten und wurde Mrs. Jennings, die vor ihrer Kutsche stand, vorgestellt; er sagte auch ihr, daß er hoffe, sie am nächsten Tag besuchen zu können und verabschiedete sich.

Sein Besuch fand pünktlich statt. Er gab vor, seine Gattin habe ihr Bedauern darüber ausgedrückt, daß sie nicht mitkommen könne, aber sie sei so von ihrer Mutter in Anspruch genommen, daß sie wirklich keine Muße habe, irgendwo hinzugehen. Mrs. Jennings versicherte ihm jedoch augenblicklich, daß sie das nicht so förmlich nehme, denn sie seien doch alle verwandt oder so etwas ähnliches, und sie würde Mrs. John Dashwood bestimmt sehr bald ihre Aufwartung machen und ihre Schwägerinnen mitbringen. Seinen Schwestern gegenüber zeigte sich Mr. Dashwood nicht gerade gesprächig, aber absolut freundlich; zu Mrs. Jennings war er dagegen außerordentlich aufmerksam und zuvorkommend; und als Colonel Brandon bald nach ihm dazukam, musterte er ihn mit einer Neugierde, die zu besagen schien, daß er nur zu wissen wünsche, ob er reich sei, um zu ihm ebenso zuvorkommend zu sein.

Nachdem er eine halbe Stunde bei ihnen gewesen war, bat er Elinor, mit ihm in die Conduit Street zu gehen und ihn Sir John und Lady Middleton vorzustellen. Das Wetter war außerordentlich schön, und sie stimmte bereitwillig zu. Sobald sie aus dem Haus waren, begann er mit seinen Erkundigungen.

»Wer ist denn dieser Colonel Brandon? Ist er vermögend?«

»Ja, er hat einen sehr schönen Besitz in Dorsetshire.«

»Das freut mich. Er scheint ein äußerst vornehmer Mann zu sein, und ich denke, Elinor, ich kann dir zu der Aussicht auf einen sehr respektablen Stand im Leben gratulieren.«

»Ich, Bruder – was meinst du damit?«

»Er mag dich. Ich habe ihn genau beobachtet, und ich bin davon überzeugt. Wie hoch ist denn sein Vermögen?«

»Ich glaube etwa zweitausend im Jahr.«

»Zweitausend im Jahr«; und dann steigerte er sich zu enthusiastischer Großzügigkeit und fügte hinzu: »Elinor, um deinetwillen wünschte ich von ganzem Herzen, daß es zweimal soviel wäre.«

»Das glaube ich dir ja«, erwiderte Elinor, »aber ich bin ganz sicher, daß Colonel Brandon nicht den geringsten Wunsch hat, *mich* zu heiraten.«

»Du irrst dich, Elinor; du irrst dich sehr. Nur ein klein wenig Mühe von deiner Seite, und er gehört dir. Im Augenblick ist er vielleicht noch unentschlossen; dein geringes Vermögen mag ihn noch zögern lassen; seine Freunde mögen ihm alle abraten. Aber einige dieser kleinen Aufmerksamkeiten und Ermutigungen, die den Damen so leichtfallen, werden ihn festnageln, ob er will oder nicht. Und es kann keinen Grund geben, warum du dich nicht um ihn bemühen solltest. Es ist nicht anzunehmen, daß eine frühere Neigung auf deiner Seite . . ., kurz gesagt, du weißt, was eine Neigung dieser Art betrifft, so steht das ganz außer Frage, die Einwände sind unüberwindlich – du bist zu klug, um das nicht alles selbst zu sehen. Colonel Brandon muß es sein; und es soll nicht an Zuvorkommenheit von meiner Seite fehlen, um ihn mit dir und deiner Familie glücklich zu machen. Es ist eine Partie, die allgemeine Genugtuung hervorrufen muß. Kurz gesagt, es ist eine Sache, die« – er senkte seine Stimme zu einem gewichtigen Flüstern – »*alle*, die es angeht, außerordentlich begrüßen würden.« Doch dann besann er sich und fügte hinzu: »Das heißt – ich will damit sagen, daß deine Angehörigen alle wirklich besorgt sind, dich gut verheiratet zu sehen, besonders Fanny, denn ihr liegt dein Wohlergehen sehr am Herzen, das versichere ich dir. Und ihre Mutter, Mrs. Ferrars – übrigens eine sehr gutherzige Frau – würde es bestimmt ebenfalls sehr freuen; das sagte sie neulich.«

Elinor würdigte ihn keiner Antwort.

»Es wäre schon bemerkenswert«, fuhr er fort, »ja, spaßig, wenn ein Bruder von Fanny und eine Schwester von mir zur gleichen Zeit heiraten würden. Und doch ist es nicht so sehr unwahrscheinlich.«

»Wird Edward Ferrars denn heiraten?« fragte Elinor beherzt.

»Es ist noch nicht wirklich entschieden, aber es wird so etwas in Erwägung gezogen. Er hat eine ganz vortreffliche Mutter. Mrs. Ferrars wird sich äußerst großzügig zeigen und eintausend Pfund im Jahr auf ihn aussetzen, wenn die Heirat zustande kommt. Die Dame ist die Honourable Miss Morton, die einzige Tochter des verstorbenen Lord Morton, mit dreißigtausend Pfund – eine sehr wünschenswerte Verbindung auf beiden Seiten, und ich habe gar keinen Zweifel, daß sie mit der Zeit zustande kommen wird. Eintausend Pfund im Jahr fortzugeben, und das für immer, will für eine Mutter sehr viel heißen, aber Mrs. Ferrars hat eine noble Gesinnung. Ich will dir noch ein anderes Beispiel von ihrer Großzügigkeit geben. Neulich, als wir gerade in der Stadt angekommen waren, drückte sie Fanny – da sie wußte, daß wir im Augenblick nicht gerade Geld im Überfluß haben – Banknoten im Betrag von zweihundert Pfund in die Hand. Das war höchst willkommen, denn das Leben während unseres Aufenthaltes hier ist sehr kostspielig.«

Er hielt inne, um von ihr Zustimmung und Mitgefühl zu hören; und sie zwang sich zu sagen: »Eure Ausgaben in der Stadt wie auf dem Lande müssen gewiß beträchtlich sein, aber ihr habt doch auch ein großes Einkommen.«

»Nicht so groß, möchte ich behaupten, wie es viele Leute annehmen. Aber ich will mich nicht beklagen; es ist zweifellos ein recht gutes Einkommen, und ich hoffe, es wird mit der Zeit noch besser werden. Die Einfriedung des Gemeindelandes von Norland, die jetzt vorgenommen wird, ist eine sehr starke Belastung. Und dann habe ich in diesem halben Jahr noch einen kleinen Kauf getätigt – East Kingham Farm, du erinnerst dich sicher, wo der alte Gibson lebte. Das Land zu besitzen war in jeder Hinsicht so sehr wünschenswert für mich, es schloß sich so unmittelbar an meinen eigenen Besitz an, daß ich es als meine Pflicht angesehen habe, es zu kaufen. Ich hätte es nicht mit meinem Gewissen vereinbaren können, es in andere Hände fallen zu lassen. Man muß für seine Annehmlichkeiten bezahlen, und es hat mich in der Tat eine Unmenge Geld gekostet.«

»Mehr, als du seinen wirklichen Wert einschätzt?«

»Na, das hoffe ich nicht. Ich hätte es am nächsten Tag für mehr, als ich selbst bezahlt habe, wiederverkaufen können; aber mit der Kaufsumme hätte ich großes Pech haben

können, denn die Aktien standen zu der Zeit so niedrig, daß ich mit großem Verlust hätte verkaufen müssen, wenn ich nicht zufällig die notwendige Summe auf meiner Bank gehabt hätte.«

Elinor konnte nur lächeln.

»Auch hatten wir am Anfang, als wir nach Norland kamen, große, unumgängliche Ausgaben. Unser verehrter Vater, wie du wohl weißt, vermachte das ganze bewegliche Eigentum von Stanhill, das in Norland verblieb (und das war außerordentlich wertvoll), eurer Mutter. Es sei fern von mir, darüber zu klagen, daß er das getan hat; es war sein unzweifelhaftes Recht, über sein Eigentum zu verfügen, wie es ihm beliebte. Aber als Folge davon waren wir genötigt, große Mengen Wäsche, Geschirr und dergleichen zu kaufen, um das Haus mit dem auszustatten, was ihm fortgenommen wurde. Du kannst dir vorstellen, wie weit wir nach allen diesen Ausgaben davon entfernt sein müssen, reich zu sein, und wie willkommen Mrs. Ferrars Gefälligkeit ist.«

»Gewiß«, sagte Elinor, »und mit Hilfe ihrer Freigebigkeit, hoffe ich, werdet ihr doch einmal recht gut leben können.«

»Ein oder zwei Jahre können viel bewirken«, erwiderte er ernst; »aber da ist noch immer sehr viel zu tun. Es liegt noch kein Stein für Fannys Gewächshaus, und der Plan für den Blumengarten existiert bisher lediglich auf dem Papier.«

»Wo soll denn das Gewächshaus stehen?«

»Auf dem Hügel hinter dem Haus. Die alten Walnußbäume sind alle gefällt worden, um Platz dafür zu schaffen. Es wird von vielen Teilen des Parks einen sehr schönen Anblick bieten, und der Blumengarten wird sich direkt davor herabsenken, er wird überaus hübsch werden. Wir haben die ganzen alten Dornensträucher beseitigt, die stellenweise am Rand wuchsen.«

Elinor behielt ihren Verdruß und ihre Kritik für sich und

war sehr dankbar, daß Marianne nicht dabei war, um diesen Ärger mit ihr zu teilen.

Nachdem er nun genug gesagt hatte, um seine Armut deutlich zu machen, und sich der Notwendigkeit entledigt hatte, bei seinem nächsten Besuch von Gray's jeder seiner Schwestern ein Paar Ohrringe zu kaufen, nahmen seine Gedanken eine heiterere Wendung, und er gratulierte Elinor zu einer solchen Freundin wie Mrs. Jennings.

»Sie scheint in der Tat eine unschätzbare Frau zu sein. Ihr Haus, ihr Lebensstil, alles spricht von einem enorm guten Einkommen; und das ist eine Bekanntschaft, die nicht nur bisher von großem Nutzen für euch war, sondern die sich schließlich auch später als überaus vorteilhaft erweisen kann. Daß sie euch eingeladen hat, mit in die Stadt zu kommen, ist gewiß eine riesengroße Gefälligkeit euch gegenüber; und alles in allem verrät dies eine so große Freundschaft für euch, daß ihr aller Wahrscheinlichkeit nach von ihr nicht vergessen werdet, wenn sie einmal stirbt. Sie muß sehr viel zu hinterlassen haben.«

»Überhaupt nichts, würde ich eher denken, denn sie hat lediglich ihr Wittum, das ihren Kindern zufallen wird.«

»Aber es ist nicht anzunehmen, daß sie ihrem Einkommen gemäß lebt. Menschen von einiger Vernunft werden das kaum tun; und was sie auch immer spart, darüber kann sie verfügen.«

»Hältst du es denn nicht für wahrscheinlicher, daß sie es ihren Töchtern hinterläßt als uns?«

»Ihre Töchter sind beide außerordentlich gut verheiratet, und deshalb kann ich nicht einsehen, warum sie sie noch weiter bedenken sollte – während sie euch meiner Meinung nach, indem sie euch so viel Aufmerksamkeit schenkt und euch in dieser Weise behandelt, so etwas wie einen Anspruch auf eine zukünftige Berücksichtigung gegeben hat, den eine gewissenhafte Frau nicht unbeachtet lassen würde. Ihr Verhalten euch gegenüber ist ungewöhnlich wohlwollend, und sie kann dies alles kaum tun, ohne sich der Erwartungen bewußt zu sein, die sie damit weckt.«

»Aber sie weckt keine bei denen, die es am meisten angeht. Wirklich, Bruder, deine Sorge um unser Wohlergehen und unseren Wohlstand geht denn doch zu weit.«

»Na ja«, sagte er, sich anscheinend besinnend, »man kann nur wenig, sehr wenig tun. Aber meine liebe Elinor, was ist eigentlich mit Marianne los? Sie sieht sehr schlecht aus, sie hat ihre ganze Farbe verloren und ist so dünn geworden.«

»Es geht ihr nicht gut, sie leidet schon seit mehreren Wochen an nervösen Beschwerden.«

»Das tut mir leid. In ihrem Alter zerstört jede Art von Krankheit die Jugendblüte für immer! Die ihre war von sehr kurzer Dauer! Letzten September war sie noch ein so hübsches Mädchen, wie ich es nur je gesehen habe, ganz dazu angetan, die Männerwelt anzuziehen. In ihrer Art Schönheit lag etwas, das besonders gefiel. Ich

erinnere mich, wie Fanny sagte, sie würde sich gewiß eher und besser verheiraten als du; nicht daß sie dich nicht auch überaus gern hat – aber das kam ihr so in den Sinn. Doch sie wird sich irren. Ich bezweifle, daß Marianne nun noch einen Mann bekommen wird, der mehr als höchstens fünf-oder sechshundert im Jahr hat, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn *du* es nicht besser treffen würdest. Dorsetshire! Ich weiß sehr wenig von Dorsetshire, aber, meine liebe Elinor, ich würde es außerordentlich gern besser kennenlernen; und ich denke, ich kann mich dafür verbürgen, daß Fanny und ich zu deinen ersten und beglücktesten Besuchern gehören werden.«

Elinor versuchte sehr ernsthaft, ihn davon zu überzeugen, daß es nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sie gäbe, Colonel Brandon zu heiraten; doch das war eine Hoffnung, die ihm zuviel Vergnügen machte, um sie fahrenzulassen; und er war wirklich entschlossen, mit dem Herrn einen vertrauten Umgang zu suchen und diese Heirat durch jede nur mögliche Aufmerksamkeit zu fördern. Und da er selbst nichts für seine Schwestern getan hatte, waren seine Gewissensbisse gerade groß genug, um äußerst bedacht darauf zu sein, daß alle anderen sehr viel für sie taten; und ein Heiratsantrag von Colonel Brandon oder eine Erbschaft von Mrs.

Jennings waren die einfachsten Mittel, sein eigenes Versäumnis wettzumachen.

Sie hatten das Glück, Lady Middleton zu Hause anzutreffen, und auch Sir John kam noch dazu, bevor der Besuch endete. Eine Fülle von Höflichkeiten wurde allseits ausgetauscht. Sir John war stets bereit, jeden zu mögen, und obgleich Mr. Dashwood nicht viel von Pferden zu verstehen schien, betrachtete er ihn als einen sehr gutmütigen Burschen, während Lady Middleton in seiner Erscheinung genug Vornehmheit sah, um die Bekanntschaft mit ihm für lohnenswert zu halten; und ganz entzückt von den beiden, verließ Mr. Dashwood sie wieder.

»Ich habe Fanny einen reizenden Bericht zu überbringen«, sagte er, als er mit seiner Schwester zurückging. »Lady Middleton ist wirklich eine überaus vornehme Frau! Eine Frau, die Fanny bestimmt gern kennenlernen möchte. Und Mrs. Jennings ebenfalls – so außerordentlich wohlerzogen, wenngleich nicht so elegant wie ihre Tochter. Selbst *sie* zu besuchen braucht deine Schwägerin gar keine Bedenken zu haben – was, um die Wahrheit zu sagen, ganz natürlich ein wenig der Fall gewesen ist; denn wir wußten nur, daß Mrs. Jennings die Witwe eines Mannes ist, der all sein Geld auf eine sehr gewöhnliche Weise verdient hat; und Fanny und Mrs. Ferrars waren beide stark voreingenommen und meinten, daß weder Mrs. Jennings noch ihre Töchter

von der Art Frauen wären, mit denen Fanny gern Umgang pflegen würde. Doch nun kann ich ihr höchst Zufriedenstellendes von beiden berichten.«

### Kapitel 34

Mrs. John Dashwood hatte so viel Vertrauen in das Urteil ihres Gatten, daß sie gleich am nächsten Tag sowohl Mrs. Jennings als auch deren Tochter ihre Aufwartung machte; und ihr Vertrauen wurde belohnt, da sie sogar die erstere – die Frau, bei der sich ihre Schwägerinnen aufhielten –, keinesfalls ihrer Beachtung für unwürdig befand; und was Lady Middleton betraf, so betrachtete sie diese als eine der bezauberndsten Frauen der Welt!

Lady Middleton war von Mrs. Dashwood gleichermaßen angetan. Es gab da auf beiden Seiten eine Art kaltherziger Selbstsucht, die sie einander sympathisch machte; und sie glichen einander sehr in ihrer geistlosen Beachtung aller Anstandsformen und ihrem allgemeinen Mangel an Intelligenz.

Jedoch gerade diese Umgangsformen, die Mrs. Dashwood der guten Meinung Lady Middletons so empfahlen, fanden bei Mrs. Jennings keinen Anklang; für sie war sie nichts weiter als eine kleine, eingebildete Frau von unfreundlichem Benehmen, die den Schwestern ihres Gatten ohne jede Zuneigung, und fast ohne ihnen überhaupt etwas zu sagen zu haben, begegnete; denn von der Viertelstunde, die sie Berkeley Street gewährte, saß sie mindestens sieben und eine halbe Minute da, ohne ein Wort zu sagen.

Elinor wollte sehr gern wissen, ob Edward nun in der Stadt sei, aber sie gedachte nicht, danach zu fragen. Doch nichts hätte Fanny dazu bewegen können, in ihrer Gegenwart von sich aus seinen Namen zu erwähnen, bevor sie ihr nicht erzählen konnte, daß seine Heirat mit Miss Morton eine beschlossene Sache sei, oder sich die Erwartungen ihres Gatten im Hinblick auf Colonel Brandon erfüllt hatten; denn sie glaubte immer noch, daß die beiden einander so sehr zugetan seien, daß sie nicht beharrlich genug bei jeder Gelegenheit in Wort und Tat getrennt werden konnten. Die Information, die sie nicht geben wollte, bekam Elinor jedoch sehr bald von einer anderen Seite, denn Lucy erschien bei ihr, um ihr Mitgefühl dafür einzufordern, daß sie Edward nicht zu sehen bekäme, obgleich er mit Mr. und Mrs. Dashwood in der Stadt angekommen sei. Er wage nicht, zu Bartlett's Buildings zu kommen, aus Furcht, entdeckt zu werden, und obgleich ihre gegenseitige Ungeduld, sich zu sehen, nicht in



Worte zu fassen sei, könnten sie im Augenblick nichts anderes tun als einander schreiben.

Edward gab ihnen kurze Zeit später selbst die Versicherung, daß er in der Stadt war, indem er zweimal in Berkeley Street vorsprach. Zweimal lag seine Karte auf dem Tisch, als sie von ihren Unternehmungen am Vormittag zurückkamen. Elinor freute sich, daß er gekommen war, und noch mehr, daß sie ihn verpaßt hatte.

Die Dashwoods waren so ungemein begeistert von den Middletons, daß sie, obgleich es nicht ihre Gewohnheit war, überhaupt etwas zu geben, beschlossen, ihnen ein Dinner zu geben, und sie luden sie, bald nachdem sie miteinander bekannt geworden waren, nach Harley Street ein, wo sie für drei Monate ein sehr schönes Haus gemietet hatten. Ihre Schwestern und Mrs. Jennings wurden ebenfalls eingeladen, und John Dashwood war darauf bedacht, sich auch Colonel Brandons Anwesenheit zu sichern, der, stets froh, dort zu sein, wo auch die Misses Dashwood waren, dessen beflissene Höflichkeiten mit einiger Verwunderung, doch mit weit mehr Vergnügen aufnahm. Sie sollten dort Mrs. Ferrars treffen, aber Elinor konnte nicht in Erfahrung bringen, ob ihre Söhne mitkommen würden. Die Erwartung, Mrs. Ferrars zu sehen, reichte jedoch aus, ihr Interesse an der Einladung zu wecken, denn obgleich sie Edwards Mutter jetzt ohne große Besorgnis begegnen konnte, die eine solche Vorstellung einst zu begleiten versprach, und obgleich Elinor ihr jetzt im Hinblick auf ihre Meinung über sie selbst mit vollkommener Gleichgültigkeit entgegentreten konnte, war ihr Wunsch, Mrs. Ferrars zu treffen, und ihre Neugierde, zu erfahren, was für eine Frau sie sei, dennoch so lebhaft wie je.

Das Interesse, mit dem sie so die Gesellschaft erwartete, wurde bald danach auf eher nachdrückliche als angenehme Weise noch erhöht, als sie erfuhr, daß die Misses Steele ebenfalls dabeisein würden.

So sehr hatten sie sich Lady Middleton empfohlen, so angenehm hatten ihre beharrlichen Aufmerksamkeiten sie bei ihr gemacht, daß sie, obwohl Lucy nicht vornehm und ihre Schwester nicht einmal wohlerzogen war, ebenso wie Sir John bereit war, sie einzuladen, ein paar Wochen in Conduit Street zu verbringen; und es kam den Misses Steele, sobald bekannt war, daß auch die Misses Dashwood eingeladen waren, besonders gelegen, daß ihr Besuch ein paar Tage vor der geplanten Gesellschaft beginnen sollte.

Der Anspruch auf Berücksichtigung, den die Misses Steele als die Nichten des Herrn, der viele Jahre lang ihren Bruder in seiner Obhut gehabt hatte, an Mrs. Dashwood haben mochten, hätte wohl kaum viel ausgerichtet, um ihnen einen Platz an ihrer Tafel

zu verschaffen; doch als Lady Middletons Gäste mußten sie ihr willkommen sein; und Lucy – die schon lange mit der Familie persönlich bekannt zu werden wünschte, um sich ein besseres Bild von deren Charakteren und ihren eigenen Schwierigkeiten machen zu können und um eine Gelegenheit zu haben, sich ihnen angenehm zu machen – war selten in ihrem Leben glücklicher gewesen als in dem Moment, da sie Mrs. John Dashwoods Karte empfing.

Auf Elinor hatte das eine ganz andere Wirkung. Sie schloß sofort, daß Edward, der ja bei seiner Mutter wohnte, auch mit ihr zusammen zu einer Gesellschaft eingeladen werden mußte, die seine Schwester gab; und ihn nach allem, was gewesen war, zum erstenmal zusammen mit Lucy zu sehen – sie wußte kaum, wie sie das ertragen sollte!

Diese Befürchtungen waren vielleicht nicht so ganz rational begründet, keinesfalls beruhten sie schließlich auf Tatsachen. Sie wurden jedoch zerstreut, zwar nicht durch ihre eigene Gefaßtheit, aber durch Lucys Freundlichkeit, die glaubte, ihr eine schwere Enttäuschung zu bereiten, als sie ihr sagte, daß Edward am Dienstag in Harley Street mit Sicherheit nicht dabeisein würde, und die sogar hoffte, Elinors Kummer darüber noch weiter zu vergrößern, indem sie ihr einzureden versuchte, daß er wegen seiner großen Liebe zu ihr selbst fortblieb, die er nicht verbergen konnte, wenn sie zusammen waren.

Der so bedeutsame Dienstag kam heran, an dem die beiden jungen Damen dieser furchteinflößenden Schwiegermutter vorgestellt werden sollten.

»Bedauern Sie mich, Miss Dashwood!« sagte Lucy, als sie zusammen die Treppe hinaufgingen – denn die Middletons kamen so unmittelbar nach Mrs. Jennings an, daß sie alle zur gleichen Zeit dem Diener folgten –, »es ist niemand hier, der mit mir fühlen kann außer Ihnen. Wirklich, ich kann mich kaum auf den Beinen halten. Lieber Himmel! In einem Moment werde ich die Person sehen, von der all mein Glück abhängt – die meine Schwiegermutter werden soll.«

Elinor hätte ihr augenblicklich Erleichterung verschaffen können, indem sie auf die Möglichkeit hingewiesen hätte, daß es eher Miss Mortons Schwiegermutter als die ihre sein würde, die sie nun zu Gesicht bekämen; doch statt dessen versicherte sie Lucy mit großer Aufrichtigkeit, daß sie sie in der Tat bedaure – zu Lucys äußerster Verwunderung, da sie sich zwar selbst wirklich unbehaglich fühlte, doch zumindest hoffte, heftigen Neid bei Elinor hervorzurufen.

Mrs. Ferrars war eine kleine dünne Frau, mit einer bis zur Steifheit aufrechten Haltung und einem ernsten, fast verdrießlich zu nennenden Aussehen. Sie hatte eine fahle Haut

und ein schmales Gesicht, das ohne jede Schönheit und schon von Natur aus ohne Ausdruck war; doch der glückliche Umstand einer tiefen Falte auf ihrer Stirn hatte ihr Gesicht vor der Schmach bewahrt, geistlos zu erscheinen, da diese starke Eigenschaften, wie die des Stolzes und der Boshaftigkeit, bei ihr vermuten ließ. Sie war keine Frau von vielen Worten, denn anders als die meisten Menschen standen sie bei ihr im richtigen Verhältnis zu der Zahl ihrer Gedanken; und von den wenigen Worten, die ihr tatsächlich entschlüpften, wurde Miss Dashwood nicht ein einziges zuteil, die sie mit dem festen Entschluß musterte, sie unter keinen Umständen zu mögen.

Dieses Benehmen konnte Elinor jetzt nicht mehr unglücklich machen. Ein paar Monate früher hätte es sie unendlich verletzt; aber es lag nun nicht mehr in Mrs. Ferrars Macht, sie damit zu peinigen; und der Unterschied in ihrem Verhalten gegenüber den Misses Steele – ein Unterschied, den sie offenbar absichtlich machte, um Elinor noch mehr zu demütigen – amüsierte sie nur. Sie konnte nur lächeln, wenn sie die Liebenswürdigkeit von Mutter und Tochter (denn Lucy wurde von beiden besonders ausgezeichnet) gegenüber gerade der Person sah, die sie vor allen anderen zu verletzen bestrebt gewesen wären, wenn sie nur soviel gewußt hätten wie sie; während sie selbst, die kaum in der Lage war, ihnen eine Kränkung zuzufügen, von beiden unverblümt ignoriert wurde. Doch während sie über eine so unangebrachte Liebenswürdigkeit lächelte, konnte sie nicht an die niedrige Gesinnung und Torheit denken, denen sie entsprang, noch die gesuchten Aufmerksamkeiten beobachten, mit denen die Misses Steele um die beständige Gunst der beiden buhlten, ohne sie alle vier gründlich zu verachten.

Lucy frohlockte, daß sie so ehrenvoll ausgezeichnet wurde; und Miss Steele wünschte sich nur noch, mit Dr. Davies geneckt zu werden, um vollkommen glücklich zu sein.

Es war ein großartiges Dinner, die Diener waren zahlreich, und alles zeugte von der Neigung der Hausherrin, Eindruck zu machen, und den Möglichkeiten des Hausherrn, diese Neigung zu finanzieren. Trotz der Verschönerungen und Zukäufe, die an dem Besitz von Norland vorgenommen wurden, und trotz der Tatsache, daß sein Eigentümer einmal beinahe genötigt gewesen war, Anteile von einigen tausend Pfund mit Verlust zu verkaufen, zeugte nichts von der Mittellosigkeit, die er versucht hatte, daraus abzuleiten; keine Armut irgendwelcher Art war erkennbar – außer bei der Unterhaltung –, doch da waren die Unzulänglichkeiten erheblich. John Dashwood hatte von sich aus nicht viel zu sagen, das hörens wert war, und seine Frau noch weniger. Doch darin lag keine besondere Schande, denn das war bei den meisten ihrer Besucher durchaus das gleiche, die fast alle mit der einen oder anderen mangelnden

Fähigkeit, sich angenehm zu zeigen, zu kämpfen hatten – Mangel an Verstand, naturgegebenem oder ausgebildetem, Mangel an vornehmer Lebensart, Mangel an Geist oder Mangel an Temperament.

Als sich die Damen nach dem Dinner in den Salon zurückzogen, war diese Armut ganz besonders deutlich, denn die Herren hatten immerhin einige Abwechslung in die Unterhaltung gebracht – mit Themen wie die der Politik, der Einfriedung von Land und des Zureitens von Pferden –, doch das war dann vorbei, und nur noch ein Thema beschäftigte die Damen, bis der Kaffee gereicht wurde, und das war der Vergleich zwischen der Größe Harry Dashwoods und Lady Middletons zweitem Sohn William, die fast im gleichen Alter waren.

Wären beide Kinder dortgewesen, hätte die Sache allzu leicht geklärt werden können, indem man sie sogleich gemessen hätte; aber da nur Harry anwesend war, beruhten die Aussagen auf beiden Seiten allein auf Vermutungen, und jede hatte das Recht, sich ihrer Meinung absolut sicher zu sein und sie immerzu zu wiederholen, sooft es ihr gefiel.

Und so standen die Parteien:

Die beiden Mütter entschieden sich – obgleich jede wirklich überzeugt war, daß ihr eigener Sohn der größte war – aus Höflichkeit zugunsten des jeweils anderen.

Die beiden Großmütter, nicht weniger parteilich, doch aufrichtiger, traten gleichermaßen eifrig für ihre eigenen Abkömmlinge ein.

Lucy, die mindestens ebenso darauf bedacht war, die eine Mutter wie die andere zu erfreuen, meinte, die Jungen wären beide bemerkenswert groß für ihr Alter, und sie könne sich nicht denken, daß es auch nur den allerkleinsten Unterschied zwischen ihnen geben könne; und Miss Steele war noch geschickter und sprach sich, so rasch sie konnte, für beide aus.

Elinor sah, nachdem sie einmal ihre Meinung zugunsten Williams abgegeben hatte – womit sie Mrs. Ferrars beleidigte und Fanny noch mehr –, keine Veranlassung, dies durch eine weitere Versicherung zu bekräftigen; und als Marianne nach ihrer Meinung gefragt wurde, beleidigte sie alle noch mehr, indem sie erklärte, daß sie nichts dazu sagen könne, da sie nie darüber nachgedacht habe.

Bevor Elinor von Norland fortgezogen war, hatte sie für ihre Schwägerin ein sehr hübsches Paar Wandschirme bemalt, die gerade aufgezogen und gebracht worden waren und nun ihren augenblicklichen Salon schmückten; und diese Wandschirme

fielen John Dashwood ins Auge, als er den anderen Herren in den Salon folgte, und er reichte sie eilfertig Colonel Brandon, damit er sie bewundere.

»Diese Schirme hat meine ältere Schwester bemalt«, sagte er, »und sie werden Ihnen, als einem Mann von Geschmack, ganz gewiß gefallen. Ich weiß nicht, ob Sie jemals vorher etwas von ihren Arbeiten gesehen haben, aber es heißt allgemein, daß sie außerordentlich gut zeichnet.«

Der Colonel bestritt zwar jeden Anspruch auf Kennerschaft, bewunderte die Wandschirme jedoch lebhaft, so wie er auch alles andere bewundert haben würde, was Miss Dashwood gemalt hatte; und da dies natürlich die Neugierde der anderen weckte, wurden sie zur allgemeinen Begutachtung herungereicht. Mrs. Ferrars, die nicht wußte, daß sie Elinors Werk waren, bat besonders darum, sie sich ansehen zu dürfen; und nachdem die Wandschirme zu Fannys Befriedigung Lady Middletons Beifall gefunden hatten, zeigte sie diese ihrer Mutter und informierte sie gleichzeitig taktvoll darüber, daß sie von Miss Dashwood bemalt worden seien.

»Hm«, sagte Mrs. Ferrars, »sehr hübsch«, und ohne sie überhaupt zu betrachten, gab sie ihrer Tochter die Wandschirme zurück.

Vielleicht dachte Fanny einen Augenblick lang, daß ihre Mutter mit ihrer Unhöflichkeit nun doch zu weit ging, denn sie wurde ein wenig rot und sagte sofort darauf: »Sie sind sehr hübsch, Mama, nicht wahr?« Doch dann wiederum überkam sie vermutlich die Furcht, daß ihre Worte zu höflich, zu ermunternd gewesen waren, und sie fügte gleich darauf, an ihre Mutter gewandt, hinzu: »Findest du nicht, daß sie etwas von Miss Mortons Stil haben? Sie malt in der Tat wunderbar. Wie hübsch die Landschaft geworden ist, die sie zuletzt gemalt hat!«

»Wirklich sehr hübsch. Aber sie macht ja alles gut.«

Das konnte Marianne nicht mehr ertragen. Sie war bereits äußerst ungehalten über Mrs. Ferrars; und ein so unpassendes Lob einer anderen auf Elinors Kosten reizte sie, obgleich sie keine Ahnung hatte, was es vor allem besagen sollte, augenblicklich dazu, heftig zu erklären: »Diese Bewunderung ist wirklich sehr sonderbar! Was bedeutet uns Miss Morton? Wer kennt sie, wen interessiert sie? Es ist Elinor, an die wir denken und von der wir sprechen.«

Mit diesen Worten nahm sie ihrer Schwägerin die Wandschirme aus der Hand, um sie selbst so zu bewundern, wie es sich gehörte.

Mrs. Ferrars sah außerordentlich verärgert aus, und während sie sich steifer denn je aufrichtete, erwiderte sie auf diese bittere Strafpredigt in scharfem Ton: »Miss Morton ist Lord Mortons Tochter.«

Fanny sah ebenfalls sehr verärgert aus, und auch ihr Gatte war voller Entsetzen über die Dreistigkeit seiner Schwester. Elinor fühlte sich weit mehr verletzt durch Mariannes Eifer, als sie es durch dessen Ursache gewesen war; doch Colonel Brandons Blick auf Marianne zeigte, daß er nur das zur Kenntnis nahm, was daran liebenswert war – das liebevolle Herz, das nicht ertragen konnte, wenn die Schwester selbst in der geringfügigsten Sache beleidigt wurde.

Doch Mariannes Gefühle ließen sie noch nicht zur Ruhe kommen. Die kalte Unverschämtheit in Mrs. Ferrars ganzem Verhalten ihrer Schwester gegenüber schien die gleichen Schwierigkeiten und Leiden für sie vorauszusagen, an die mit Entsetzen zu denken sie das eigene wunde Herz lehrte; und von einer starken Regung liebevoller Empfindungen getrieben, ging sie kurz darauf zu ihrer Schwester hin, schlang den Arm um ihren Hals, schmiegte ihre Wange an die ihre und sagte mit leiser, aber eindringlicher Stimme: »Liebe, liebe Elinor, mach dir nichts aus ihnen. Laß dich nicht von ihnen unglücklich machen.«

Sie konnte nicht weitersprechen; ihre Gefühle hatten sie völlig überwältigt, und während sie ihr Gesicht an Elinors Schulter verbarg, brach sie in Tränen aus. Alle waren aufmerksam geworden, und fast alle waren besorgt. Colonel Brandon stand auf und ging zu ihnen hin, ohne zu wissen, was er tat. Mrs. Jennings, mit einem wissenden: »Ach, die Arme!«, gab ihr sofort ihr Riechsalz, und Sir John war so schrecklich aufgebracht gegen den Urheber dieser schmerzlichen Erregung, daß er sogleich den Platz wechselte, sich neben Lucy Steele setzte und ihr im Flüsterton einen kurzen Bericht über die ganze empörende Angelegenheit gab.

Doch in wenigen Minuten hatte sich Marianne wieder genug gefaßt, um dem Tumult ein Ende zu machen und sich zu den übrigen zu setzen, obgleich sie der Eindruck des Vorgefallenen den ganzen Abend nicht losließ.

»Arme Marianne!« sagte ihr Bruder zu Colonel Brandon leise, sobald er dessen Aufmerksamkeit erlangen konnte. »Sie erfreut sich nicht so guter Gesundheit wie ihre Schwester – sie ist sehr nervös –, sie hat nicht Elinors Konstitution, und man muß gestehen, daß für eine junge Frau, die einmal eine Schönheit gewesen ist, in dem Verlust ihrer persönlichen Reize etwas sehr Mißliches liegt. Sie können es sich vielleicht nicht vorstellen, aber Marianne war noch vor wenigen Monaten auffallend hübsch – ganz genauso hübsch wie Elinor. Nun sehen Sie, daß alles vorbei ist.«

## Kapitel 35

Elinors Neugierde, Mrs. Ferrars zu sehen, war gestillt. Sie hatte in ihr all das vorgefunden, was eine weitere Verbindung zwischen den Familien unerwünscht machen könnte. Sie hatte genug von ihrem Hochmut, ihrer Niederträchtigkeit und ihrer entschiedenen Voreingenommenheit gegen sie selbst gesehen, um sich über all die Schwierigkeiten klarzuwerden, die eine Verlobung zwischen Edward und ihr erschwert und eine Heirat verzögert haben müßten, wenn er denn frei gewesen wäre; und sie hatte schon fast genug gesehen, um für sich selbst dankbar zu sein, daß ein größeres Hindernis sie vor jeglicher Abhängigkeit von Mrs. Ferrars Launen und vor jeder Sorge um ihre gute Meinung bewahrte. Und wenn sie sich auch nicht ganz dazu bringen konnte, sich über Edwards Gefesseltsein an Lucy zu freuen, so entschied sie doch, daß sie sich zumindest dann hätte freuen *sollen*, wenn Lucy liebenswürdiger gewesen wäre.

Sie wunderte sich, daß Lucy durch Mrs. Ferrars zuvorkommendes Verhalten ihr gegenüber in so gehobener Stimmung sein konnte – daß ihre Interessen und ihre Eitelkeit sie so sehr blind machen konnten, daß ihr die Aufmerksamkeit, die ihr offenbar nur zuteil wurde, weil sie *nicht Elinor* war, als ein Kompliment für sie selbst erschien – und daß sie sich ermutigt glauben konnte durch einen Vorzug, der ihr nur gegeben wurde, weil ihre wahre Lage nicht bekannt war. Doch daß Lucy dies tatsächlich glaubte, war ihr nicht nur zu der Zeit schon an den Augen abzulesen, sondern sie erklärte es am nächsten Morgen auch noch einmal ganz offen; denn auf ihren besonderen Wunsch setzte Lady Middleton sie in Berkeley Street ab, damit sie Elinor, falls diese allein zu sprechen wäre, sagen könne, wie glücklich sie sei. Es erwies sich, daß sie Glück hatte, denn eine Botschaft von Mrs. Palmer bald nach ihrem Erscheinen schickte Mrs. Jennings fort.

»Meine liebe Freundin«, rief Lucy, sobald sie allein waren, »ich komme, um zu Ihnen über mein Glück zu sprechen. Konnte denn etwas schmeichelhafter sein als die Art, wie mich Mrs. Ferrars gestern behandelte? So überaus freundlich, wie sie war! Sie wissen, was für ein Grauen ich vor dem Gedanken hatte, ihr zu begegnen; doch vom ersten Augenblick an, als ich ihr vorgestellt wurde, lag eine solche Freundlichkeit in ihrem Verhalten, die tatsächlich zu besagen schien, daß sie wirklich Gefallen an mir gefunden hatte. War es nicht so? Sie haben doch alles gesehen; waren Sie nicht auch ganz erstaunt darüber?«

»Sie war gewiß sehr höflich zu Ihnen.«

»Höflich! Haben Sie denn nichts als Höflichkeit gesehen! Ich habe sehr viel mehr gesehen – eine solche Freundlichkeit, wie sie niemandem außer mir zuteil wurde! Kein Hochmut, keine Arroganz, und Ihre Schwägerin ganz genauso – nur Liebenswürdigkeit und Güte!«

Elinor wollte gern von etwas anderem sprechen, doch Lucy drängte sie weiter zuzugeben, daß sie Grund zum Glücklichsein habe, und Elinor war genötigt, mit dem Thema fortzufahren.

»Hätten die beiden von Ihrer Verlobung gewußt«, sagte sie, »wäre zweifellos nichts schmeichelhafter für Sie gewesen als die Art, mit der Sie von ihnen behandelt wurden; doch da dies nicht der Fall war . . .«

»Ich dachte mir schon, daß Sie das sagen würden«, erwiderte Lucy rasch, »aber es gab doch nicht den geringsten Grund, warum Mrs. Ferrars zeigen sollte, daß sie mich mag, wenn es nicht wirklich der Fall ist – und daß sie mich mag, bedeutet mir alles. Sie können mir meine Genugtuung nicht ausreden. Es wird bestimmt alles gut werden, und es wird überhaupt keine Schwierigkeiten geben, wie ich es immer geglaubt habe. Mrs. Ferrars ist eine bezaubernde Frau, und auch Ihre Schwägerin. Beide sind wirklich ganz reizend!–

Ich wundere mich, daß ich Sie niemals habe sagen hören, wie liebenswürdig Mrs. Dashwood ist!«

Darauf hatte Elinor nichts zu sagen, und sie versuchte es auch nicht.

»Sind Sie krank, Miss Dashwood? Sie scheinen bedrückt – Sie sagen gar nichts – bestimmt geht es Ihnen nicht gut.«

»Mir ging es nie besser.«

»Das freut mich von ganzem Herzen; aber wirklich, Sie sahen nicht so aus. Es würde mir so leid tun, wenn Sie krank wären – Sie, die Sie mir der größte Trost in der Welt gewesen sind! – Weiß der Himmel, was ich ohne Ihre Freundschaft gemacht hätte.«

Elinor versuchte, eine höfliche Antwort zu geben, doch sie zweifelte, daß es ihr gelingen würde. Aber Lucy schien zufrieden, denn sie erwiderte sofort darauf: »Ich bin wirklich vollkommen überzeugt von Ihrer Freundschaft für mich, und gleich nach Edwards Liebe ist das mein größter Trost. Armer Edward! Aber jetzt gibt es wenigstens *etwas* Gutes – wir werden uns treffen können, und zwar ziemlich oft, denn Lady Middleton ist begeistert von Mrs. Dashwood; wir werden also bestimmt ziemlich



viel in Harley Street sein, und Edward verbringt doch seine halbe Zeit bei seiner Schwester – außerdem werden Lady Middleton und Mrs. Ferrars jetzt einander besuchen; und Mrs. Ferrars und Ihre Schwägerin waren so liebenswürdig, mir mehr als einmal zu sagen, daß sie sich immer freuen würden, mich zu sehen. Es sind ja so reizende Frauen! Wenn Sie jemals Ihrer Schwägerin erzählen, was ich von ihr denke, können Sie das gar nicht lobend genug tun.«

Elinor gab ihr jedoch keinerlei Anlaß zu der Hoffnung, daß sie ihrer Schwägerin das wirklich sagen würde.

Lucy fuhr fort: »Ich hätte es bestimmt sofort gemerkt, wenn Mrs. Ferrars mich nicht gemocht hätte. Wenn sie mich zum Beispiel nur mit einem förmlichen Knicks begrüßt hätte, ohne ein Wort zu sagen, und nie wieder Notiz von mir genommen und mich nicht so freundlich angesehen hätte – Sie wissen, was ich meine –, wenn ich so zurückweisend behandelt worden wäre, hätte ich vor Verzweiflung alles aufgegeben. Ich hätte es nicht ertragen können. Denn wenn sie wirklich eine Abneigung gegen jemand hat, dann ist es auch eine sehr starke, das weiß ich.«

Elinor wurde an einer Antwort auf diesen Triumph gehindert, da die Tür von dem Diener aufgestoßen wurde, der Mr. Ferrars meldete, und Edward sofort hereinkam.

Es war ein sehr peinlicher Augenblick, und ihre Mienen zeigten das auch. Sie machten alle ein überaus törichtes Gesicht; und Edward schien sehr viel mehr geneigt, sich gleich wieder zurückzuziehen, als weiter hereinzukommen. Genau in die Situation, in ihrer unangenehmsten Form, die jeder der drei um alles in der Welt hätte vermeiden wollen, waren sie nun hineingeraten – sie waren nicht nur alle drei beisammen, sondern sie waren es auch ohne jede Erleichterung durch die Anwesenheit einer anderen Person. Die Damen faßten sich zuerst. Es war nicht Lucys Sache, sich vorzudrängen, denn der Anschein der Geheimhaltung mußte noch immer gewahrt werden. Sie konnte deshalb ihre Zärtlichkeit nur mit Blicken ausdrücken, und nachdem sie Edward nur flüchtig begrüßt hatte, sagte sie nichts weiter.

Doch Elinor mußte mehr tun; und so sehr war sie seinet-und ihretwegen darauf bedacht, es gut zu tun, daß sie sich nach einem Augenblick der Sammlung zwang, ihn mit einem Blick und in einer Weise zu begrüßen, die beinahe unbeschwert und freimütig schienen; und ein weiteres Ringen, eine weitere Anstrengung machten es noch glaubwürdiger. Sie wollte sich weder durch die Gegenwart Lucys noch durch das Bewußtsein einer Ungerechtigkeit ihr selbst gegenüber davon abhalten lassen, ihm zu sagen, daß sie sich sehr freue, ihn zu sehen, und daß sie es sehr bedauert habe, nicht zu Hause gewesen zu sein, als er in Berkeley Street vorgesprochen hatte. Sie wollte sich

nicht durch den wachsamen Blick Lucys abschrecken lassen, ihm jene Aufmerksamkeiten zu schenken, die ihm als Freund und beinahe Verwandten zukamen, wenn sie auch bald bemerkte, wie sie von ihr genau beobachtet wurde.

Ihr Verhalten gab ihm wieder ein gewisses Gefühl der Sicherheit, und er fand den Mut, sich zu setzen; aber seine Verlegenheit übertraf die der Damen noch in einem Maße, das in dem Fall durchaus verständlich, wenngleich bei einem Mann eher selten, war; denn sein Herz hatte nicht die Gleichgültigkeit Lucys, auch konnte sein Gewissen nicht ganz so ruhig sein wie Elinors.

Lucy, mit gelassener, gesetzter Miene, schien entschlossen, nichts zur Erleichterung der beiden anderen beizutragen, und sagte kein Wort; fast alles, was gesagt wurde, bestritt Elinor, die genötigt war, ihn unaufgefordert über die Gesundheit ihrer Mutter, darüber, wie sie nach London gekommen waren, und dergleichen zu informieren, wonach Edward sich hätte erkundigen sollen, es aber nicht tat.

Ihre Bemühungen gingen sogar noch weiter; denn bald darauf faßte sie sogar den heroischen Entschluß, die beiden anderen unter dem Vorwand, Marianne zu holen, allein zu lassen; und das tat sie dann auch wirklich, und zwar in der großmütigsten Weise, denn sie ließ sich mehrere Minuten lang mit den hochsinnigsten Absichten auf dem Treppenabsatz Zeit, bevor sie zu ihrer Schwester ging. Doch als sie das einmal getan hatte, war es Zeit, daß Edwards Verzückungen aufhörten, denn Mariannes Freude ließ sie sofort in den Salon eilen. Ihr Vergnügen, ihn zu sehen, war wie alle ihre Gefühle stark als solches und stark zum Ausdruck gebracht. Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die ergriffen werden wollte, und begrüßte ihn mit einer Stimme, in der die Zuneigung einer Schwester lag.

»Lieber Edward!« rief sie, »das ist ein sehr glücklicher Augenblick! – Das kann beinahe für alles entschädigen!«

Edward versuchte, ihre Freundlichkeit zu erwidern, wie sie es verdiente, aber vor einer solchen Zeugin wagte er nicht annähernd, das zu sagen, was er empfand. Wieder setzten sich alle, und ein paar Augenblicke sagte niemand etwas, währenddessen Marianne mit der sprechendsten Zärtlichkeit einmal Edward und einmal Elinor ansah und nur bedauerte, daß deren Freude aneinander durch Lucys unwillkommene Gegenwart gehemmt wurde. Edward war der erste, der sprach, denn er bemerkte Mariannes verändertes Aussehen und drückte seine Befürchtung aus, daß ihr London offenbar nicht bekomme.

»Oh, denken Sie nicht an mich!« erwiderte sie mit lebhafter Ernsthaftigkeit, obgleich ihre Augen voll Tränen waren, während sie sprach, »denken Sie nicht an meine Gesundheit. Sie sehen, Elinor geht es gut. Das muß uns beiden genug sein.«

Diese Bemerkung war weder dazu angetan, die Situation für Edward und Elinor erträglicher zu machen, noch das Wohlwollen Lucys zu gewinnen, die denn auch Marianne nicht gerade sehr freundlich ansah.

»Gefällt Ihnen London?« fragte Edward in dem Bemühen, irgend etwas zu sagen, das sie auf ein anderes Thema brachte.

»Überhaupt nicht. Ich habe viel Vergnügen hier erwartet, aber ich habe keins gefunden. Sie zu sehen, Edward, ist der einzige Trost, den es mir bietet; und Gott sei Dank, Sie sind noch ganz so wie früher!«

Sie hielt inne – niemand sagte etwas.

»Ich denke, Elinor«, fügte sie dann sogleich hinzu, »wir müssen Edward anstellen, sich bei unserer Rückkehr nach Barton unserer anzunehmen. In ein oder zwei Wochen werden wir vermutlich abreisen. Ich glaube, Edward wird nicht so sehr abgeneigt sein, diese Aufgabe zu übernehmen.«

Der arme Edward murmelte irgend etwas; doch was es war, wußte niemand, nicht einmal er selbst. Aber Marianne, die seine Unruhe sah und sie mühelos auf einen ihr gerade am besten zusagenden Grund zurückführen konnte, war vollkommen befriedigt und sprach bald von etwas anderem.

»Was haben wir gestern für einen Abend in Harley Street verbracht, Edward! Einen so faden, so entsetzlich faden Abend! Aber dazu habe ich Ihnen noch viel zu erzählen, was ich jetzt nicht tun kann.«

Und mit diesem bewundernswerten Taktgefühl verschob sie die Erklärung ihrer Feststellung, daß sie ihre gemeinsamen Verwandten unsympathischer als je gefunden habe und daß sie besonders über seine Mutter empört sei, bis sie mehr unter sich waren.

»Aber warum waren Sie nicht dort, Edward? Warum sind Sie nicht gekommen?«

»Ich hatte eine andere Verpflichtung.«

»Verpflichtung! Aber was konnte das schon sein, wenn so gute Freunde zu besuchen waren?«

»Vielleicht, Miss Marianne«, rief Lucy, die darauf brannte, sich an ihr zu rächen, »glauben Sie, junge Männer halten niemals Verpflichtungen ein, wenn sie keine Lust dazu haben, ganz gleich, ob sie geringfügig oder von Bedeutung sind.«

Elinor war sehr ärgerlich, doch Marianne schien sich des Stachels überhaupt nicht bewußt zu sein, denn sie erwiderte ruhig: »Aber nein, so ist das nicht, denn im Ernst, ich bin ganz sicher, daß allein Gewissenhaftigkeit Edward von Harley Street ferngehalten hat. Und ich glaube wirklich, er hat das empfindsamste Gewissen der Welt; er hält jede Verpflichtung peinlich genau ein, wie unbedeutend sie auch sein mag und wie sehr sie sich auch gegen seine eigenen Interessen oder sein Vergnügen richten mag. Er ist sehr darauf bedacht, niemandem weh zu tun, Erwartungen nicht zu enttäuschen und unfähiger zur Selbstsucht als irgend jemand anders, den ich kenne. Edward, so ist es, und es muß gesagt werden. Wie, Sie wollen sich niemals loben hören? Dann dürfen Sie nicht mein Freund sein; denn wer meine Zuneigung und meine Wertschätzung akzeptiert, muß sich auch mein freimütiges Lob gefallen lassen.«

Die Art ihrer Lobpreisungen in dem gegenwärtigen Fall war jedoch für die Gefühle von zwei Dritteln ihrer Zuhörer besonders ungeeignet, und für Edward so wenig erheiternd, daß er sehr bald aufstand, um zu gehen.

»So bald schon!« sagte Marianne; »mein lieber Edward, das dürfen Sie nicht.«

Und sie zog ihn ein wenig beiseite und flüsterte ihm zu, sie sei überzeugt, daß Lucy nicht viel länger bleiben könne. Doch selbst diese Ermunterung nützte nichts, denn er wollte fort; und Lucy, die nicht vor ihm gegangen wäre, und wenn sein Besuch zwei Stunden gedauert hätte, ging bald darauf ebenfalls.

»Was bringt sie nur so oft hierher!« sagte Marianne, nachdem sie weg war. »Konnte sie nicht sehen, daß wir sie nicht mehr hierhaben wollten! Wie quälend für Edward!«

»Aber warum – wir sind doch alle seine Freunde, und Lucy kennt er von uns allen am längsten. Es ist nur natürlich, daß er sie ebenso gern sieht wie uns.«

Marianne sah sie fest an und sagte: »Du weißt, Elinor, daß ich es nicht ertragen kann, wenn du so redest. Wenn du nur hoffst, daß ich deiner Behauptung widerspreche, wie ich es annehmen muß, solltest du daran denken, daß ich die allerletzte bin, die das tun würde. Ich kann mich nicht dazu hergeben, Versicherungen aus mir herauslocken zu lassen, die nicht wirklich gewünscht werden.«

Dann ging sie hinaus, und Elinor wagte nicht, ihr zu folgen und noch mehr zu sagen, denn gebunden, wie sie an ihr Versprechen der Geheimhaltung gegenüber Lucy war, konnte sie Marianne nichts sagen, was sie überzeugen würde; und so schmerzlich die Folgen davon auch sein mochten, daß ihre Schwester noch immer nichts von den Tatsachen wußte, so war sie doch genötigt, es auf sich zu nehmen. Alles, was sie hoffen konnte, war, daß Edward sie und sich selbst nicht oft der Qual, Mariannes unangebrachten warmherzigen Eifer anzuhören, oder der Wiederholung von anderen Peinlichkeiten, die ihr kürzliches Zusammentreffen sonst noch begleitet hatten, aussetzen würde – und das konnte sie mit gutem Grund erwarten.

### Kapitel 36

Wenige Tage nach diesem Zusammentreffen verkündeten die Zeitungen der Mitwelt, daß die Gattin von Thomas Palmer Esq. wohlbehalten von einem Sohn und Erben entbunden worden sei; eine sehr wichtige und zufriedenstellende Anzeige, zumindest für alle Bekannten und Verwandten, die vorher davon gewußt hatten.

Dieses für das Glück Mrs. Jennings' höchst bedeutsame Ereignis brachte eine zeitweilige Veränderung in der Verfügung über ihre Zeit mit sich und wirkte sich im gleichen Maße auch auf die Unternehmungen ihrer jungen Freundinnen aus; denn da sie soviel wie möglich bei Charlotte sein wollte, fuhr sie jeden Morgen, sobald sie angekleidet war, zu ihr und kam erst spät am Abend wieder zurück; und die Misses Dashwood brachten dann auf die besondere Bitte Lady Middletons den ganzen Tag in Conduit Street zu. Für ihre eigene Bequemlichkeit wären sie viel lieber im Hause Mrs. Jennings' geblieben, zumindest den Vormittag über, doch ging es nicht an, entgegen den Wünschen aller darauf zu dringen. So mußten sie ihre Zeit Lady Middleton und den beiden Misses Steele widmen, die ihre Gesellschaft in Wirklichkeit ebensowenig schätzten, wie sie diese angeblich suchten.

Die Misses Dashwood hatten zuviel Verstand, um für die erstere eine wünschenswerte Gesellschaft zu sein; und von den letzteren wurden sie eifersüchtig als Eindringlinge in ihr Territorium betrachtet, die an einem Wohlwollen teilhatten, das sie ganz allein für sich beanspruchen wollten. Obgleich Lady Middletons Verhalten Elinor und Marianne gegenüber nicht höflicher sein konnte, mochte sie die beiden eigentlich überhaupt nicht. Da sie weder ihr noch ihren Kindern

schmeichelten, konnte sie sie nicht für gutherzig halten; und da sie gern lasen, meinte sie, sie seien sarkastisch, vielleicht ohne genau zu wissen, was das überhaupt

bedeutete; doch das war nicht wichtig. Es war eine allgemein übliche Kritik und wurde gedankenlos ausgesprochen.

Ihre Gegenwart zwang sie wie auch Lucy, gewisse Beschränkungen in Kauf zu nehmen. Sie hinderte den Müßiggang der einen und den Übereifer der anderen. Lady Middleton schämte sich vor ihnen, nichts zu tun, und Lucy fürchtete, daß die beiden sie wegen der Schmeicheleien, auf die sie sich soviel einbildete und die sie zu anderen Zeiten ständig anbrachte, verachten würden. Miss Steele war durch ihre Gegenwart am wenigsten von den dreien aus dem Gleichgewicht gebracht, und es lag sogar in der Macht der Misses Dashwood, sie völlig damit zu versöhnen; denn hätte ihr nur eine der beiden einen vollständigen und haargenauen Bericht von der ganzen Angelegenheit zwischen Marianne und Mr. Willoughby gegeben, hätte sie sich reichlich belohnt gefühlt dafür, daß sie dem Besuch nach dem Dinner den besten Platz am Feuer opfern mußte. Doch diese Versöhnung wurde ihr nicht zuteil, denn obgleich sie gegenüber Elinor häufig Äußerungen des Mitleids für ihre Schwester hinwarf und mehr als einmal vor Marianne eine Bemerkung über die Unbeständigkeit von Kavalieren fallenließ, rief dies lediglich einen unbeteiligten Blick bei der ersteren oder einen angewiderten bei der letzteren hervor. Selbst eine noch geringere Mühe hätte sie vielleicht schon zu Miss Steeles Freundinnen gemacht – wenn sie sie doch wenigstens wegen des Doktors ausgelacht hätten! Doch waren sie, wie auch die anderen, so gar nicht geneigt, ihr diesen Gefallen zu tun, daß sie manches Mal, wenn Sir John auswärts aß, den ganzen Tag verbringen mußte, ohne irgendwelche anderen Neckereien darüber zu hören, als sie sich freundlicherweise selbst zuteil werden ließ.

Von dieser ganzen Eifersucht und Unzufriedenheit ahnte Mrs. Jennings jedoch nicht das geringste und fand es somit ganz wunderbar für die Mädchen, daß sie zusammen waren; und gewöhnlich gratulierte sie ihren jungen Freundinnen jeden Abend dazu, der Gesellschaft einer einfältigen alten Frau so lange entronnen gewesen zu sein. Sie kam manchmal bei Sir John und manchmal in ihrem eigenen Haus mit ihnen zusammen; aber wo immer sie hinkam, sie war stets in großartiger Stimmung, voller Freude und wichtiger Nachrichten, schrieb Charlottes Wohlbefinden ihrer eigenen Fürsorge zu und war bereit, eine so genaue, so ins einzelne gehende Darstellung von deren Zustand zu geben, daß allein Miss Steeles Neugier groß genug war, dies auch hören zu wollen. Eine Sache jedoch beunruhigte sie, und darüber beklagte sie sich täglich: Mr. Palmer blieb bei der üblichen, doch eines Vaters unwürdigen Meinung seines Geschlechts, daß alle Säuglinge gleich aussähen; und obgleich sie selbst zu verschiedenen Zeiten eindeutig die verblüffendste Ähnlichkeit zwischen diesem Baby und jedem seiner beiderseitigen Angehörigen erkennen konnte, war es nicht möglich,

seinen Vater ebenfalls davon zu überzeugen, und auch nicht, ihn zu der Erkenntnis zu bringen, daß es *nicht* allen anderen Babys gleichen Alters glich; und er konnte nicht einmal dazu bewogen werden, die schlichte Behauptung zu bestätigen, daß es das prächtigste Kind der Welt sei.

Ich komme nun zu dem Bericht über ein Unglück, das etwa zu dieser Zeit Mrs. John Dashwood widerfuhr. Es traf sich, daß, während ihre beiden Schwägerinnen sie mit Mrs. Jennings das erste Mal in Harley Street besuchten, auch noch eine Bekannte von ihr vorbeigekommen war – ein Umstand, der ihr an sich eigentlich kaum Unheil bringen konnte. Doch wenn sich andere Leute von ihrer Einbildungskraft dazu hinreißen lassen, sich ein falsches Urteil über unser Verhalten zu bilden, und aus einem flüchtigen Anschein ihre Schlüsse zu ziehen, muß das Glück eines Menschen stets der Gnade des Zufalls ausgeliefert sein. In dem gegenwärtigen Fall ließ die Phantasie dieser zuletzt eingetroffenen Dame Wahrheit und Wahrscheinlichkeit so weit außer acht, daß sie, als sie nur den Namen der Misses Dashwood hörte und erfuhr, daß sie Mr. Dashwoods Schwestern seien, sofort schloß, daß sie sich in Harley Street aufhielten; und diese falsche Deutung veranlaßte sie, ein paar Tage danach den beiden sowie ihrem Bruder und ihrer Schwägerin Einladungskarten zu einem kleinen musikalischen Abend in ihrem Haus zu schicken. Die Folge davon war, daß sich Mrs. Dashwood nicht nur genötigt sah, sich der ungemein lästigen Notwendigkeit zu unterziehen, den Misses Dashwood ihre Kutsche zu schicken, sondern, was noch schlimmer war, sich auch noch den ganz unerfreulichen Anschein zu geben, sie würde sie mit Aufmerksamkeit behandeln; und wer konnte sagen, ob sie nicht vielleicht erwarten würden, ein zweites Mal mit ihr ausgehen zu können? Es war richtig, daß sie stets die Macht haben mußte, sie zu enttäuschen. Aber das war nicht genug, denn wenn jemand zu einer Verhaltensweise entschlossen ist, von der er doch *weiß*, daß sie falsch ist, fühlt er sich verletzt, wenn man Besseres von ihm erwartet.

Marianne war nun nach und nach soweit zu täglichen Ausfahrten bewogen worden, daß es ihr schließlich gleichgültig war, ob sie mitging oder nicht; und sie machte sich für jede abendliche Einladung ruhig und mechanisch fertig, doch ohne das geringste Vergnügen davon zu erwarten, und sehr oft auch ohne bis zum letzten Augenblick überhaupt zu wissen, wohin es ging.

Ihre Kleidung und ihr Aussehen waren ihr so absolut gleichgültig geworden, daß sie ihnen während ihres ganzen Toilettenschaffens nicht halb soviel Beachtung schenkte, wie es Miss Steele in den ersten fünf Minuten ihres Zusammenseins tat. Deren genauesten Beobachtung und allgemeiner Neugier entging nichts; sie sah alles und fragte nach allem, hatte nie Ruhe, bis sie nicht von allen Einzelheiten von Mariannes

Kleidung den Preis kannte; sie konnte die Zahl von Mariannes gesamten Kleidern besser schätzen als Marianne selbst, und sie war nicht ohne Hoffnung, noch bevor sie sich wieder trennten, herauszubekommen, wieviel sie pro Woche für die Wäsche zahlte und wieviel sie jedes Jahr für sich selbst zur Verfügung hatte. Dieses ungehörige Ausfragen fand überdies gewöhnlich seinen Abschluß mit einem Kompliment, das zwar freundlich gemeint war, doch von Marianne als die größte Unverschämtheit von allem gesehen wurde; denn nachdem sie eine eingehende Prüfung hinsichtlich des Wertes und der Machart ihres Kleides, der Farbe ihrer Schuhe sowie ihrer Haartracht über sich hatte ergehen lassen, konnte sie fast sicher sein, daß Miss Steele ihr dann erklärte, sie sähe, auf ihr Wort, mächtig fesch aus, und sie würde ganz bestimmt sehr viele Eroberungen machen.

Mit einer solchen Ermutigung wurde sie bei dieser Gelegenheit zu der Kutsche ihres Bruders entlassen, in die sie und ihre Schwester fünf Minuten, nachdem sie vorgefahren war, bereits einsteigen konnten – eine Pünktlichkeit, die ihrer Schwägerin, die schon zu ihrer Bekannten vorausgefahren war, gar nicht paßte, da sie dort auf eine durch ihre Schwägerinnen verschuldete Verzögerung hoffte, die ihr selbst oder ihrem Kutscher dann Ungelegenheiten bereiten könnte.

Die Ereignisse des Abends waren nicht besonders bemerkenswert. Der Musikabend versammelte, wie andere solche Abende auch, sehr viele Leute, die wirklichen Gefallen an den Darbietungen hatten, und sehr viel mehr, die nicht den geringsten daran hatten; und die Spieler selbst waren, wie gewöhnlich, nach ihrer eigenen Einschätzung und der ihrer nächsten Angehörigen die besten Hausmusiker Englands.

Da Elinor weder musikalisch war noch vorgab, es zu sein, hatte sie keine Bedenken, ihren Blick von dem Flügel wegzuwenden, wann immer es ihr gefiel; und unbeeindruckt selbst von der Gegenwart einer Harfe und einem Cello richtete sie ihn nach Belieben auf andere Dinge im Raum. Bei einem dieser umherschweifenden Blicke bemerkte sie in einer Gruppe junger Männer gerade den Mann, der ihnen bei Gray's eine Lektion über Zahnstocherkästchen gegeben hatte. Sie bemerkte, wie auch er bald darauf zu ihr hinsah und dann vertraulich mit ihrem Bruder sprach; und sie hatte gerade beschlossen, von dem letzteren seinen Namen herauszufinden, als beide auch schon auf sie zukamen und er ihr von Mr. Dashwood als Mr. Robert Ferrars vorgestellt wurde.

Er begrüßte sie mit ungezwungener Höflichkeit und machte eine gezierte Verbeugung, die ihr ebenso deutlich versicherte, wie Worte es getan haben könnten, daß er gerade so ein Geck war, wie sie ihn von Lucy hatte nennen hören. Glücklicherweise für sie



gewesen, wenn ihre Liebe zu Edward weniger von seinen eigenen Vorzügen abhängig gewesen wäre als von denen seiner nächsten Angehörigen. Denn dann hätte diese Verbeugung seines Bruders dem, was mit der Übellaunigkeit seiner Mutter und seiner Schwester begonnen hatte, den letzten Stoß gegeben. Doch während sie sich darüber wunderte, wie verschieden die beiden jungen Männer waren, konnte sie nicht finden, daß die Hohlheit und Selbstgefälligkeit des einen sie die Bescheidenheit und den Wert des anderen weniger schätzen ließen. Warum sie so verschieden waren, erklärte ihr Robert im Verlaufe ihrer viertelstündigen Unterhaltung selbst; denn als er über seinen Bruder sprach und über dessen äußerst linkisches Wesen klagte, das ihn, wie er tatsächlich glaubte, davon abhielt, in der richtigen Gesellschaft zu verkehren, schrieb er dies offen und großmütig viel weniger angeborenen Unzulänglichkeiten zu als vielmehr dem unglücklichen Umstand seiner privaten Ausbildung – während er selbst, obgleich wahrscheinlich ohne seinem Bruder von Natur aus besonders oder wesentlich überlegen zu sein, lediglich durch den Vorteil einer Privatschule ebenso imstande sei, mit aller Welt zu verkehren, wie jeder andere Mann auch.

»Auf mein Wort«, fügte er hinzu, »ich glaube, weiter ist es nichts; und wie oft sage ich zu meiner Mutter, wenn sie darüber bekümmert ist: ›Meine liebe Mama, du mußt das nicht so schwernehmen. Das Übel ist nicht wiedergutzumachen, und es ist allein deine Schuld. Warum hast du dich gegen deine eigene Einsicht von meinem Onkel, Sir Robert, überreden lassen, Edward in der kritischsten Zeit seines Lebens Privatunterricht geben zu lassen? Hättest du ihn nur nach Westminster geschickt wie mich selbst, statt zu Mr. Pratt, hätte das alles verhindert werden können.« So erkläre ich die Sache immer, und meine Mutter ist vollkommen überzeugt von ihrem Fehler.«

Elinor wollte dem nicht widersprechen, denn was immer sie sonst von den Vorteilen einer Privatschule halten mochte, so konnte sie jedenfalls nicht gerade mit Befriedigung an Edwards Aufenthalt in Mr. Pratts Familie denken.

»Sie wohnen doch wohl in Devonshire«, war seine nächste Bemerkung, »in einem Landhaus in der Nähe von Dawlish.«

Elinor berichtigte ihn, was die Lage ihres Wohnsitzes betraf, und es schien ihn ziemlich zu überraschen, daß jemand zwar in Devonshire, aber nicht in der Nähe von Dawlish leben konnte. Die Art ihres Hauses fand jedoch seine volle Anerkennung.

»Was mich betrifft,« sagte er, »so liebe ich Landhäuser ganz ungemein; sie haben immer so etwas Behagliches und Erlesenes. Und ich erkläre feierlich, daß ich mir, wenn ich genug Geld hätte, ein kleines Stück Land, nicht weit entfernt von London, kaufen und selbst eins darauf bauen würde, wo ich dann jederzeit hinfahren, ein paar

Freunde um mich versammeln und glücklich sein könnte. Ich rate jedem, der bauen will, sich ein Landhaus zu errichten. Mein Freund Lord Courtland kam neulich extra zu mir, um mich um Rat zu fragen, und legte mir drei verschiedene Pläne von Bonomi vor. Ich sollte entscheiden, welcher der beste sei. »Mein lieber Courtland«, sagte ich und warf sie augenblicklich alle ins Feuer, »übernehmen Sie keinen davon, sondern bauen Sie auf alle Fälle ein Landhaus.« Und das, denke ich mir, wird er wohl auch tun. Einige Leute bilden sich ein, ein Landhaus könne weder Bequemlichkeit noch genügend Platz bieten; aber das ist ein Irrtum. Ich war letzte Woche bei meinem Freund Elliott in der Nähe von Dartford. Lady Elliott wollte einen Tanzabend geben. »Aber wie ist das zu machen?« sagte sie; »mein lieber Ferrars, sagen Sie mir doch, wie man das zustande bringen könnte. Es gibt in diesem Landhaus nicht einen Raum, der Platz für zehn Paare hat, und wo sollte denn das Supper gereicht werden?« Ich sah sofort, daß es kein Problem sein dürfte, also sagte ich: »Meine liebe Lady Elliott, machen Sie sich keine Sorgen. Das Speisezimmer faßt mit Leichtigkeit achtzehn Paare; die Kartentische können im Gesellschaftszimmer aufgestellt werden; die Bibliothek kann offen sein für Tee und andere Erfrischungen; und das Supper können Sie im Salon decken lassen.« Lady Elliott war entzückt von dieser Idee. Wir maßen das Speisezimmer aus und stellten fest, daß es genau achtzehn Paare fassen würde, und die Sache wurde genau nach meinem Plan arrangiert. So kann man, wie Sie sehen, in einem Landhaus tatsächlich ebenso wie in dem geräumigsten Wohnsitz jegliche Bequemlichkeit genießen, wenn man nur weiß, wie es anzufangen ist.«

Elinor stimmte allem zu, denn sie meinte, er verdiene nicht das Kompliment eines verständigen Widerspruchs.

Da John Dashwood nicht mehr Vergnügen an der Musik hatte als seine ältere Schwester, waren seine Gedanken gleichermaßen frei, sie auf andere Dinge zu richten; und so kam ihm während des Abends etwas in den Sinn, das er seiner Gattin, als sie nach Hause kamen, mitteilte, um ihre Zustimmung zu erhalten. Der Gedanke an Mrs. Dennisons Irrtum, daß seine Schwestern seine Gäste seien, habe doch nahegelegt, daß es sich für sie schicken würde, sie wirklich einzuladen, während Mrs. Jennings durch ihre Verpflichtungen von zu Hause ferngehalten wurde. Die Ausgaben seien nicht der Rede wert, die Umstände kaum größer; und es wäre im ganzen genommen eine Aufmerksamkeit, die sein empfindsames Gewissen als notwendig erachte für die vollständige Einlösung seines Versprechens seinem Vater gegenüber. Fanny war entsetzt über diesen Vorschlag.

»Ich kann nicht sehen, wie wir das tun können«, sagte sie, »ohne Lady Middleton zu beleidigen, denn sie verbringen doch jeden Tag bei ihr; sonst würde ich es wirklich

sehr gern tun. Du weißt, ich bin immer bereit, ihnen jede Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen, die in meiner Macht liegt, und daß ich sie heute abend mitgenommen habe, beweist es doch. Aber sie sind Lady Middletons Gäste. Wie kann ich sie da bitten, von ihr fortzugehen?«

Ihr Gatte wandte, wenn auch sehr vorsichtig, ein, daß er ihre Bedenken nicht als zwingend ansehe. »Sie haben schon eine Woche auf diese Weise in Conduit Street zugebracht, und Lady Middleton kann doch nicht beleidigt sein, wenn sie so nahen Verwandten die gleiche Anzahl von Tagen gewähren.«

Fanny sagte einen Augenblick lang nichts und erklärte dann mit frischer Energie: »Mein lieber Schatz, ich würde sie von Herzen gern herbitten, wenn es mir möglich wäre. Aber ich hatte gerade für mich beschlossen, die Misses Steele einzuladen, ein paar Tage bei uns zu verbringen. Es sind so wohlerzogene, gute Mädchen, und ich denke, diese Aufmerksamkeit gebührt ihnen, wo sich ihr Onkel um Edward so verdient gemacht hat. Wir können deine Schwestern in einem anderen Jahr einladen, weißt du; aber die Misses Steele kommen vielleicht nie wieder in die Stadt; du wirst sie ganz bestimmt mögen; tatsächlich magst du sie doch jetzt schon sehr, nicht wahr, und deine Mutter auch; und sie sind so beliebt bei Harry!«

Mr. Dashwood war überzeugt. Er erkannte die Notwendigkeit, die Misses Steele einzuladen, augenblicklich, und sein Gewissen war beruhigt durch den Beschluß, seine Schwestern in einem anderen Jahr einzuladen; doch gleichzeitig vermutete er insgeheim, daß ein weiteres Jahr die Einladung unnötig machen würde, da es Elinor als Colonel Brandons Gattin und Marianne als deren Besucherin in die Stadt bringen würde.

Fanny, die frohlockte, daß sie dieser Gefahr entronnen und stolz auf ihre rasche Reaktion und ihr Geschick war, die ihr das erwirkt hatten, schrieb am nächsten Morgen an Lucy, um sie und ihre Schwester für einige Tage um ihre Gesellschaft in Harley Street zu bitten, sobald Lady Middleton sie entbehren könne. Das war genug, um Lucy mit Recht wirklich glücklich zu machen. Mrs. Dashwood schien sich tatsächlich für sie einzusetzen, schien alle ihre Hoffnungen zu teilen und alle ihre Absichten zu unterstützen! Eine solche Gelegenheit, mit Edward und seiner Familie zusammenzusein, war vor allen Dingen höchst wichtig für ihre Belange und eine solche Einladung höchst befriedigend für ihre Gefühle. Es war ein Vorzug, der gar nicht dankbar genug anerkannt und gar nicht schnell genug genutzt werden konnte; und was den Besuch bei Lady Middleton betraf, der vorher nicht genau begrenzt

worden war, so stellte man sogleich fest, daß er von vornherein in zwei Tagen hätte enden sollen.

Als Elinor das Billett zu sehen bekam, was zehn Minuten nach seinem Eintreffen geschah, ließ es sie zum ersten Mal die Erwartungen Lucys etwas teilen, denn ein solches Zeichen ungewöhnlicher Freundlichkeit, nach einer so kurzen Bekanntschaft gewährt, schien zu besagen, daß das Wohlwollen Lucy gegenüber von mehr als nur Gehässigkeit gegen sie selbst herrührte und mit der Zeit und mit Geschick alles erreicht werden konnte, was Lucy wünschte. Ihre Schmeicheleien hatten bereits den Stolz Lady Middletons bezwungen und einen Eingang in Mrs. John Dashwoods enges Herz gefunden; und all dies waren Erfolge, die vermuten ließen, daß noch bedeutendere folgen würden.

Die Misses Steele zogen nach Harley Street um, und alles, was Elinor über deren Einfluß dort hörte, bestärkte sie in ihrer Erwartung des Ereignisses. Sir John, der sie mehr als einmal besuchte, kam mit Berichten über die Gunst, deren sie sich dort erfreuten, die allgemeines Erstaunen hervorrufen mußten. Mrs. Dashwood habe noch niemals in ihrem Leben einen solchen Gefallen an jungen Mädchen gefunden wie an den beiden; sie habe jeder ein von einem Emigranten angefertigtes Nadelbuch geschenkt, nenne Lucy bei ihrem Vornamen und wisse nicht, ob sie sich jemals wieder von ihnen trennen könne.

### Kapitel 37

Mrs. Palmer ging es nach zwei Wochen so gut, daß ihre Mutter es nicht länger für nötig hielt, ihr ihre ganze Zeit zu widmen; und indem sie sich nun damit begnügte, sie ein-bis zweimal am Tag zu besuchen, kehrte sie in ihr Haus und zu ihren alten Gewohnheiten zurück, wo sie die Misses Dashwood sehr bereit fand, ihren früheren Anteil daran wiederaufzunehmen.

Etwa am dritten oder vierten Vormittag, nachdem sie sich nun wieder in Berkeley Street eingerichtet hatten, kam Mrs. Jennings nach ihrer Rückkehr von ihrem üblichen Besuch bei Mrs. Palmer so eilig und voller Wichtigkeit in das Besuchszimmer gelaufen, in dem sich Elinor allein befand, daß diese erwartete, etwas ganz Wunderbares zu erfahren; und nachdem ihr Mrs. Jennings gerade soviel Zeit gelassen hatte, diesen Gedanken zu fassen, begann sie augenblicklich, ihn zu bestätigen durch die Worte: »Großer Gott, meine liebe Miss Dashwood! Haben Sie schon die Neuigkeiten gehört?«

»Nein, Ma'am. Was gibt es denn?«

»Etwas sehr Merkwürdiges! Aber Sie sollen alles hören. Als ich zu Mrs. Palmer kam, fand ich Charlotte völlig aufgelöst wegen des Kindes. Sie war sicher, es sei sehr krank – es schrie und quälte sich und war voller Pusteln. Ich sah mir das gleich an und sagte: ›Mein Gott, meine Liebe, das sind doch nur Schweißblattern‹, weiter nichts, und die Kinderfrau sagte dasselbe. Aber Charlotte wollte sich nicht zufriedengeben, also wurde nach Mr. Donavan geschickt; zum Glück war er zufällig gerade von Harley Street nach Hause gekommen; er kam gleich herüber, und sobald er das Kind nur sah, sagte er genau dasselbe wie wir, daß es nur Schweißblattern seien, und dann war Charlotte beruhigt. Und als er gerade wieder gehen wollte, kam es mir in den Sinn – ich weiß wirklich nicht, wie ich darauf gekommen bin, aber es kam mir in den Sinn, ihn zu fragen, ob es etwas Neues gäbe. Und daraufhin grientete er und wand sich, machte dann ein ernstes Gesicht und schien irgend etwas zu wissen; und schließlich sagte er im Flüsterton: ›Aus Furcht, eine unangenehme Nachricht könnte die jungen Damen in Ihrer Obhut über die Unpäßlichkeit Ihrer Schwägerin erreichen, halte ich es für ratsam, Ihnen zu sagen, daß es keinen wirklichen Grund zur Besorgnis gibt; ich hoffe, Mrs. Dashwood wird es bald wieder sehr gutgehen.«

»Was, ist Fanny krank?«

»Genau das habe ich auch gefragt, meine Liebe. ›Du Lieber Gott‹, habe ich gesagt, ›ist Mrs. Dashwood krank?‹ Und dann kam alles heraus; kurz und gut, nach allem, was ich erfahren konnte, scheint es um folgendes zu gehen: Mr. Edward Ferrars, genau der junge Mann, mit dem ich Sie immer aufgezogen habe – (aber nach dem, was sich jetzt herausgestellt hat, bin ich mächtig froh, daß da nie etwas dran war) –, Mr. Ferrars also ist schon länger als ein Jahr mit meiner eigenen Verwandten – Lucy – verlobt! – Was sagen Sie dazu, meine Liebe!– Und kein Mensch hat ein Wort davon gewußt, außer Nancy! Hätten Sie so etwas für möglich gehalten? Es ist ja kein großes Wunder, daß sie einander gern haben, aber daß die Sache so weit gediehen war zwischen ihnen, und keiner hat's gewußt – das ist wirklich seltsam! Ich habe sie ja nie zusammen gesehen, sonst hätte ich das doch bestimmt gleich rausgefunden. Na, und es wurde schließlich vollkommen geheimgehalten aus Furcht vor Mrs. Ferrars; und weder sie noch Ihr Bruder oder Ihre Schwägerin haben von der Sache etwas geahnt – bis heute vormittag, bis die arme Nancy, die, wie Sie wissen, ein wohlmeinendes Geschöpf ist, aber nicht gerade das Pulver erfunden hat, mit allem herausplatzte. ›Du lieber Himmel‹, dachte sie sich, ›sie haben Lucy alle so gern, bestimmt werden sie keine Schwierigkeiten deswegen machen‹; also ging sie zu Ihrer Schwägerin, die ganz allein bei ihrer Teppichknüpferei saß, ohne zu ahnen, was nun kommen würde – denn sie hatte gerade

fünf Minuten vorher zu Ihrem Bruder gesagt, daß sie daran dachte, eine Heirat zwischen Edward und der Tochter von irgendeinem Lord – ich habe vergessen, von welchem – zu vermitteln. Sie können sich also denken, was das für ein Schlag war für all ihre Eitelkeit und ihren Stolz. Sie bekam sofort einen heftigen hysterischen Anfall und schrie so, daß Ihr Bruder es hörte, der unten in seinem Ankleidezimmer saß und gerade einen Brief an seinen Verwalter auf dem Land schreiben wollte. Sofort stürmte er nach oben, wo sich eine schreckliche Szene abspielte, denn Lucy war, ohne im geringsten zu ahnen, was los war, inzwischen herbeigekommen. Die Ärmste! Sie tut mir leid. Und ich muß schon sagen, Ihre Schwägerin ging sehr hart mit ihr um, denn sie fiel, wie eine Furie schimpfend, über sie her und trieb sie bald in einen Ohnmachtsanfall. Nancy fiel auf die Knie und weinte bitterlich; und Ihr Bruder lief im Zimmer hin und her und sagte, er wisse nicht, was er tun solle. Mrs. Dashwood erklärte, daß sie nicht eine Minute länger im Haus bleiben sollten, und Ihr Bruder war genötigt, ebenfalls auf die Knie zu gehen, um sie zu bewegen, die Mädchen wenigstens so lange bleiben zu lassen, bis sie ihre Sachen gepackt hätten. Dann bekam sie wieder einen hysterischen Anfall, und er war so erschrocken, daß er nach Mr. Donavan schickte, und Mr. Donavan fand dann das Haus in diesem ganzen Aufruhr vor. Die Kutsche stand an der Tür bereit, um meine armen Verwandten wegzubringen, und sie stiegen gerade ein, als er herauskam; die arme Lucy konnte kaum laufen, in einem solchen Zustand war sie, sagte er, und Nancy ging es fast genauso schlecht. Ich muß sagen, ich habe für Ihre Schwägerin überhaupt nichts übrig, und ich hoffe von ganzem Herzen, daß es nun gerade zu einer Heirat kommt. Du lieber Himmel, in welche Aufregung der arme Mr. Edward geraten wird, wenn er davon hört! Seinen Schatz so verächtlich behandelt zu wissen! Denn es heißt, er hat sie mächtig gern, wie es wohl anzunehmen ist. Ich würde mich nicht wundern, wenn er leidenschaftlich in sie verliebt wäre! Mr. Donavan denkt ganz genauso, wir beide haben eine ganze Weile darüber gesprochen; und das Schönste von allem ist, daß er wieder nach Harley Street zurückgefahren ist, um in Reichweite zu sein, wenn Mrs. Ferrars das alles mitgeteilt würde; denn sobald meine Verwandten das Haus verlassen hatten, war nach ihr geschickt worden; Ihre Schwägerin war nämlich sicher, sie würde ebenfalls einen hysterischen Anfall bekommen, und das kann sie von mir aus auch ruhig. Mir tut keine der beiden leid. Ich habe kein Verständnis dafür, wenn die Leute ein solches Wesen machen um Geld und Einfluß. Es gibt keinen Grund auf der Welt, warum Edward und Lucy nicht heiraten sollten, denn bestimmt kann Mrs. Ferrars es sich leisten, ihren Sohn sehr gut zu versorgen; und wenn auch Lucy selber so gut wie nichts hat, so weiß sie doch besser als jede andere, wie aus allem das Beste zu machen ist; und ich möchte behaupten, daß sie, wenn Mrs. Ferrars ihm nur fünfhundert im Jahr bewilligen würde,

ebenso vor der Welt dastünde wie jede andere mit achthundert. Du lieber Himmel, wie behaglich sie in einem solchen Landhaus leben könnten wie dem Ihren – oder in einem etwas größeren –, mit zwei Dienstmädchen und zwei Dienern; und ich glaube, ich könnte ihnen sogar zu einem Hausmädchen verhelfen, denn meine Betty hat eine Schwester, die keine Stellung hat, die wäre genau die Richtige für sie.«

Hiermit endete Mrs. Jennings, und da Elinor genug Zeit gehabt hatte, ihre Gedanken zu ordnen, war sie imstande, darauf zu antworten und solche Bemerkungen zu machen, wie man sie zu diesem Gegenstand natürlicherweise erwarten konnte. Da sie froh war, daß bei ihr kein außergewöhnliches Interesse an der Sache vermutet wurde, daß Mrs. Jennings (wie sie es in letzter Zeit oft Grund gehabt hatte zu hoffen) aufgehört hatte zu glauben, daß sie Edward überhaupt zugetan war, und vor allen Dingen, daß Marianne nicht anwesend war, fühlte sie sich sehr wohl imstande, ohne Verlegenheit ihr Urteil, wie sie meinte, ganz unparteiisch zu dem Verhalten aller dabei Beteiligten abzugeben.

Sie konnte sich kaum darüber klarwerden, was sie selbst von diesem Vorkommnis tatsächlich erwartete – obwohl sie sich ernsthaft bemühte, den Gedanken an die Möglichkeit zu vertreiben, daß es schließlich anders enden könnte als mit der Heirat von Edward und Lucy. Sie war gespannt zu hören, was Mrs. Ferrars sagen und tun würde, wenn sie die Sache erfuhr, wenngleich es keinen Zweifel darüber geben konnte, welcher Art ihre Reaktion sein würde; und noch wichtiger war es ihr, zu erfahren, wie sich Edward verhalten würde. Für ihn hatte sie viel Mitgefühl – für Lucy sehr wenig –, und es kostete sie einige Mühe, selbst das wenige für sie aufzubringen – und für die übrigen überhaupt keins.

Da Mrs. Jennings über nichts anderes sprechen konnte, hielt Elinor es bald für nötig, Marianne auf diese Erörterungen vorzubereiten. Es war keine Zeit zu verlieren, sie mußte sie aufklären, sie mit der wirklichen Situation vertraut machen und dafür sorgen, daß sie es, wenn andere darüber sprachen, mit anhören konnte, ohne zu zeigen, daß sie irgendwelche Besorgnis für ihre Schwester oder Groll gegen Edward empfand.

Es war eine schmerzliche Aufgabe für Elinor. Sie würde ihrer Schwester etwas nehmen, was, wie sie wirklich glaubte, ihr hauptsächlichster Trost war – sie mußte ihr Dinge über Edward berichten, die sie fürchten ließen, damit ihre gute Meinung von ihm für immer zunichte zu machen und sie durch die Ähnlichkeit ihrer beider Lage, die in ihren Augen gewiß sehr groß sein würde, dahin zu bringen, ihre ganze eigene Enttäuschung erneut zu empfinden. Doch so unwillkommen eine solche Aufgabe auch sein mußte, sie war notwendig, und Elinor beeilte sich, sie zu erfüllen.

Sie war weit davon entfernt, bei ihren eigenen Gefühlen verweilen zu wollen oder sich als sehr leidend hinzustellen; sie wünschte nur, daß die Selbstbeherrschung, die sie stets geübt hatte, seit sie zum erstenmal von Edwards Verlobung erfahren hatte, für Marianne als Verhaltensmaßregel dienen mochte. Ihr Bericht war klar und einfach; und obgleich er nicht ohne Gemütsbewegung gegeben werden konnte, wurde er nicht von heftiger Erregung oder leidenschaftlichem Kummer begleitet. Das war vielmehr die Sache der Zuhörerin, denn Marianne vernahm alles mit Entsetzen und weinte heftig. Elinor mußte bei all ihrem eigenen Kummer auch noch die Trösterin anderer sein; und der ganze Trost, den sie durch die Versicherung ihrer eigenen Gefäßtheit und einer sehr ernsthaften Verteidigung Edwards gegen jeglichen Vorwurf außer den der Unklugheit spenden konnte, wurde bereitwillig gegeben.

Doch Marianne wollte eine Zeitlang nichts gelten lassen. Edward schien ein zweiter Willoughby zu sein; und da Elinor doch zugab, daß sie ihn ganz aufrichtig geliebt habe – wie konnte sie da weniger fühlen als sie selbst! Was Lucy Steele anging, so war sie in ihren Augen so absolut unliebenswürdig, so völlig unfähig, einen vernünftigen Mann für sich einzunehmen, daß sie zuerst nicht zu überzeugen war, an eine frühere Zuneigung Edwards zu ihr zu glauben und sie ihm dann zu verzeihen. Sie wollte nicht einmal zugeben, daß sie doch ganz natürlich gewesen war; und Elinor überließ es ihr schließlich, sich durch das einzige überzeugen zu lassen, was Überzeugung herbeiführen konnte – eine bessere Menschenkenntnis.

Ihre Eröffnung war zu Anfang nicht weiter gediehen als bis zu der Tatsache von Edwards Verlobung und ihrer Dauer. Dann war Marianne von ihren Gefühlen überwältigt worden, was jedem geordneten Bericht der Umstände ein Ende machte; und eine Zeitlang konnte Elinor nichts tun, als zu versuchen, ihren Kummer zu besänftigen, ihre Besorgnis zu verringern und gegen ihren Groll anzukämpfen. Ihre erste Frage, die zu weiteren Einzelheiten führte, war: »Wie lange hast du das schon gewußt, Elinor? Hat er es dir geschrieben?«

»Ich habe es während der ganzen letzten vier Monate gewußt. Gleich als Lucy im November nach Barton Park kam, hat sie mir im Vertrauen von ihrer Verlobung erzählt.«

Bei diesen Worten drückte Mariannes Blick ein Erstaunen aus, wie es ihre Lippen nicht hervorzubringen vermochten. Und nach einer Pause sprachloser Verwunderung rief sie aus: »Vier Monate! Du weißt das schon vier Monate lang?«

Elinor bestätigte es.



»Wie – während du dich in all meinem Elend um mich gesorgt hast, lag dir *das* auf der Seele? Und ich habe dir vorgeworfen, daß du doch glücklich seist!«

»Es war nicht angebracht, dich zu der Zeit wissen zu lassen, wie sehr das Gegenteil davon richtig war.«

»Vier Monate!« rief Marianne wieder. »So ruhig! So heiter! Was hat dich so stark sein lassen?«

»Das Gefühl, daß es meine Pflicht war. Mein Versprechen Lucy gegenüber zwang mich, es geheimzuhalten. Ich war es ihr deshalb schuldig, jede Andeutung der Wahrheit zu vermeiden; und ich schuldete es meiner Familie und meinen Freunden, bei ihnen keine Sorge um mich hervorzurufen, die ich ihnen nicht hätte nehmen können.«

Marianne war offenbar sehr beeindruckt.

»Ich habe oft gewünscht, dich und unsere Mutter aufzuklären«, fügte Elinor hinzu, »und ein paarmal habe ich es versucht, aber ohne das mir Anvertraute zu offenbaren, hätte ich euch niemals überzeugen können.«

»Vier Monate! Und doch hast du ihn geliebt!«

»Ja, aber ich habe nicht nur ihn geliebt; und da mir auch das Wohlergehen anderer am Herzen lag, war ich froh, ihnen das Wissen darum, wie sehr ich litt, ersparen zu können. Nun kann ich ohne viel Erregung daran denken und davon sprechen. Ich wollte nicht, daß du meinetwegen leidest, denn ich versichere dir, daß ich jetzt selbst nicht mehr sehr leide. Es gibt viele Dinge, die mich stärken. Ich bin mir bewußt, daß ich die Enttäuschung nicht durch eigene Unbesonnenheit heraufbeschworen habe, und ich habe es soweit wie möglich ertragen, ohne es andere fühlen zu lassen. Ich spreche Edward im wesentlichen frei von jedem falschen Verhalten. Ich wünsche ihm, daß er sehr glücklich wird, und ich bin so sicher, daß er stets seine Pflicht tun wird und trotz einigen Bedauerns, das er nun noch hegen mag, es am Ende auch werden muß. Lucy mangelt es nicht an Vernunft, und das ist die Grundlage, aus der sich alles Gute ergeben kann. Und schließlich, Marianne, nach allem, was an der Vorstellung einer einzigen, beständigen Liebe bestrickend ist und was über das Glück gesagt werden kann, das ganz und gar von einer bestimmten Person abhängt, so ist es im Grunde nicht richtig – es ist nicht möglich – es kann nicht sein. Edward wird Lucy heiraten; er wird eine Frau heiraten, die in ihrer Erscheinung und Intelligenz der Hälfte ihres Geschlechts überlegen ist; und Zeit und Gewohnheit werden ihn vergessen lassen, daß es jemals eine andere gab, die er *ihr* überlegen geglaubt hatte.«

»Wenn du so denkst«, sagte Marianne, »wenn der Verlust dessen, was einem am teuersten ist, so leicht durch etwas anderes zu ersetzen ist, dann sind deine Entschlossenheit und deine Selbstbeherrschung vielleicht etwas weniger zu verwundern. Dann kann ich sie vielleicht auch eher verstehen.«

»Ich sehe, was du meinst. Du glaubst nicht, daß ich jemals viel empfunden habe. Vier Monate lang, Marianne, hat mir all das auf der Seele gelegen, ohne daß ich zu einem einzigen Menschen darüber sprechen durfte – während ich wußte, daß es dich und unsere Mutter sehr unglücklich machen würde, wann immer ich es euch erklärte, und ich doch nicht im mindesten imstande war, euch darauf vorzubereiten. Es wurde mir erzählt, gewissermaßen aufgezwungen von gerade der Person, deren vorherige Verlobung mit Edward alle meine Aussichten zunichte machte; und das geschah, wie mir schien, voller Triumph. Dem Argwohn dieser Person mußte ich deshalb begegnen, indem ich mich bemühte, gleichgültig zu erscheinen, wo ich zutiefst interessiert war. Und das war nicht nur einmal so; ich mußte mir ihre Hoffnungen und ihr Frohlocken wieder und wieder anhören. Ich wußte, daß ich für immer von Edward getrennt sein würde, ohne auch nur von einem einzigen Umstand zu hören, der mich eine Verbindung mit ihm hätte weniger wünschen lassen können. Nichts hat ihn als unwürdig erwiesen, auch hat er sich in keiner Weise mir gegenüber gleichgültig gezeigt. Ich habe mich gegen die Herzlosigkeit seiner Schwester und die Unverschämtheit seiner Mutter behaupten müssen und habe die Bestrafung für eine Liebe erdulden müssen, ohne mich ihrer Vorzüge zu erfreuen. Und all das hat sich zu einer Zeit abgespielt, als ich nicht nur deshalb unglücklich war, wie du nur zu gut weißt. Wenn du mich jemals imstande glaubst zu fühlen – dann kannst du gewiß annehmen, daß ich da gelitten habe. Die Gefäßtheit, mit der ich mich nun dazu überwunden habe, die Sache zu betrachten, der Trost, den ich schließlich zugelassen habe, sind das Ergebnis ständiger schmerzlicher Bemühungen; sie sind nicht von selbst gekommen; sie waren nicht gleich da, um mir Erleichterung zu verschaffen – nein, Marianne. Wenn ich nicht zu schweigen verpflichtet gewesen wäre, dann hätte mich vielleicht nichts vollständig davon abhalten können – nicht einmal das, was ich meinen liebsten Angehörigen schuldete –, offen zu zeigen, daß ich *sehr* unglücklich war.«

Marianne war ganz bezwungen.

»Oh, Elinor«, rief sie, »ich muß mich deinetwegen für immer hassen. Wie grausam bin ich zu dir gewesen! Zu dir, die du mein einziger Trost warst, die du mich geduldig ertragen hast während all meines Elends, die du nur meinetwegen zu leiden schienst!

Ist dies mein Dank? Ist das alles, womit ich das vergelten kann? Weil dein Verdienst ein ständiger Vorwurf für mich ist, habe ich versucht, es abzutun.«

Die zärtlichsten Liebkosungen folgten diesem Bekenntnis. In einem solchen Gemütszustand, in dem sich Marianne nun befand, hatte Elinor keine Schwierigkeiten, jedes Versprechen von ihr zu erhalten, das sie wünschte; und auf ihre Bitte verpflichtete sie sich, über diese Sache niemals mit dem geringsten Anschein von Bitterkeit zu jemand zu sprechen – Lucy zu begegnen, ohne zu zeigen, daß ihre Abneigung ihr gegenüber auch nur im geringsten größer geworden war – und selbst Edward – falls der Zufall sie zusammenführen sollte – ohne jede Schmälerung ihrer gewöhnlichen Herzlichkeit zu begegnen. Dies waren bedeutende Zugeständnisse, doch wo Marianne fühlte, daß sie jemand verletzt hatte, konnte ihr keine Wiedergutmachung zuviel sein.

Sie erfüllte ihr Versprechen, besonnen zu sein, auf bewundernswürdige Weise. Sie hörte sich alles, was Mrs. Jennings zu diesem Thema zu sagen hatte, mit stets gleichbleibender Miene an, äußerte keine andere Meinung, und man hörte sie dreimal sagen: »Ja, Ma'am.« Sie hörte ihrem Lob Lucys zu und wechselte dabei nur ihren Platz; und als Mrs. Jennings von Edwards Liebe sprach, mußte sie lediglich einmal kräftig schlucken. Solche Fortschritte an Heldenhaftigkeit bei ihrer Schwester gaben Elinor das Gefühl, nun selbst allem gewachsen zu sein.

Der nächste Morgen brachte eine weitere Prüfung für Marianne, und zwar durch den Besuch ihres Bruders, der mit tieferster Miene kam, um diese schreckliche Angelegenheit mit ihnen zu besprechen und ihnen einen neuen Bericht über seine Gattin zu bringen.

»Ich nehme an«, sagte er mit feierlichem Ernst, sobald er sich gesetzt hatte, »ihr habt von der äußerst schockierenden Enthüllung gehört, die sich gestern unter unserem Dach zugetragen hat.«

Sie alle nickten zustimmend, es schien ein zu schrecklicher Augenblick, um zu sprechen.

»Eure Schwägerin«, fuhr er fort, »hat schrecklich gelitten. Mrs. Ferrars ebenfalls – kurz gesagt, es hat sich eine höchst verwickelte schmerzliche Szene abgespielt; aber ich will hoffen, daß wir den Sturm überstehen können, ohne daß wir – daß jemand von uns Schaden davon nimmt. Arme Fanny, sie litt gestern den ganzen Tag unter hysterischen Anfällen. Aber das muß euch nicht zu sehr erschrecken. Donavan sagt, es sei nichts Wesentliches zu befürchten; sie hat eine gute Konstitution, und ihre

Entschlossenheit läßt sie mit allem fertigwerden. Sie hat das alles mit der Seelenstärke eines Engels ertragen! Sie sagt, sie wird niemals wieder eine gute Meinung von jemand haben; und das ist nicht zu verwundern, nachdem sie so getäuscht worden ist! Eine solche Undankbarkeit zu erleben, wo sie den beiden so viel Freundlichkeit erwiesen, so viel Vertrauen entgegengebracht hat. Es entsprang ganz ihrem wohlwollenden Herzen, daß sie diese jungen Mädchen in ihr Haus eingeladen hatte; allein weil sie meinte, sie verdienten einige Aufmerksamkeit, seien unschuldige, wohlerzogene Mädchen und angenehme Gefährtinnen; denn sonst hätten wir beide sehr gern dich und Marianne zu uns eingeladen, während eure gütige Freundin ihre Tochter pflegte. Und nun so belohnt zu werden! ›Ich wünschte von ganzem Herzen‹, sagte die arme Fanny in ihrer liebevollen Art, ›wir hätten an ihrer Stelle deine Schwestern eingeladen.‹«

Hier hielt er inne, um ihren Dank entgegenzunehmen; und nachdem dies geschehen war, fuhr er fort: »Was die arme Mrs. Ferrars litt, als Fanny ihr dies eröffnete, ist nicht zu beschreiben. Während sie in ihrer so großen Liebe eine geeignete Verbindung für ihn geplant hatte, konnte man da vermuten, daß er all die Zeit mit einer anderen Person verlobt war! Ein solcher Verdacht wäre ihr doch nie in den Sinn gekommen! Wenn sie irgendeine frühere Verbindung vermutet hätte, dann doch nicht aus dieser Richtung. ›Von dort‹, sagte sie, ›glaubte ich mich bestimmt sicher.‹ Sie war völlig verzweifelt. Doch wir besprachen zusammen, was zu tun sei, und am Ende beschloß sie, nach Edward zu schicken. Er kam. Aber es tut mir leid, euch berichten zu müssen, was dabei herauskam. Was immer Mrs. Ferrars vorbringen konnte, um ihn zu bewegen, die Verlobung aufzulösen – auch, wie du dir denken kannst, mit Hilfe meiner Argumente und Fannys dringender Bitten –, es war vergebens. Pflicht, Liebe, über alles setzte er sich hinweg. Ich hätte nie geglaubt, daß Edward so halsstarrig, so gefühllos sein kann. Seine Mutter erklärte ihm ihre großzügigen Absichten für den Fall, daß er Miss Morton heirate; sie sagte, sie würde ihm das Gut in Norfolk überschreiben, das frei von Grundsteuern ist und gute tausend Pfund im Jahr einbringen würde; sie bot ihm sogar an, wenn es dringend nötig würde, dies auf zwölfhundert zu erhöhen. Doch für den Fall, daß er noch immer auf dieser niederen Verbindung bestehe, führte sie ihm die sichere Armut vor Augen, die diese Heirat zur Folge haben würde. Seine eigenen zweitausend Pfund, beteuerte sie, würden alles sein, was er besitze; sie würde ihn nie wiedersehen wollen; und so wenig würde sie daran denken, ihm auch nur die kleinste Hilfe zu gewähren, daß sie, sollte er um eines besseren Einkommens willen irgendeinen Beruf ergreifen wollen, sogar alles in ihrer Macht Stehende tun würde, um sein Fortkommen darin zu verhindern.‹«

Hier schlug Marianne, außer sich vor Empörung, die Hände zusammen und rief: »Großer Gott, ist denn so etwas möglich!«

»Du kannst dich sehr wohl wundern, Marianne«, erwiderte ihr Bruder, »über eine Halsstarrigkeit, die solchen Argumenten widerstehen konnte. Dein Protest ist ganz natürlich.«

Marianne wollte gerade scharf darauf antworten, doch sie erinnerte sich an ihr Versprechen und unterließ es.

»Doch all das«, fuhr er fort, »wurde ihm vergeblich vor Augen geführt. Edward sagte sehr wenig, aber was er sagte, das brachte er mit größter Entschiedenheit vor. Nichts könnte ihn dazu bringen, seine Verlobung aufzugeben. Er würde dazu stehen, koste es ihn, was es wolle.«

»Dann hat er«, rief Mrs. Jennings, nicht länger imstande zu schweigen, mit unverblümter Aufrichtigkeit, »wie ein redlicher Mann gehandelt. Verzeihen Sie, Mr. Dashwood, aber wenn er anders gehandelt hätte, dann wäre er in meinen Augen ein Schurke gewesen. Ich habe, ebenso wie Sie, ein wenig Interesse an der Sache, denn Lucy ist meine Verwandte, und ich glaube, es gibt kein besseres Mädchen auf der Welt als sie, und auch keins, das mehr als sie einen guten Mann verdient.«

John Dashwood war völlig verblüfft; aber er war von ruhiger Gemütsart und ließ sich nicht leicht aufbringen; und er wollte niemals jemand beleidigen, schon gar nicht jemand, der vermögend war. Er erwiderte deshalb ohne jeden Groll: »Ich würde niemals über eine Verwandte von Ihnen respektlos sprechen, Madam. Miss Lucy Steele ist gewiß ein sehr verdienstvolles junges Mädchen, aber in diesem Fall, wissen Sie, ist eine Verbindung ganz ausgeschlossen. Und eine heimliche Verlobung mit einem jungen Mann einzugehen, der sich unter der Obhut ihres Onkels befand, besonders wo es sich um den Sohn einer Frau von so großem Vermögen wie Mrs. Ferrars' handelt, ist vielleicht im ganzen gesehen etwas ungewöhnlich. Jedenfalls ist es nicht meine Absicht, mich über das Verhalten einer Person, die Sie schätzen, abfällig zu äußern, Mrs. Jennings. Wir alle wünschen, daß sie sehr glücklich wird, und Mrs. Ferrars hat sich während der ganzen Sache so verhalten, wie es auch jede andere gewissenhafte gute Mutter unter ähnlichen Umständen getan hätte. Sie handelte würdig und großzügig. Edward hat sein eigenes Los gewählt, und ich fürchte, es wird ein schlechtes sein.«

Marianne brachte mit einem Seufzer zum Ausdruck, daß sie ähnliche Befürchtungen hegte; und Elinor tat es in der Seele weh, wenn sie an Edwards Gefühle dachte,

während er den Drohungen seiner Mutter für eine Frau die Stirn bot, die es ihm nicht vergelten konnte.

»Nun, Sir«, sagte Mrs. Jennings, »und wie endete die Sache?«

»Leider muß ich sagen, Ma'am, mit einem höchst unglücklichen Bruch. Edward ist für immer aus den Augen seiner Mutter verbannt. Er verließ gestern ihr Haus, aber wohin er gegangen ist und ob er noch in der Stadt ist, weiß ich nicht; denn *wir* können uns natürlich nicht danach erkundigen.«

»Der arme junge Mann! Und was soll nun aus ihm werden?«

»Ja, was, in der Tat, Ma'am! Das ist ein trauriger Gedanke. Geboren mit der Aussicht auf einen solchen Wohlstand! Ich kann mir keine Lage vorstellen, die beklagenswerter wäre. Die Zinsen von zweitausend Pfund – wie kann man davon leben! Und wenn man dann noch daran denkt, daß er, wäre er nicht so töricht gewesen, in drei Monaten zweitausendfünfhundert im Jahr hätte haben können (denn Miss Morton besitzt dreißigtausend Pfund), dann kann ich mir keine elendere Situation vorstellen. Wir müssen alle mit ihm fühlen, und um so mehr, da es überhaupt nicht in unserer Macht liegt, ihm zu helfen.«

»Armer junger Mann!« rief Mrs. Jennings, »auf jeden Fall wird ihm in meinem Haus sehr gern Unterkunft und Verpflegung gewährt, und das würde ich ihm auch sagen, wenn ich ihn zu sehen bekäme. Es ist nicht in Ordnung, daß er jetzt auf eigene Kosten in gemieteten Zimmern und Gasthäusern leben soll.«

Elinor dankte ihr in ihrem Herzen für eine solche Güte Edward gegenüber, wenn sie auch lächeln mußte über die Form ihres Angebots.

»Hätte er nur an sich selbst so gut gehandelt«, sagte John Dashwood, »wie alle seine Angehörigen es tun wollten, dann hätte er sich jetzt in einer ihm gebührenden Lage befunden, und es hätte ihm an nichts gefehlt. Aber wie die Sache liegt, ist es niemandem möglich, ihm zu helfen. Und es gibt noch etwas anderes, auf das er sich gefaßt machen muß, und das dürfte schlimmer sein als alles andere – seine Mutter hat aus einer sehr natürlichen Stimmung heraus beschlossen, *das* Gut, das unter normalen Bedingungen Edward hätte hören können, sofort auf Robert zu überschreiben. Als ich sie heute morgen verließ, war der Anwalt bei ihr, mit dem sie die Angelegenheit besprach.«

»Na«, sagte Mrs. Jennings, »das ist eben *ihre* Rache. Jeder auf seine Art. Aber meine Sache wäre es bestimmt nicht, nur weil mich der eine Sohn geärgert hat, den anderen dafür unabhängig zu machen.«

Marianne stand auf und ging im Zimmer umher.

»Kann es denn für einen Mann etwas geben, das noch bitterer ist«, fuhr John fort, »als seinen jüngeren Bruder im Besitz eines Gutes zu sehen, das sein eigenes hätte sein können? Armer Edward, er tut mir aufrichtig leid.«

Nach ein paar weiteren Minuten ähnlicher Herzensergüsse beendete er seinen Besuch; und mit wiederholten Versicherungen gegenüber seinen Schwestern, daß er wirklich glaube, Fannys Unpäßlichkeit berge keine wesentliche Gefahr, und daß sie deshalb nicht sehr beunruhigt zu sein brauchten, ging er schließlich und ließ die Damen einmütig in ihrer Meinung zu diesem Ereignis zurück, zumindest soweit es das Verhalten Mrs. Ferrars', der Dashwoods und Edwards betraf.

Mariannes Empörung brach hervor, sobald er hinausgegangen war; und da ihre leidenschaftlichen Äußerungen bei Elinor Zurückhaltung unmöglich und bei Mrs. Jennings unnötig machten, stimmten sie alle in eine sehr lebhafte Kritik über die ganze Gesellschaft ein.

### Kapitel 38

Mrs. Jennings pries Edwards Verhalten mit großer Wärme, doch nur Elinor und Marianne waren sich seines wahren Verdienstes ganz bewußt. Nur sie wußten, wie wenig es gewesen war, das ihn dazu verleitet hatte, ungehorsam zu sein, und wie gering der Trost, außer dem Bewußtsein, recht zu tun, war, der ihm bei dem Verlust von Angehörigen und Vermögen bleiben konnte. Elinor frohlockte über seine Rechtschaffenheit, und Marianne vergab ihm alle seine Vergehen aus Mitleid für seine Bestrafung. Doch obgleich das Vertrauen zwischen den Schwestern durch diese öffentliche Enthüllung vollkommen wiederhergestellt war, war dies ein Thema, bei dem keine der beiden gern verweilte, wenn sie allein waren. Elinor vermied es aus Prinzip, da die zu leidenschaftlichen, zu positiven Versicherungen Mariannes nur dazu führen würden, ihren eigenen Glauben an Edwards fortdauernde Liebe zu ihr noch mehr in ihren Gedanken zu festigen, was sie doch vielmehr zu verhindern wünschte; und Marianne verließ bald der Mut, über ein Thema zu sprechen, das sie durch den Vergleich, den es unvermeidlich zwischen Elinors Verhalten und dem ihren hervorrief, jedesmal noch unzufriedener mit sich selbst machte.

Sie empfand die ganze Wirkung dieses Vergleichs, doch folgte daraus nicht, wie ihre Schwester es gehofft hatte, daß er sie nun anspornte, sich beherrschen zu lernen; sie empfand ihn mit der ganzen Qual des Selbstvorwurfs, bedauerte bitter, daß sie sich niemals zuvor bemüht hatte, sich zu beherrschen, aber es brachte ihr nur die Qualen der Reue, ohne Hoffnung auf Besserung. Ihr Gemüt war so geschwächt, daß sie ein solches Bestreben immer noch für unmöglich hielt, und so machte sie das nur noch mutloser.

In den nächsten zwei Tagen hörten sie nichts Neues über die Angelegenheiten in Harley Street und Bartlett's Buildings. Doch obgleich sie bereits so viel über die Sache wußten, daß Mrs. Jennings genug damit zu tun haben mochte, diese Kenntnisse weiterzuverbreiten, ohne sich um mehr zu bemühen, hatte sie von Anfang an beschlossen, sobald es ihr möglich war, ihren beiden Verwandten einen Besuch abzustatten, um sie zu trösten und sich nach weiterem zu erkundigen; und nichts als eine ungewöhnliche Zahl von Besuchern hatte sie bis dahin daran gehindert, zu ihnen zu fahren.

Der dritte Tag, nachdem sie all diese Dinge erfahren hatten, war ein so freundlicher, schöner Sonntag, daß es viele Leute nach Kensington Gardens zog, obgleich es erst die zweite Märzwoche war. Auch Mrs. Jennings und Elinor fuhren dorthin; aber Marianne, die wußte, daß die Willoughbys wieder in der Stadt waren und die in ständiger Angst lebte, ihnen zu begegnen, wollte lieber zu Hause bleiben, als sich an einen so allgemein beliebten Ort zu wagen.

Bald nachdem sie den Park betreten hatten, schloß sich ihnen eine gute Bekannte von Mrs. Jennings an, und Elinor war nicht böse darum, daß sie selbst – da diese bei ihnen blieb und Mrs. Jennings somit ganz von der Unterhaltung mit ihr in Anspruch genommen war – in Ruhe ihren Gedanken nachhängen konnte. Sie sah nichts von den Willoughbys, nichts von Edward und eine Zeitlang auch sonst niemand, der irgendwie, ob im ernsten oder heiteren Sinne, für sie interessant sein könnte. Doch am Ende sah sie sich einigermaßen überrascht von Miss Steele angesprochen, die, wenngleich mit einem recht zaghaften Blick, große Befriedigung darüber äußerte, sie zu treffen; und durch die besondere Freundlichkeit Mrs. Jennings' ermutigt, verließ Miss Steele ihre eigenen Gefährten für kurze Zeit, um sich ihnen anzuschließen. Mrs. Jennings flüsterte Elinor sogleich zu: »Holen Sie alles aus ihr heraus, meine Liebe. Sie wird Ihnen alles erzählen, wenn Sie danach fragen. Ich kann nicht von Mrs. Clarke fort.«



Es war jedoch ein Glück für Mrs. Jennings' und auch für Elinors Neugier, daß Miss Steele alles erzählen *wollte*, *ohne* gefragt zu werden, denn andernfalls hätten sie nichts erfahren.

»Ich bin ja so froh, Sie zu treffen«, sagte Miss Steele, während sie vertraulich Elinors Arm ergriff, »denn ich wollte Sie unbedingt sprechen«; und dann mit leiserer Stimme: »Ich nehme an, Mrs. Jennings hat alles erfahren. Ist sie ärgerlich?«

»Auf Sie überhaupt nicht, glaube ich.«

»Das ist gut. Und Lady Middleton, ist *sie* ärgerlich?«

»Das kann ich mir nicht denken.«

»Da bin ich mächtig froh. Du lieber Gott, was habe ich für eine Zeit durchgemacht. Ich habe Lucy noch nie im Leben so rasend gesehen. Sie schwor zuerst, sie würde mir nie wieder einen neuen Hut besetzen und überhaupt nie mehr irgend etwas für mich tun, solange sie lebt; aber jetzt ist sie schon wieder zu sich gekommen, und wir sind wieder so gute Freunde wie immer. Sehen Sie, sie hat mir diese Schleife für meinen Hut gemacht und gestern noch die Feder rangesteckt. Na bitte, *Sie* lachen auch über mich. Aber warum sollte ich keine rosa Bänder am Hut tragen? Es ist mir gleich, ob es wirklich die Lieblingsfarbe von dem Doktor ist. Was mich betrifft, so hätte ich bestimmt nie gewußt, ob er sie überhaupt lieber hat als irgendeine andere Farbe, wenn er es nicht zufällig erwähnt hätte. Meine Verwandten haben mich so damit geärgert! Ich muß sagen, ich weiß dann manchmal wirklich nicht mehr, wo ich hingucken soll.«

Sie war zu einem Thema abgeschweift, zu dem Elinor nichts zu sagen hatte, deshalb hielt sie es für angebracht, wieder zu dem ersten zurückzufinden.

»Aber, Miss Dashwood«, sagte Miss Steele triumphierend, »die Leute können ja reden, soviel sie wollen, daß Mr. Ferrars erklärt, er will Lucy nicht haben, denn so ist das nicht, das kann ich Ihnen versichern; und es ist eine Schande, solche böartigen Gerüchte zu verbreiten. Was Lucy auch selber darüber denken mag, wissen Sie, es ist nicht die Sache anderer Leute, das für sicher zu halten.«

»Ich habe bisher noch nie gehört, daß jemand so etwas angedeutet hätte, ganz bestimmt nicht«, sagte Elinor.

»Nein, wirklich nicht? Aber es wurde gesagt, ich weiß es sehr wohl, und nicht nur von einem; denn Miss Godby hat Miss Sparks erzählt, daß niemand, der bei Verstand ist, erwarten kann, daß Mr. Ferrars eine Frau wie Miss Morton, mit einem Vermögen von

dreißigtausend Pfund, für Lucy Steele aufgeben würde, die überhaupt nichts besitzt; und das hab ich von Miss Sparks selber. Und außerdem hat mein Cousin Richard gesagt, er fürchtet, wenn's schließlich drauf ankommt, macht sich Mr. Ferrars aus dem Staub; und als sich Edward dann drei Tage lang nicht sehen ließ, wußte ich selber nicht, was ich denken sollte; und im Grunde meines Herzens glaube ich, Lucy gab schon alles verloren; denn wir verließen Ihren Bruder am Mittwoch und haben Edward dann nicht am Donnerstag, nicht am Freitag und nicht am Sonnabend zu Gesicht gekriegt, und wir wußten nicht, was mit ihm geworden war. Einmal dachte Lucy daran, an ihn zu schreiben, aber dann hat sich ihr Stolz dagegen aufgelehnt. Aber heute morgen kam er, grade, als wir aus der Kirche zurück waren; und dann kam alles heraus – wie man am Mittwoch nach ihm geschickt hatte, nach Harley Street zu kommen, und wie seine Mutter und die anderen alle mit ihm geredet haben, und wie er vor ihnen allen erklärt hat, daß er niemand anders als Lucy liebt und daß er niemand anders als Lucy haben will; und wie er so bekümmert war über alles, was vorgefallen war, daß er sich, sobald er das Haus seiner Mutter verlassen hatte, aufs Pferd gesetzt hat und irgendwohin aufs Land geritten ist; und wie er sich absichtlich den ganzen Donnerstag und Freitag in einem Gasthaus aufgehalten hat, um darüber wegzukommen. Und nachdem er immer wieder darüber nachgedacht hatte, sagte er, fand er nun, da er kein Vermögen und auch sonst nichts besaß, daß es sehr rücksichtslos von ihm wäre, Lucy weiter an die Verlobung zu binden, weil es nur zu ihrem Schaden wäre, denn er besitzt doch nur zweitausend Pfund und hat nichts weiter zu erwarten; und wenn er in den geistlichen Stand treten würde, woran er eventuell denkt, könnte er lediglich Hilfspfarrer werden, und wie sollten sie davon leben? Er kann den Gedanken nicht ertragen, daß es ihr nicht besser ergehen sollte, und deshalb bat er, wenn sie im mindesten dazu geneigt wäre, der Sache sofort ein Ende zu machen und ihn allein zurechtkommen zu lassen. Ich habe ihn das alles klar und deutlich sagen hören. Und es wäre ganz allein nur um ihretwillen und aus Rücksicht auf sie, daß er vom Weggehen redet, und nicht seinetwegen. Und ich kann schwören, daß er nicht ein Wort darüber fallenließ, daß er sie überhat oder Miss Morton heiraten will oder so was Ähnliches. Aber natürlich wollte Lucy von solchen Reden nichts hören und erklärte ihm sofort (mit einer Menge über Herz und Liebe und das alles – ach, mein Gott, solche Sachen kann man nicht wiederholen, wissen Sie), sie erklärte ihm sofort, sie würde sich um alles in der Welt nicht von ihm trennen wollen, denn sie kann mit ihm zusammen mit sehr wenig auskommen, und wie wenig es auch sein würde, sie wäre sehr froh über alles, wissen Sie, oder so was Ähnliches. Da war er dann mächtig glücklich und sprach noch eine Weile weiter darüber, was sie nun tun sollten, und sie kamen überein, daß er sogleich in den geistlichen Stand treten sollte und sie mit der

Heirat warten mußten, bis er eine Pfründe bekommen würde. Und grade dann konnte ich nichts mehr hören, denn meine Cousine rief mich von unten, um mir zu sagen, daß Mrs. Richardson in ihrer Kutsche gekommen sei und eine von uns nach Kensington Gardens mitnehmen würde; ich mußte also reingehen in das Zimmer und sie unterbrechen, um Lucy zu fragen, ob sie gern mitfahren würde, aber sie wollte nicht von Edward weg; da bin ich also nach oben gelaufen, um mir ein Paar Seidenstrümpfe anzuziehen und bin mit den Richardsons weggefahren.«

»Ich verstehe nicht, was Sie mit ›Unterbrechen‹ meinen«, sagte Elinor, »sie waren doch alle zusammen in dem gleichen Zimmer, nicht wahr?«

»Aber nein, das waren wir nicht! Ach, Miss Dashwood, denken Sie denn, Leute machen sich Liebesgeständnisse, wenn jemand anders dabei ist? Oh, schämen Sie sich! Bestimmt wissen Sie das besser!« Sie lachte affektiert. »Nein, nein, die beiden waren allein im Salon, und ich habe das alles nur gehört, weil ich an der Tür gelauscht habe.«

»Wie«, rief Elinor, »Sie haben mir wiedererzählt, was Sie nur erfuhren, weil Sie an der Tür gelauscht haben? Es tut mir leid, daß ich das nicht vorher gewußt habe, denn bestimmt hätte ich dann nicht zugelassen, daß Sie mir das alles erzählen, was Sie selbst nicht hätten erfahren sollen. Wie konnten Sie ihrer Schwester gegenüber so unredlich handeln?«

»Ach was, da ist doch nichts dabei. Ich habe nur an der Tür gestanden und gehört, was ich hören konnte. Und ich bin sicher, Lucy hätte das bei mir ganz genauso gemacht; denn vor ein oder zwei Jahren, als Martha Sharpe und ich so viele Geheimnisse miteinander hatten, hat sie nie gezögert, sich in einem Wandschrank oder hinter einem Kaminvorsetzer zu verstecken, damit sie hören konnte, was wir sagten.«

Elinor versuchte, von etwas anderem zu sprechen, aber Miss Steele konnte nicht mehr als ein paar Minuten von dem abgehalten werden, was sie am meisten beschäftigte.

»Edward spricht davon, bald nach Oxford zu gehen«, sagte sie, »aber jetzt logiert er in der Pall Mall, Nr. ... Was ist seine Mutter doch für eine boshafte Frau, nicht wahr? Und Ihr Bruder und Ihre Schwägerin waren auch nicht grade freundlich! Aber zu Ihnen will ich ja nichts gegen sie sagen; immerhin haben sie uns ja in ihrer eigenen Kutsche nach Hause geschickt, und das war mehr, als ich erwartet hatte. Und ich selber hab die ganze Zeit gefürchtet, Ihre Schwägerin würde die Nadelbüchlein zurückhaben wollen, die sie uns ein paar Tage vorher geschenkt hatte; aber es hat keiner was davon gesagt, und ich habe aufgepaßt, daß meins nicht zu sehen war. Edward sagt, er hat einiges in

Oxford zu tun, deshalb muß er für eine Weile dort hingehen; und danach wird er, sobald er einen Bischof ausfindig machen kann, zum Priester geweiht werden. Ich möchte wissen, was für ein Amt er bekommt!– Du lieber Himmel!« sagte sie kichernd, »ich wette, ich weiß schon, was meine Verwandten sagen werden, wenn sie das hören. Sie werden sagen, ich soll an den Doktor schreiben, um Edward das Amt des Hilfspfarrers in seiner neuen Pfründe zu beschaffen. Bestimmt sagen sie das; aber um alles in der Welt würde ich so etwas nicht tun. – ›Ach‹, werde ich sofort sagen, ›ich möchte wissen, wie ihr darauf kommt. Ich an den Doktor schreiben, also wirklich!‹«

»Na«, sagte Elinor, »es ist beruhigend, auf das Schlimmste vorbereitet zu sein. Sie haben Ihre Antwort jedenfalls parat.«

Miss Steele wollte gerade darauf antworten, doch das Herankommen ihrer eigenen Gefährten machte etwas anderes notwendiger.

»Ach du liebe Güte, da kommen ja die Richardsons. Ich hätte Ihnen noch eine Unmenge mehr zu erzählen, aber ich darf nicht länger von ihnen wegbleiben. Ich versichere Ihnen, es sind sehr vornehme Leute. Er verdient mächtig viel Geld, und sie halten sich ihre eigene Kutsche. Ich habe keine Zeit, darüber zu Mrs. Jennings selbst zu sprechen, aber bitte sagen Sie ihr, daß ich ganz glücklich bin zu hören, daß sie nicht ärgerlich über uns ist, und Lady Middleton ebenfalls; und wenn irgend etwas geschieht, das Sie und Ihre Schwester von hier fortschickt, und Mrs. Jennings vielleicht Gesellschaft haben möchte, dann würden wir bestimmt sehr gern kommen und bei ihr bleiben, solange sie es möchte. Ich nehme an, Lady Middleton wird uns diesmal nicht mehr einladen. Auf Wiedersehen; es tut mir leid, daß Miss Marianne nicht hier war. Bestellen Sie ihr herzliche Grüße von mir. Ach, Sie haben ja Ihr gepunktetes Musselinkleid an! Hatten Sie denn keine Angst, es sich zu zerreißen?«

Solcherart war ihre Sorge beim Fortgehen, denn danach hatte sie nur noch Zeit, sich von Mrs. Jennings zu verabschieden, bevor Mrs. Richardson ihre Gesellschaft wieder für sich beanspruchte; und Elinor war nun im Besitz von Kenntnissen, die ihren Überlegungen eine Zeitlang Nahrung boten, obgleich sie sehr wenig mehr erfahren hatte, als sie bereits in Gedanken vorausgesehen und vorweggenommen hatte. Edwards Heirat mit Lucy war ebenso fest beschlossen und der Zeitpunkt dafür blieb ebenso gänzlich ungewiß, wie sie es vermutet hatte; alles hing – genau, wie sie es erwartet hatte – davon ab, daß er das besagte Amt erhielt, wofür im Augenblick nicht die kleinste Chance zu bestehen schien.

Sobald sie zur Kutsche zurückkehrten, war Mrs. Jennings begierig, alles zu erfahren; aber da Elinor so wenig wie möglich von den Informationen weitergeben wollte, die

ursprünglich auf so unrechte Weise beschafft worden waren, beschränkte sie sich auf die kurze Wiedergabe solcher einfachen Dinge, von denen sie mit Bestimmtheit glaubte, daß Lucy um ihres eigenen Ansehens willen wünschte, daß sie bekannt würden. Das Weiterbestehen ihrer Verlobung und der Weg, den sie einzuschlagen gedachten, um ihr Ziel zu erreichen, war alles, was sie ihr mitteilte; und das rief bei Mrs. Jennings die folgende natürliche Bemerkung hervor.

»Darauf warten, daß er eine Pfründe bekommt! – Ja, ja, man weiß ja, wie das enden wird; sie werden ein Jahr warten, und wenn sie dann feststellen, daß nichts Gutes dabei herauskommt, werden sie mit den jährlichen fünfzig Pfund einer Hilfspfarrerstelle, den Zinsen von zweitausend Pfund und dem bißchen, was Mr. Steele und Mr. Pratt Lucy geben können, ihren Hausstand gründen. – Dann werden sie jedes Jahr ein Kind haben – großer Gott –, wie arm sie sein werden! Ich muß sehen, was ich ihnen für die Ausstattung ihres Hauses geben kann. Zwei Dienstmädchen und zwei Diener, wie ich es neulich gesagt habe, also wirklich! – Nein, nein, sie brauchen ein kräftiges Mädchen für alle Arbeiten. Bettys Schwester wäre dann nicht mehr die Richtige für sie.«

Am nächsten Morgen bekam Elinor von Lucy selbst einen Brief mit der Londoner Stadtpost. Er lautete folgendermaßen:

Bartlett's buildings, März Ich hoffe, meine liebe Miss Dashwood wird es mir verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben; aber ich weiß, bei Ihrer Freundschaft für mich wird es Sie freuen, nach all den Schwierigkeiten, unter denen wir in letzter Zeit zu leiden hatten, einen so guten Bericht über mich und meinen lieben Edward zu hören, und ich will deshalb auch keine weiteren Entschuldigungen vorbringen, sondern sogleich berichten, daß es uns beiden, obgleich wir Schreckliches durchgemacht haben, Gott sei Dank nun recht gutgeht und wir so glücklich sind, wie wir es bei unserer gegenseitigen Liebe stets sein werden. Wir haben große Belastungen und große Bedrängnis erfahren, doch gleichzeitig war es wohltuend, viele Freunde zu haben, Sie selbst nicht die Geringste unter ihnen, an deren große Güte ich mich stets dankbar erinnern werde, wie es auch Edward tun wird, dem ich davon erzählt habe. Bestimmt werden Sie, wie auch die liebe Mrs. Jennings, erfreut sein zu hören, daß ich gestern nachmittag zwei glückliche Stunden mit ihm verbracht habe und er von einer Trennung nichts wissen wollte, obgleich ich ihn aus Gründen der Vernunft ernstlich dazu drängte, da ich es für meine Pflicht hielt, und ich mich auf der Stelle von ihm getrennt hätte, wenn er einverstanden gewesen wäre. Aber er sagte, das würde nie geschehen und er würde sich um den Zorn seiner Mutter nicht kümmern, solange er meiner Liebe gewiß sei; unsere Aussichten sind bestimmt nicht sehr rosig, aber wir

müssen eben warten und das Beste hoffen; er wird in Kürze ordiniert werden, und sollte es Ihnen möglich sein, ihn jemandem zu empfehlen, der eine Pfründe zu vergeben hat, dann werden Sie uns ganz gewiß nicht vergessen; und ich vertraue darauf, daß auch die liebe Mrs. Jennings bei Sir John oder Mr. Palmer oder all den anderen Freunden, die uns vielleicht helfen könnten, ein gutes Wort für uns einlegen wird. – Die arme Anne ist sehr zu tadeln für das, was sie getan hat, doch sie tat es in der besten Absicht, so will ich nichts sagen; ich hoffe, Mrs. Jennings sieht es nicht als zuviel Mühe an, uns zu besuchen, wenn sie an einem Vormittag einmal in unsere Nähe kommen sollte; das wäre sehr freundlich von ihr, und meine Verwandten wären stolz, sie kennenzulernen. Mein Blatt erinnert mich, daß ich Schluß machen muß, und mit der Bitte, sie voll Dankbarkeit und Respekt zu grüßen, sowie auch Sir John und Lady Middleton und die lieben Kinder, wenn Sie sie sehen sollten, und mit vielen Grüßen an Miss Marianne, verbleibe ich, usw. usw.

Sobald Elinor den Brief gelesen hatte, tat sie das, was sie als die eigentliche Absicht der Schreiberin vermutete – sie gab ihn Mrs. Jennings, die ihn mit vielen Bemerkungen der Befriedigung und des Lobes vorlas.

»Wirklich sehr gut! Wie hübsch sie schreibt! Ja, es wäre ganz in Ordnung gewesen, ihn gehen zu lassen, wenn er es gewollt hätte. Das war ganz Lucy. Die Arme! Ich wünschte von ganzem Herzen, ich könnte ihm eine Pfründe verschaffen.– Sie nennt mich liebe Mrs. Jennings, nicht wahr. Sie ist ein so ungemein gutherziges Mädchen. Wirklich, auf mein Wort. Dieser Satz ist sehr hübsch formuliert. Ja, ja, ich werde sie ganz bestimmt besuchen gehen. Wie aufmerksam sie ist, an alle zu denken! Vielen Dank, meine Liebe, daß Sie mir den Brief gezeigt haben. Es ist ja ein so hübscher Brief, wie ich ihn nur je gesehen habe, und er macht Lucys Herz und Verstand alle Ehre.«

### Kapitel 39

Die Misses Dashwood waren nun schon über zwei Monate in der Stadt, und Mariannes Ungeduld, abzureisen, wuchs mit jedem Tag. Es verlangte sie nach der Luft, der Freiheit und der Ruhe auf dem Land; und sie meinte, wenn ihr ein Ort Erleichterung verschaffen könnte, dann nur Barton. Elinor war kaum weniger als Marianne bestrebt fortzukommen und nur deshalb soviel weniger geneigt, es sofort in die Tat umzusetzen, als sie sich der Schwierigkeiten einer so langen Reise bewußt war, die Marianne nicht anerkennen wollte. Sie befaßte sich jedoch schließlich ernsthaft mit dem Gedanken an die Ausführung und hatte ihre Wünsche bereits gegenüber ihrer

gütigen Gastgeberin geäußert – die sich ihnen mit ihrer ganzen wohlwollenden Beredsamkeit widersetzte –, als sich ein Plan anbot, der Elinor, wenn er sie auch noch ein paar Wochen länger von zu Hause fernhielt, insgesamt weit annehmbarer erschien als irgendein anderer. Die Palmers würden etwa Ende März zu den Osterfeiertagen nach Cleveland zurückkehren, und Mrs. Jennings erhielt mit ihren beiden Freundinnen eine sehr herzliche Einladung von Charlotte, mit ihnen zu kommen. Dies allein hätte nicht ausgereicht für das Feingefühl Miss Dashwoods – doch wurde der Einladung von Mr. Palmer selbst mit soviel aufrichtiger Höflichkeit Nachdruck verliehen, daß es sie – wenn sie dazu sein soviel besseres Benehmen ihnen gegenüber bedachte, seit er wußte, daß ihre Schwester unglücklich war – bestimmte, die Einladung mit Freuden anzunehmen.

Als sie Marianne jedoch sagte, was sie getan hatte, war ihre erste Reaktion nicht gerade günstig.

»Cleveland!« rief sie sehr erregt. »Nein, ich kann nicht nach Cleveland gehen.«

»Du vergißt«, sagte Elinor sanft, »daß seine Lage nicht ... daß es nicht in der Nachbarschaft von ...«

»Aber es liegt in Somersetshire. – Ich kann nicht nach Somersetshire gehen. – Dorthin, wo ich mit ... Nein, Elinor, das kannst du nicht von mir erwarten.«

Elinor wollte nicht mit ihr rechten über die Angemessenheit, solche Gefühle zu überwinden; sie bemühte sich nur, ihnen entgegenzuwirken, indem sie andere geltend machte; und sie stellte diesen Plan deshalb als einen Schritt dar, der ihre Rückkehr zu ihrer lieben Mutter, die sie doch so sehr wiederzusehen wünschte, auf einen Zeitpunkt festsetzte, an dem sie in einer annehmbareren und bequemerer Weise reisen konnten, als es bei jedem anderen Plan möglich wäre, und vielleicht auch ohne größere Verzögerung. Von Cleveland, das nur wenige Meilen von Bristol entfernt liege, brauche man nach Barton nicht mehr als einen Tag, wenn es auch eine lange Tagesreise sein würde; und der Diener ihrer Mutter könne leicht dorthin kommen und sie heimholen; und da es keinen Anlaß geben würde, länger als eine Woche in Cleveland zu bleiben, könnten sie nun in wenig mehr als drei Wochen zu Hause sein. Da Marianne ihre Mutter aufrichtig liebte, mußte dieser Plan ohne große Schwierigkeiten über die eingebildeten Übel, die sie angeführt hatte, den Sieg davontragen.

Mrs. Jennings war so weit davon entfernt, ihrer Gäste überdrüssig zu sein, daß sie sie ganz ernstlich drängte, von Cleveland wieder mit ihr zurückzukehren. Elinor war

dankbar für diese Aufmerksamkeit, konnte aber ihren Plan nicht ändern; und da sie das Einverständnis ihrer Mutter bereitwillig erlangt hatten, wurde für ihre Rückkehr alles soweit wie möglich vorbereitet; und Marianne fand einige Erleichterung darin, eine Liste über die Stunden anzufertigen, die sie nun noch von Barton trennten.

»Ach, Colonel, ich weiß nicht, was Sie und ich ohne die Misses Dashwood tun sollen«, empfing ihn Mrs. Jennings, als er das erste Mal kam, nachdem ihre Abreise feststand, »denn sie sind fest entschlossen, von den Palmers nach Hause zurückzukehren; wie einsam werden wir dann sein, wenn ich wieder zurück bin! Du lieber Gott, wir werden dasitzen und uns so stumpfsinnig anstarren wie zwei Katzen.«

Vielleicht hoffte Mrs. Jennings durch diese lebhafte Darstellung ihrer künftigen Langeweile, ihn zu bewegen, jenen Antrag zu machen, durch den er dem entgehen konnte – und wenn es so war, dann hatte sie später guten Grund anzunehmen, daß sie ihr Ziel erreicht hatte; denn als Elinor zum Fenster ging, um einen Kunstdruck besser ausmessen zu können, den sie für ihre Freundin kopieren wollte, folgte er ihr mit einem bedeutungsvollen Blick dorthin und unterhielt sich mehrere Minuten lang mit ihr. Auch konnte die Wirkung dieses Gesprächs auf Elinor ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen, denn obgleich sie zu ehrenhaft war, um zu lauschen, und sich sogar absichtlich auf einen anderen Platz in der Nähe des Klaviers gesetzt hatte, auf dem Marianne spielte, damit sie die Unterhaltung nicht hörte, konnte sie doch nicht umhin festzustellen, daß Elinor erregt war und die Farbe wechselte und ihm so gespannt zuhörte, daß sie mit ihrer Beschäftigung nicht fortfahren konnte. Als eine weitere Bestätigung ihrer Hoffnungen drangen in einer Pause, während Marianne von einem Übungsstück zu einem anderen überging, einige Worte des Colonels zwangsläufig an ihr Ohr, in denen er sich für den schlechten Zustand seines Hauses zu entschuldigen schien. Das ließ keinen Zweifel mehr zu. Sie wunderte sich allerdings darüber, daß er das für notwendig hielt, nahm aber an, daß es die gute Sitte gebot. Was Elinor darauf erwiderte, konnte sie nicht verstehen, meinte aber aus der Bewegung ihrer Lippen zu ersehen, daß sie deshalb keine wesentlichen Bedenken habe – und Mrs. Jennings lobte sie im Innern, daß sie so ehrlich war. Dann sprachen sie noch einige Minuten lang, ohne daß sie eine Silbe verstehen konnte, als durch eine weitere glückliche Pause in Mariannes Spiel die folgenden Worte mit der ruhigen Stimme des Colonels zu ihr herüberdrangen: »Ich fürchte, es kann noch nicht so bald stattfinden.«

Erstaunt und empört über eine für einen Liebhaber so unangemessene Rede, wollte sie schon fast laut ausrufen: »Du lieber Himmel, was sollte denn das verhindern!« Doch sie unterdrückte diesen Wunsch und beschränkte sich auf den leisen Ausruf: »Das ist sehr seltsam – er muß ja wohl nicht noch älter werden!«



Dieser Aufschub von seiten des Colonels schien seine schöne Gefährtin jedoch nicht im mindesten zu kränken oder zu verdrießen, denn als sie bald danach ihre Besprechung beendeten und auseinander gingen, hörte sie Mrs. Jennings deutlich sagen (und das mit einer Stimme, die zeigte, daß sie es auch so empfand): »Meine Dankbarkeit ist Ihnen für immer gewiß.«

Mrs. Jennings war hoch erfreut über diese Dankbarkeit und wunderte sich nur, daß der Colonel sich, nachdem er einen solchen Satz gehört hatte, von ihnen verabschieden konnte, was er sogleich mit der größten Kaltblütigkeit tat, und fortging, ohne ihr etwas darauf zu erwidern! Sie hatte nicht geglaubt, daß ihr alter Freund einen so gleichgültigen Freier abgeben könnte.

Was zwischen den beiden tatsächlich gesprochen wurde, war folgendes:

»Ich habe«, sagte er voller Mitgefühl, »von der Ungerechtigkeit gehört, die Ihr Freund, Mr. Ferrars, von seiner Familie erfahren hat; denn wenn ich die Sache richtig verstanden habe, ist er für sein Festhalten an seiner Verlobung mit einem sehr verdienstvollen jungen Mädchen von seinen Angehörigen vollkommen fallengelassen worden. Bin ich da richtig informiert? Ist das so?«

Elinor bestätigte es ihm.

»Diese Grausamkeit, diese unkluge Grausamkeit«, erwiderte er mit großer Erregung, »zwei junge Menschen zu trennen, oder es zu versuchen, die lange schon einander zugetan sind, das ist schrecklich; Mrs. Ferrars weiß nicht, was sie damit anrichten mag – wozu sie ihren Sohn noch treiben wird. Ich habe Mr. Ferrars ein paarmal in Harley Street gesehen, er gefällt mir sehr. Er ist kein junger Mann, dem man so schnell näherkommt, aber ich habe genug von ihm gesehen, um ihm um seiner selbst willen Gutes zu wünschen, und als einem Freund von Ihnen wünsche ich es ihm um so mehr. Ich habe gehört, daß er Pfarrer werden will. Würden Sie so gut sein und ihm sagen, daß die Pfründe von Delaford – die gerade frei geworden ist, wie ich mit der heutigen Post erfahren habe – ihm gehört, wenn er es für wert hält, sie anzunehmen. Aber wenn man bedenkt, in welcher unglücklicher Lage er sich jetzt befindet, ist es vielleicht unsinnig, daran zu zweifeln; ich wünschte nur, sie wäre einträglicher. – Es ist zwar eine Pfarrstelle, aber eine kleine; der letzte Inhaber der Pfründe hat, glaube ich, nicht mehr als 200 Pfund im Jahr eingenommen, und obgleich dies gewiß verbessert werden kann, fürchte ich, daß es nicht soviel sein wird, um ihm ein wirklich ausreichendes Einkommen zu bieten. Doch so, wie sie ist, wird es mir eine sehr große Freude sein, sie ihm anzubieten. Bitte versichern Sie ihm dies.«

Elinors Erstaunen über diesen Auftrag konnte kaum größer sein, als wenn der Colonel ihr tatsächlich seine Hand angetragen hätte. Eine Pfarrstelle, auf die sich Edward, wie sie noch vor zwei Tagen meinte, keine Hoffnung machen konnte, stand nun bereits zur Verfügung, um ihm die Heirat zu ermöglichen – und ausgerechnet sie war dazu bestimmt, ihm das mitzuteilen. Ihre Erregung war so stark, daß Mrs. Jennings sie einer völlig anderen Ursache zuschrieb; doch welche geringeren Gefühle, weniger rein, weniger angenehm, auch ihren Anteil an dieser Erregung haben mochten, ihre Hochachtung für das große Wohlwollen und ihre Dankbarkeit für die besondere Freundschaft, die zusammen Colonel Brandon bewogen, so zu handeln, empfand sie tief und äußerte das auch mit warmen Worten. Sie dankte ihm dafür von ganzem Herzen, sprach so lobend von Edwards Grundsätzen und Charakteranlagen, wie er es in ihren Augen verdiente, und versprach, gern diesen Auftrag zu übernehmen, wenn es wirklich sein Wunsch sei, eine so erfreuliche Aufgabe jemand anders zu übertragen. Aber gleichzeitig konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren, daß niemand anders diese Aufgabe so gut erfüllen könne wie er selbst. Jedenfalls war es eine Aufgabe, die ihr, da sie Edward ungern in die Verlegenheit brachte, sich ihr gegenüber verpflichtet zu fühlen, lieber erspart geblieben wäre; doch Colonel Brandon, der dies, aus Motiven gleichen Zartgefühls, zurückwies, wünschte offenbar doch so sehr, sie würde es übernehmen, daß sie sich unter keinen Umständen noch weiter dagegen sträuben wollte. Edward war, wie sie glaubte, noch in London, und zum Glück hatte sie seine Adresse von Miss Steele gehört. Sie konnte es deshalb in die Hand nehmen, ihn im Laufe des Tages davon zu unterrichten. Nachdem dies vereinbart worden war, begann Colonel Brandon davon zu sprechen, was für ein Vorzug es für ihn sei, einen so achtbaren und angenehmen Nachbarn zu bekommen; und *dann* erwähnte er schließlich mit Bedauern, daß das Haus klein und ziemlich unzulänglich sei – ein Übel, das Elinor, wie Mrs. Jennings es von ihr angenommen hatte, als ganz unwesentlich abtat, zumindest, was seine Größe anging.

»Ich kann mir nicht vorstellen«, sagte sie, »daß ihnen die Kleinheit des Hauses irgendwelche Schwierigkeiten bereiten wird, denn es wird ihrem Einkommen und der Tatsache, daß sie nur zu zweit sind, durchaus entsprechen.«

Zu seiner Überraschung entnahm Colonel Brandon daraus, daß *sie* Mr. Ferrars Heirat als eine sichere Folge seiner Ernennung betrachtete; denn er hielt es nicht für möglich, daß es bei dem zu erwartenden Einkommen von der Delaforder Pfründe jemand von Edwards Lebensstil wagen könnte, damit einen Hausstand zu gründen – und er sagte es auch.

»Diese kleine Pfarre kann Mr. Ferrars lediglich als Junggesellen ein Auskommen bieten; sie kann es ihm nicht ermöglichen zu heiraten. Leider muß ich sagen, daß meine Möglichkeiten, ihn zu unterstützen, damit enden, und mein Einfluß reicht kaum weiter. Wenn es jedoch durch einen unvorhergesehenen Umstand in meiner Macht liegen sollte, ihm weiterhin zu helfen, müßte ich schon ganz anders über ihn denken, als ich es jetzt tue, wenn ich dann nicht ebenso bereit wäre, ihm so nützlich zu sein, wie ich aufrichtig wünschte, daß ich es auch jetzt schon könnte. Was ich nun tue, scheint in der Tat gar nichts zu bedeuten, da es ihm so wenig zu dem verhelfen kann, was sein hauptsächliches, ja sein einziges Ziel sein muß – glücklich zu werden. Seine Heirat muß noch ein in der Ferne liegendes Glück bleiben – zumindest kann sie, fürchte ich, nicht so bald stattfinden.«

Und dies waren die Worte, die, da sie mißverstanden wurden, Mrs. Jennings' Feinfühligkeit so mit Recht beleidigten; doch nachdem ihr Elinor alles berichtet hatte, was zwischen Colonel Brandon und ihr wirklich gesprochen worden war, während sie zusammen am Fenster gestanden hatten, mochte die Dankbarkeit, die Elinor bei ihrem Auseinandergehen zum Ausdruck gebracht hatte, nicht weniger begründet und nicht weniger angemessen ausgedrückt erscheinen, als wenn sie einem Heiratsantrag gegolten hätte.

## Kapitel 40

»Nun, Miss Dashwood«, sagte Mrs. Jennings mit einem vielsagenden Lächeln, sobald der Colonel gegangen war, »ich frage Sie nicht, was der Colonel zu Ihnen gesagt hat, denn obgleich ich – mein Ehrenwort darauf – *versucht* habe, mich außer Hörweite zu halten, konnte ich nicht verhindern, daß ich genug von der Sache mitbekommen habe, um sein Anliegen zu kennen. Und ich versichere Ihnen, ich war niemals im Leben mehr erfreut, und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu.«

»Danke, Ma'am«, sagte Elinor. »Es ist etwas, worüber ich mich sehr freue; Colonel Brandons Güte hat mich sehr beeindruckt. Es gibt nicht viele Menschen, die so handeln würden, wie er es getan hat. Wenige haben ein so mitfühlendes Herz! Ich bin noch nie im Leben so erstaunt gewesen.«

»Mein Gott, meine Liebe, Sie sind aber bescheiden! Ich bin nicht im mindesten erstaunt darüber, denn ich habe in letzter Zeit schon oft gedacht, daß nichts wahrscheinlicher sei als das.«

»Sie glaubten es, weil Sie das wohlwollende Wesen des Colonels kennen, aber zumindest konnten Sie nicht vorhersehen, daß sich schon so rasch eine Gelegenheit dazu ergeben würde.«

»Gelegenheit!« wiederholte Mrs. Jennings – »Oh, was das betrifft, da wird ein Mann, wenn er einmal zu so etwas entschlossen ist, bald irgendeine Gelegenheit finden. Na, meine Liebe, ich wünsche Ihnen wieder und wieder Glück dazu; und wenn es je ein glückliches Paar auf der Welt geben sollte, dann werde ich wohl bald wissen, wo ich es zu suchen habe.«

»Ich nehme an, Sie wollen sie dann in Delaford aufsuchen«, sagte Elinor mit einem schwachen Lächeln.

»Ja, meine Liebe, das werde ich in der Tat. Und was der Colonel damit meint, daß das Haus schlecht sei, weiß ich wirklich nicht, denn ich habe wohl kaum jemals ein besseres gesehen.«

»Er sprach davon, daß es in einem schlechten Zustand sei.«

»Na, und wessen Schuld ist das? Warum läßt er es nicht instand setzen? Wer sonst sollte das tun als er selbst?«

Sie wurden unterbrochen, da der Diener hereinkam, um anzukündigen, daß die Kutsche vorgefahren sei; und Mrs. Jennings sagte, während sie sofort aufstand, um zu gehen: »Na, meine Liebe, ich muß fort, und ich bin noch nicht zur Hälfte fertig. Aber wir können ja am Abend weiterreden, denn wir werden ganz allein sein. Ich bitte Sie nicht, mit mir zu kommen, denn bestimmt ist Ihr Kopf viel zu voll, um sich Gesellschaft zu wünschen; und außerdem muß es Sie danach verlangen, alles Ihrer Schwester zu erzählen.«

Marianne hatte das Zimmer verlassen, bevor die Unterhaltung begann.

»Gewiß, Ma'am, werde ich es meiner Schwester erzählen; aber ich werde es vorerst noch niemand anders gegenüber erwähnen.«

»Oh – nun gut«, sagte Mrs. Jennings, ziemlich enttäuscht. »Dann wollen Sie wohl nicht, daß ich es Lucy erzähle, denn ich gedenke heute, bis nach Holborn zu fahren.«

»Nein, Ma'am, nicht einmal Lucy, wenn ich Sie bitten darf. Ein Tag Aufschub macht ja nicht soviel aus; und ich meine, bis ich an Mr. Ferrars geschrieben habe, sollte es niemand anders gegenüber erwähnt werden. Ich werde das sogleich tun. Es ist wichtig,

daß seinetwegen keine Zeit versäumt wird, denn er wird für seine Priesterweihe natürlich noch viel tun müssen.«

Diese Worte verwunderten Mrs. Jennings aufs höchste. Warum an Mr. Ferrars so eilig geschrieben werden mußte, konnte sie nicht gleich begreifen. Ein paar Augenblicke der Überlegung brachten sie jedoch auf eine sehr erfreuliche Idee, und sie rief aus: »Ah, ich verstehe! Mr. Ferrars soll es sein. Na, um so besser für ihn. Ja, ja, er muß rasch ordiniert werden; und ich bin sehr froh zu hören, daß die Dinge zwischen Ihnen so weit gediehen sind. Aber meine Liebe, ist das nicht ziemlich ungewöhnlich? Sollte der Colonel nicht besser selbst schreiben? Bestimmt ist er der Richtige dafür.«

Elinor verstand nicht ganz, was Mrs. Jennings mit dem Beginn ihrer Rede meinte, und sie hielt es auch nicht für wert, weiter nachzufragen; deshalb antwortete sie nur auf ihre letzten Worte.

»Colonel Brandon ist ein so feinfühligler Mensch, daß er es lieber hat, wenn jemand anders als er Mr. Ferrars seine Absichten kundtut.«

»Und so sind *Sie* also genötigt, es zu tun. Na, *das* ist eine merkwürdige Art von Feinfühligkeit! Aber ich will Sie nicht länger stören (da sie sah, daß Elinor sich zum Schreiben anschickte). Sie wissen am besten, was für Sie richtig ist. Also, auf Wiedersehen, meine Liebe. Seit Charlottes Niederkunft habe ich nichts mehr gehört, was mich so erfreut hätte.«

Und damit ging sie, kehrte jedoch augenblicklich wieder um.

»Ich habe gerade an Bettys Schwester gedacht, meine Liebe. Ich wäre sehr froh, wenn ich ihr eine so gute Herrin verschaffen könnte. Ob sie allerdings gut genug sein wird als Zofe, kann ich nicht sagen. Sie ist ein ausgezeichnetes Hausmädchen und kann sehr gut nähen. Aber das alles können Sie sich ja in Ruhe überlegen.«

»Gewiß, Ma'am«, erwiderte Elinor, ohne viel hinzuhören, was sie sagte, und mehr darauf bedacht, allein zu sein, als sich Gedanken zu machen, was Mrs. Jennings meinen könnte.

Wie sie beginnen sollte – wie sie sich in ihrem Brief an Edward ausdrücken sollte, war nun ihre ganze Sorge. Das besondere Verhältnis zwischen ihnen machte dies für sie zu einem schwierigen Unternehmen, während es für jeden anderen die leichteste Sache der Welt gewesen wäre; ebenso fürchtete sie, daß sie zuviel oder zuwenig sagen könnte, und sie saß, mit der Feder in der Hand, über ihrem Briefbogen und überlegte, bis sie darin unterbrochen wurde, weil Edward plötzlich selbst erschien.

Er hatte Mrs. Jennings auf ihrem Weg zur Kutsche an der Tür getroffen, als er gerade kam, um seine Abschiedskarte abzugeben; und sie hatte ihn – nachdem sie sich entschuldigt hatte, daß sie nicht selbst mit ihm wieder hineinging – genötigt einzutreten, indem sie ihm sagte, daß Miss Dashwood oben sei und sie ihn in einer ganz besonderen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Elinor hatte sich gerade inmitten ihrer verwirrenden Überlegungen beglückwünscht, daß es, wie schwierig es auch sein mochte, sich im Brief angemessen auszudrücken, doch zumindest einer mündlichen Mitteilung vorzuziehen war, als ihr Besucher eintrat und sie nun doch nötigte, sich dieser so viel größeren Mühe zu unterziehen. Ihr Erstaunen und ihre Verwirrung waren nicht gering bei seinem plötzlichen Erscheinen. Sie hatte ihn noch nicht gesehen, seitdem seine Verlobung bekanntgeworden war, und somit auch nicht, seit er wissen mußte, daß auch sie Kenntnis davon hatte; und der Gedanke daran, was sie gerade überlegt und was sie ihm zu sagen hatte, bewirkte, daß sie sich einige Minuten lang besonders unbehaglich fühlte. Auch er war sehr bedrückt, und sie nahmen beide in einem – äußerst vielversprechenden – Zustand größter Verlegenheit Platz. Er konnte sich gar nicht erinnern, ob er sie beim Hereinkommen um Verzeihung für sein Eindringen gebeten hatte; er beschloß jedoch, sicherzugehen, und brachte seine förmliche Entschuldigung vor, sobald er sich gesetzt hatte und etwas sagen konnte.

»Mrs. Jennings sagte mir, daß Sie mich zu sprechen wünschten, zumindest habe ich sie so verstanden – gewiß hätte ich Sie sonst nicht auf diese Weise belästigt; doch gleichzeitig hätte es mir außerordentlich leid getan, London zu verlassen, ohne Sie und Ihre Schwester noch einmal zu sehen, besonders da es sehr wahrscheinlich einige Zeit ... es ist nicht anzunehmen, daß ich so bald das Vergnügen haben werde, Sie wiederzusehen. Ich gehe morgen nach Oxford.«

»Sie wären doch auch gewiß nicht fortgegangen«, sagte Elinor, sich fassend und entschlossen, so rasch wie möglich das, was sie so sehr fürchtete, hinter sich zu bringen, »ohne unsere guten Wünsche entgegenzunehmen, selbst wenn es uns nicht möglich gewesen wäre, sie persönlich zu übermitteln. Mrs. Jennings hatte vollkommen recht mit dem, was sie sagte. Ich habe Sie über etwas Wichtiges zu informieren, was ich gerade im Begriff war, Ihnen brieflich mitzuteilen. Ich bin mit einer höchst angenehmen Aufgabe betraut worden« (und ihr Atem ging weit schneller als gewöhnlich, während sie sprach). »Colonel Brandon, der nur zehn Minuten vor Ihnen hier war, bat mich – da er gehört hatte, Sie beabsichtigten, in den geistlichen Stand zu treten –, Ihnen zu sagen, daß es ihm eine große Freude sei, Ihnen die Pfründe von Delaford anzubieten, die gerade frei geworden ist, und er wünschte nur, sie wäre

einträglicher. Gestatten Sie mir, Ihnen dazu zu gratulieren, einen so angesehenen und wohlmeinenden Freund zu haben und mich seinem Wunsch anzuschließen, daß die Pfründe – sie bringt zweihundert Pfund im Jahr, – viel bedeutender wäre und Sie somit besser in den Stand versetzen könnte ... daß sie mehr sein könnte, als nur ein vorläufiges Auskommen für Sie selbst ... kurz gesagt, daß sie all Ihr erhofftes Glück begründen könnte.«

Was Edward empfand, wußte er selbst nicht zu sagen, und so ist nicht zu erwarten, daß jemand anders es an seiner Stelle tun sollte. Seine Miene drückte das ganze Erstaunen aus, das eine so unvermutete und unbegreifliche Mitteilung erregen mußte; und er sagte nur die zwei Worte: »Colonel Brandon!«

»Ja«, fuhr Elinor fort, nun beherzter, da das Schlimmste schon fast überstanden war, »Colonel Brandon versteht es als Beweis für seine Anteilnahme an dem, was kürzlich geschehen ist – an der grausamen Lage, in die das nicht zu rechtfertigende Verhalten Ihrer Familie Sie gebracht hat –, eine Teilnahme, die Marianne, ich selbst und alle Ihre Freunde ganz gewiß teilen; und ebenso als einen Beweis seiner Hochachtung für Ihren Charakter und als seinen besonderen Beifall für Ihr Verhalten bei dem gegenwärtigen Anlaß.«

»Colonel Brandon gibt *mir* eine Pfründe! Kann das denn möglich sein?«

»Die Herzlosigkeit Ihrer eigenen Angehörigen läßt Sie darüber staunen, woanders Freundschaft zu finden.«

»Nein«, erwiderte er, plötzlich begreifend, »nicht darüber, sie bei Ihnen zu finden, denn ich weiß sehr wohl, daß ich alles Ihnen, Ihrer Güte zu verdanken habe. Ich fühle es – ich würde es zum Ausdruck bringen, wenn ich es könnte –, aber wie Sie wissen, bin ich kein guter Redner.«

»Sie irren sich durchaus. Ich versichere Ihnen, daß Sie dies vollkommen, zumindest beinahe vollkommen Ihrem eigenen Wert verdanken und dem Umstand, daß Colonel Brandon ihn erkannt hat. Ich habe daran keinen Anteil. Bevor ich von seinem Plan erfuhr, wußte ich nicht einmal, daß diese Pfründe vakant war; auch war es mir vorher nie in den Sinn gekommen, daß er eine solche Pfründe überhaupt zu vergeben hatte. Als ein Freund von mir, von meiner Familie mag er vielleicht – ja, dessen bin ich sicher – noch größere Freude daran haben, sie Ihnen zu bieten; aber, auf mein Wort, Sie haben es in keiner Weise einer Befürwortung von meiner Seite zu verdanken.«

Wahrheitsliebe nötigte sie schließlich, einen geringen Anteil an der Sache zuzugeben; aber gleichzeitig war sie so abgeneigt, als Wohltäterin Edwards zu erscheinen, daß sie

dies nur sehr zögernd tat; und das trug wahrscheinlich dazu bei, in ihm den Verdacht zu bestärken, der ihm zuvor gekommen war. Denn als Elinor zu Ende gesprochen hatte, blieb er eine Weile in Gedanken versunken; schließlich sagte er, und es schien, als müßte er sich fast dazu überwinden: »Colonel Brandon scheint ein Mann von großem Verdienst und Ansehen zu sein. So habe ich es auch immer gehört, wenn von ihm gesprochen wurde, und ich weiß, daß auch Ihr Bruder ihn sehr schätzt. Er ist unzweifelhaft ein sehr verständiger Mensch und in seinen Umgangsformen ein vollkommener Gentleman.«

»O ja«, erwiderte Elinor, »ich glaube, Sie werden bei näherer Bekanntschaft all das in ihm finden, was Sie von ihm gehört haben; und da sie so nahe beieinander wohnen werden (denn ich habe gehört, das Pfarrhaus liegt fast neben dem Herrenhaus), ist es besonders wichtig, daß er all diese Eigenschaften wirklich besitzt.«

Edward sagte nichts darauf; aber als sie sich abgewandt hatte, sandte er ihr einen so ernsten, so dringenden, so traurigen Blick zu, daß er zu besagen schien, er würde hiernach wünschen, die Entfernung zwischen dem Pfarrhaus und dem Herrenhaus wäre weit größer.

»Colonel Brandon logiert, glaube ich, in St. James's Street?« sagte er bald darauf, während er sich erhob.

Elinor nannte ihm die Hausnummer.

»Dann muß ich rasch gehen, um ihm meinen Dank abzustatten – den Ihnen abzustatten Sie mir nicht erlauben wollen – und ihm zu versichern, daß er mich sehr – außerordentlich glücklich gemacht hat.«

Elinor versuchte nicht, ihn zurückzuhalten; und sie trennten sich, indem sie ihn ihrer ständigen guten Wünsche für seine Zukunft versicherte, während er diese Freundlichkeit zu erwidern suchte, ohne jedoch die rechten Worte zu finden.

›Wenn ich ihn wiedersehe‹, sagte Elinor zu sich selbst, als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, ›wird er Lucys Gatte sein‹.

Und in dieser angenehmen Erwartung setzte sie sich hin, um die Vergangenheit von neuem zu überdenken, sich Edwards Worte ins Gedächtnis zurückzurufen und zu versuchen, sich in all seine Gefühle hineinzusetzen – und natürlich, um mit wenig Freude über ihre eigenen nachzudenken.



Als Mrs. Jennings nach Hause kam, waren ihre Gedanken, obgleich sie von einem Besuch von Leuten zurückkam, die sie nie zuvor gesehen hatte und über die sie eine Menge zu berichten haben mußte, soviel mehr als mit irgend etwas anderem mit dem bedeutenden Geheimnis beschäftigt, das ihr anvertraut worden war, daß sie darauf zurückkam, sobald Elinor erschien.

»Nun, meine Liebe«, rief sie, »ich habe Ihnen den jungen Mann heraufgeschickt. Das habe ich doch richtig gemacht? Und ich nehme an, Sie hatten keine großen Schwierigkeiten.

Sie fanden ihn doch nicht abgeneigt, Ihren Vorschlag anzunehmen?«

»Nein, Ma'am, das war nicht sehr wahrscheinlich.«

»Na, und wie bald wird er bereit sein? Denn es scheint doch alles davon abzuhängen.«

»Wirklich«, sagte Elinor, »ich weiß so wenig über diese Art Verfahrensweisen, daß ich über die Zeit oder die Vorbereitungen, die dazu nötig sind, nicht einmal eine Vermutung äußern kann; aber ich nehme doch an, daß er in zwei bis drei Monaten ordiniert sein kann.«

»In zwei bis drei Monaten?« rief Mrs. Jennings; »Großer Gott, meine Liebe, wie ruhig Sie darüber sprechen! Und kann denn der Colonel zwei bis drei Monate warten? Also, ich würde absolut die Geduld verlieren. Und wenn man dem armen Mr. Ferrars auch sehr gern eine Freundlichkeit erweisen möchte, glaube ich nicht, daß es die Sache wert ist, zwei oder drei Monate auf ihn zu warten. Bestimmt könnte jemand anders gefunden werden, der das ebensogut tun könnte – jemand, der bereits ordiniert ist.«

»Meine liebe Ma'am«, sagte Elinor, »was denken Sie denn? Colonel Brandons einziges Ziel ist es doch, Mr. Ferrars nützlich zu sein.«

»Du meine Güte, meine Liebe, Sie wollen mir doch nicht etwa weismachen, daß der Colonel Sie nur heiratet, um Mr. Ferrars zehn Guineen geben zu können!«

Danach konnte die Täuschung nun nicht mehr weiterbestehen, und die Sache wurde sofort aufgeklärt, was einen Augenblick lang bei beiden für rechte Heiterkeit sorgte, ohne daß eine von ihnen weniger zufrieden gewesen wäre; denn Mrs. Jennings tauschte nur einen Grund zur Freude gegen einen anderen aus, und das noch immer, ohne die Hoffnung auf den ersteren zu verlieren.

»Ja, ja, es ist nur ein kleines Pfarrhaus«, sagte sie, nachdem der erste Ausbruch der Überraschung und Befriedigung vorüber war, »und es ist sehr gut möglich, daß es

reparaturbedürftig ist; aber zu hören, daß sich ein Mann, wie ich dachte, für ein Haus entschuldigt, das meiner Kenntnis nach fünf Wohnzimmer im Erdgeschoß hat und – so hat mir, glaube ich, die Haushälterin erzählt – fünfzehn Betten bereitstellen kann! Und dann auch noch Ihnen gegenüber, die daran gewöhnt war, in Barton Cottage zu wohnen! Es schien ziemlich lächerlich. Aber, meine Liebe, wir müssen den Colonel ermuntern, etwas für das Pfarrhaus zu tun und es ihnen behaglich zu machen, bevor Lucy hinkommt.«

»Aber Colonel Brandon scheint überhaupt nicht zu glauben, daß die Pfründe ausreicht, um ihnen die Heirat zu ermöglichen.«

»Der Colonel ist ein Dummkopf, meine Liebe; weil er selbst zweitausend Pfund im Jahr hat, glaubt er, daß kein Mensch mit weniger heiraten kann. Nehmen Sie mein Wort dafür, daß ich, so Gott will, noch vor Michaeli dem Pfarrhaus von Delaford einen Besuch abstatten werde; und bestimmt gehe ich nicht hin, wenn Lucy nicht dort ist.«

Elinor war ganz ihrer Meinung, was die Wahrscheinlichkeit betraf, daß sie auf mehr nicht warten würden.

## Kapitel 41

Nachdem Edward Colonel Brandon seinen Dank abgestattet hatte, ging er sogleich zu Lucy, um ihr von seinem Glück zu berichten; und so übermäßig war seine Freude zu der Zeit, als er Bartlett's Buildings erreichte, daß Lucy Mrs. Jennings – die am nächsten Tag wieder zu ihr kam, um ihr zu gratulieren – versichern konnte, sie habe ihn noch nie in ihrem Leben in so gehobener Stimmung gesehen.

Ganz gewiß war es zumindest, daß sie selbst glücklich und in bester Stimmung war; und sie schloß sich aus vollem Herzen Mrs. Jennings' Erwartung an, daß sie alle noch vor Michaeli im Pfarrhaus von Delaford behaglich beisammensitzen würden. Und gleichzeitig war sie so wenig abgeneigt, Elinor jene Anerkennung zukommen zu lassen, die auch Edward ihr unbedingt aussprechen wollte, daß sie mit der dankbarsten Wärme von ihrer Freundschaft für sie beide sprach, daß sie bereit war einzugestehen, wie sehr sie Elinor verpflichtet seien, und offen erklärte, daß sie von Miss Dashwoods Seite keine Mühe zu ihrer beider Gutem, gegenwärtig oder in Zukunft, jemals überraschen würde, denn sie glaube sie imstande, für diejenigen, die sie wirklich schätze, alles in der Welt zu tun. Was Colonel Brandon betraf, so war sie nicht nur bereit, ihn als einen Heiligen zu verehren, sondern war überdies ehrlich darauf bedacht, daß er in allen weltlichen Dingen als solcher behandelt werden und der ihm

zukommende Zehnte bis zum äußersten erhöht werden solle; und heimlich beschloß sie, sich in Delaford, soweit es ihr nur möglich war, seine Diener, seine Kutsche, seine Kühe und sein Geflügel zunutze zu machen.

Es war nun über eine Woche her, seit John Dashwood nach Berkeley Street gekommen war, und da man dort seit dieser Zeit der Unpäßlichkeit seiner Gattin außer einer mündlichen Nachfrage weiter keine Beachtung geschenkt hatte, sah Elinor es schließlich für notwendig an, ihr einen Besuch abzustatten. Dies war jedoch eine Verpflichtung, der sie selbst nicht nur sehr ungern nachkam, sondern zu der sie auch von ihren Gefährtinnen keinerlei Ermutigung und Unterstützung erfuhr. Marianne gab sich nicht damit zufrieden, sich strikt zu weigern, sie zu begleiten, sondern wandte sich auch sehr eindringlich dagegen, daß ihre Schwester überhaupt dort hinging; und Mrs. Jennings verabscheute Mrs. John Dashwood derart, daß sie Elinor ihre Kutsche zwar wie stets zur Verfügung stellte, aber was sie selber betraf, so konnten weder ihre Neugier zu sehen, was diese nach der kürzlichen Enthüllung für einen Eindruck machte, noch ihr starker Wunsch, ihr zu trotzen, indem sie Edwards Partei ergriff, ihren Widerwillen überwinden, sich wieder in ihre Gesellschaft zu begeben. Die Folge war, daß Elinor sich ganz allein aufmachte, sie zu besuchen – wofür doch wirklich niemand weniger Neigung verspüren konnte als sie selbst – und das Risiko eines Beisammenseins mit einer Frau auf sich zu nehmen, die zu verabscheuen keine der anderen soviel Grund hatte wie sie.

Mrs. Dashwood ließ sich verleugnen; doch bevor die Kutsche wieder abfahren konnte, kam ihr Gatte zufällig heraus. Er äußerte seine große Freude, Elinor zu treffen, sagte ihr, daß er gerade im Begriff war, nach Berkeley Street zu kommen, und bat sie einzutreten, da Fanny bestimmt sehr froh wäre, sie zu sehen.

Sie gingen hinauf in den Salon. – Es war niemand da.

»Ich nehme an, Fanny ist in ihrem Zimmer«, sagte er; ich werde sogleich zu ihr gehen, denn ich bin sicher, sie hat nicht das allergeringste dagegen, dich zu sehen – wirklich, ganz und gar nicht. Besonders jetzt kann es keinen . . ., aber du und Marianne, ihr wart doch immer so beliebt bei ihr. – Warum ist denn Marianne nicht mitgekommen?«

Elinor entschuldigte sie, so gut sie konnte.

»Es ist mir ganz recht, daß ich dich allein sprechen kann«,

erwiderte er, »denn ich habe dir eine Menge zu sagen. Diese Pfründe Colonel Brandons – kann das denn stimmen? – Hat er sie wirklich Edward zugesprochen? –

Ich habe gestern zufällig davon gehört und wollte deshalb gerade zu dir kommen, um mich genauer danach zu erkundigen.«

»Es ist vollkommen richtig – Colonel Brandon hat Edward die Pfründe von Delaford zugesprochen.«

»Tatsächlich! Na, das ist aber sehr erstaunlich! Wo sie doch weder verwandt noch bekannt miteinander sind! Und jetzt, da Pfründen einen solchen Preis erzielen! Was ist denn diese wert?«

»Etwa zweihundert Pfund im Jahr.«

»Nun gut – und bei der nächsten Vergabe einer Pfründe dieses Wertes – angenommen, der letzte Inhaber der Pfründe sei alt und kränklich und würde wahrscheinlich seine Stelle aufgeben – hätte er womöglich vierzehnhundert Pfund dafür bekommen können. Und wie kommt es, daß er die Angelegenheit nicht vor dem Tod des Pfarrers geregelt hatte? Jetzt ist es allerdings zu spät, sie zu verkaufen; aber ein Mann von Colonel Brandons Vernunft – ich wundere mich, daß er so sorglos in einer Sache von so normalem, so natürlichem Interesse ist. Na, ich bin überzeugt, es gibt sehr viel Widersprüchlichkeit in fast jedem Menschen. Ich nehme jedoch an – wenn ich es recht bedenke –, daß es sich wahrscheinlich so verhält: Edward soll die Pfründe nur so lange innehaben, bis die Person, der der Colonel die Stelle wirklich verkauft hat, alt genug ist, um sie zu übernehmen. Ja, ja, das wird's sein, verlaß dich drauf.«

Elinor widersprach dem jedoch ganz ausdrücklich; und da sie ihm erklärte, daß sie selbst damit beauftragt worden war, Edward das Angebot Colonel Brandons zu übermitteln, und sie daher die Bedingungen, zu denen ihm die Pfründe zugesprochen wurde, kennen mußte, war er genötigt, ihr Glauben zu schenken.

»Das ist wahrhaftig verwunderlich!« rief er, als er das gehört hatte, »was könnte denn den Colonel dazu bewogen haben?«

»Ganz einfach – der Wunsch, Mr. Ferrars nützlich zu sein.«

»So, so; was Colonel Brandon auch für ein Mensch sein mag, Edward hat jedenfalls großes Glück! Aber du erwähnst doch die Sache Fanny gegenüber nicht; denn wenn ich es ihr auch mitgeteilt habe und sie es mächtig gut erträgt, wird sie es nicht gern haben, wenn viel darüber gesprochen wird.«

Elinor fiel es hier einigermaßen schwer, die Bemerkung zu unterdrücken, daß sie meine, Fanny könne es mit Fassung tragen, wenn ihr Bruder zu einem Wohlstand gelange, durch den weder sie noch ihr Kind verarmen könne.

»Mrs. Ferrars«, fügte er hinzu, während er seine Stimme soweit senkte, wie es der Bedeutung des Gegenstandes zukam, »weiß noch nichts davon, und ich glaube, es wird am besten sein, es ihr so lange wie möglich zu verschweigen. Wenn die Hochzeit schließlich stattfindet, wird sie ja, fürchte ich, ohnehin alles erfahren.«

»Aber warum sollte denn eine solche Vorsichtsmaßnahme getroffen werden? Es ist doch nicht anzunehmen, daß Mrs. Ferrars die kleinste Befriedigung darin finden kann zu erfahren, daß ihr Sohn genug Geld hat, um davon zu leben – denn das steht doch wohl völlig außer Frage; und warum sollte sie nach ihrem jüngsten Verhalten überhaupt etwas empfinden? Sie will nichts mehr mit ihm zu tun haben, sie hat ihn für immer fallengelassen und hat alle diejenigen, auf die sie irgendwie Einfluß hat, dazu bewogen, ihn ebenfalls fallenzulassen. Nachdem sie das getan hat, kann man doch gewiß nicht annehmen, daß sie seinetwegen überhaupt noch Sorge oder Freude empfinden wird – sie kann doch in keiner Weise mehr an etwas interessiert sein, was ihm begegnet. Sie würde doch nicht so schwach sein, einerseits dem Wohlergehen eines Sohnes keinerlei Beachtung mehr zu schenken und doch die Besorgnis einer Mutter beizubehalten!«

»Ach, Elinor«, sagte John, »deine Argumentation ist sehr gut, aber sie beruht auf Unkenntnis der menschlichen Natur. Wenn Edwards unglückselige Heirat stattfindet, dann kannst du sicher sein, daß seine Mutter es ebenso empfinden wird, als hätte sie ihn niemals aufgegeben; und deshalb muß jeder Umstand, der dieses schreckliche Ereignis beschleunigen

kann, soweit wie möglich vor ihr verheimlicht werden. Mrs. Ferrars kann niemals vergessen, daß Edward ihr Sohn ist.«

»Du überraschst mich; ich würde meinen, das muß ihr inzwischen schon fast entfallen sein.«

»Du tust ihr sehr unrecht. Mrs. Ferrars ist eine der liebevollsten Mütter, die es auf der Welt gibt.«

Elinor sagte nichts darauf.

»Wir denken nun«, sagte Mr. Dashwood nach einer kurzen Pause, »daß Robert Miss Morton heiraten wird.«

Elinor, die über den ernsten, gewichtigen Ton ihres Bruders lächeln mußte, entgegnete ruhig: »Die Dame wird wohl bei dieser Sache gar nicht gefragt?«

»Nicht gefragt! – Wie meinst du das?«

»Ich meine nur, daß ich nach dem, wie du darüber sprichst, annehme, daß es für Miss Morton ganz gleich sein muß, ob sie Edward oder Robert heiratet.«

»Natürlich, da kann es keinen Unterschied geben; denn Robert wird nun in jeder Hinsicht als der älteste Sohn betrachtet; und was alles andere betrifft – sie sind beide liebenswürdige junge Männer –, ich wüßte nicht, daß einer dem anderen überlegen ist.«

Elinor sagte nichts weiter, und John war ebenfalls ein Weilchen still. Seine Überlegungen führten schließlich zu der folgenden Bemerkung: »Eine Sache, meine liebe Schwester«, sagte er in ehrfurchtsvollem Flüsterton, während er freundlich ihre Hand nahm, »kann ich dir jedenfalls versichern; und das will ich tun, weil ich weiß, daß es dich freuen wird. Ich habe guten Grund zu glauben – ja, ich habe es aus bester Quelle, sonst würde ich es nicht wiedergeben, denn dann wäre es sehr unrecht, etwas darüber verlauten zu lassen – aber ich habe es aus allerbesten Quelle –, nicht daß ich es Mrs. Ferrars selbst habe sagen hören, aber ihre Tochter hat es gehört, und von ihr habe ich es; also kurz und gut, ich habe guten Grund zu glauben, daß Mrs. Ferrars, welche Einwände es auch gegen eine gewisse – eine gewisse Verbindung – gegeben haben mochte – du verstehst –, ihr diese weit lieber gewesen wäre und sie ihr nicht halb soviel Ärger verursacht hätte wie *das* jetzt. Ich war außerordentlich erfreut zu hören, daß Mrs. Ferrars es in diesem Licht sieht – ein sehr befriedigender Umstand, weißt du, für uns alle. ›Es wäre überhaupt kein Vergleich gewesen«, sagte sie, ›das geringere Übel von beiden«, und sie wäre froh, wenn sie sich jetzt mit nichts Schlimmerem abfinden müßte. Aber das alles steht jetzt völlig außer Frage –, und es sollte auch nicht mehr erwähnt werden; und was eine gewisse Zuneigung betrifft, du weißt – es wäre niemals möglich gewesen, das ist nun alles vorbei. Aber ich dachte, ich sollte es dir doch erzählen, weil ich wußte, wie sehr es dich freuen würde. Nicht, daß du einen Grund zum Bedauern hättest, meine liebe Elinor. Es gibt gar keinen Zweifel, daß du dich außerordentlich gut verheiraten wirst – ganz genauso gut, oder, alles in allem, vielleicht sogar besser. Ist Colonel Brandon in letzter Zeit bei dir gewesen?«

Elinor hatte genug gehört, wenn auch nicht, um ihre Eitelkeit zu befriedigen oder ihr Selbstgefühl zu heben, so doch, um sie in Aufregung zu versetzen und ihre Gedanken auszufüllen; und sie war deshalb froh, daß ihr die Notwendigkeit, selbst viel darauf zu sagen, und die Gefahr, noch mehr von ihrem Bruder hören zu müssen, erspart blieben,

da nun Mr. Robert Ferrars erschien. Nachdem sie einige Minuten lang geplaudert hatten, ging John Dashwood, da ihm einfiel, daß Fanny noch nicht von der Anwesenheit seiner Schwester informiert worden war, hinaus, um sie zu suchen; und Elinor war es nun überlassen, ihre Bekanntschaft mit Robert zu vertiefen, der durch die muntere Unbekümmertheit und glückliche Selbstgefälligkeit seines Wesens, während er sich eines so ungerechten Anteils an der Liebe und Großzügigkeit seiner Mutter zum Schaden seines verbannten Bruders erfreute – verdient lediglich durch seine eigene ausschweifende Lebensweise und die Lauterkeit dieses Bruders –, nur ihre äußerst ungünstige Meinung von seinem Verstand und seinem Gefühlsleben bestätigte.

Sie hatten kaum zwei Minuten allein beisammen gesessen, als er auch schon von Edward zu sprechen begann; denn er hatte ebenfalls von der Pfründe gehört und wollte nun möglichst viel darüber wissen. Elinor wiederholte ihm alle Umstände, wie sie es auch bei John getan hatte; und die Wirkung auf Robert war nicht weniger bemerkenswert, wenn auch völlig anders als bei diesem. Er lachte ganz unmäßig. Die Idee, daß Edward ein Geistlicher sein und in einem kleinen Pfarrhaus wohnen würde, amüsierte ihn über alle Maßen; und wenn dann noch die kuriose Vorstellung dazukam, wie Edward in einem weißen Chorhemd Andachten halten und das Aufgebot zwischen John Smith und Mary Brown bekanntgeben würde, konnte er sich nichts Lächerlicheres vorstellen.

Während Elinor schweigend und mit unbewegtem Ernst auf das Ende solcher Torheit wartete, konnte sie sich nicht enthalten, ihn mit einem Blick zu bedenken, der die ganze Verachtung ausdrückte, die sein Benehmen erregte. Es war jedoch ein Blick, der gut angewandt war, denn er verschaffte ihren eigenen Gefühlen eine gewisse Erleichterung und teilte ihm nichts mit. Er fand also vom Spaß zur Vernunft nicht durch einen Verweis von ihrer Seite zurück, sondern durch sein eigenes Taktgefühl.

»Wir mögen es als einen Witz behandeln«, sagte er schließlich, sich von dem affektierten Lachen erholend, das die echte Heiterkeit des Augenblicks erheblich verlängert hatte, »aber, auf mein Wort, es ist eine höchst ernste Angelegenheit. Armer Edward! Er ist für immer ruiniert. Es tut mir ungemein leid, denn ich weiß, daß er ein sehr gutherziger Mensch ist, ein so wohlmeinender Bursche vielleicht, wie man ihn nur selten findet. Sie dürfen ihn nicht nach Ihrer flüchtigen Bekanntschaft beurteilen, Miss Dashwood. Armer Edward! Seine Umgangsformen sind gewiß nicht die allerglücklichsten. Aber, wissen Sie, wir sind nun einmal nicht alle mit den gleichen Fähigkeiten – der gleichen Gewandtheit ausgestattet. Armer Bursche! Ihn unter Fremden zu sehen – das ist schon ziemlich mitleiderregend! Aber, auf mein Wort, ich

glaube, er hat ein so gutes Herz wie nur einer im Königreich; und ich erkläre und beteuere Ihnen gegenüber, daß ich niemals so schockiert war im Leben wie in dem Moment, als das alles hervorbrach. Ich konnte es nicht glauben. Meine Mutter war die erste, die mir davon erzählte, und da ich mich aufgerufen fühlte, entschlossen zu handeln, sagte ich sofort zu ihr: »Meine liebe Mama, ich weiß nicht, was du bei dieser Gelegenheit zu tun gedenkst, aber was mich betrifft, so muß ich sagen, daß ich Edward nie wiedersehen will, wenn er diese junge Frau wirklich heiratet.« Das war meine augenblickliche Reaktion. Ich war in der Tat ganz ungemein schockiert! Armer Edward! Er hat sich selbst vollkommen zugrunde gerichtet – hat sich selbst von jeglicher anständigen Gesellschaft für immer ausgeschlossen! – Aber, wie ich sogleich zu meiner Mutter sagte, es überrascht mich nicht im geringsten, bei *der* Art seiner Erziehung war das immer zu erwarten. Meine arme Mutter war völlig außer sich.«

»Haben Sie die Dame jemals gesehen?«

»Ja, einmal, als sie sich in diesem Haus aufhielt. Da bin ich zufällig für zehn Minuten hereingekommen; und ich habe durchaus genug von ihr gesehen. Das reinste unbeholfene Landmädchen, ohne Lebensart und Vornehmheit und fast ohne jede Schönheit. Ich erinnere mich genau an sie. Genau die Art Mädchen, würde ich meinen, die den armen Edward für sich einnehmen kann. Gleich als meine Mutter mir die Sache erzählte, bot ich mich an, selbst mit ihm zu sprechen und ihn von der Heirat abzubringen; aber, wie ich feststellte, war es da zu spät, etwas zu unternehmen, denn unglücklicherweise war ich am Anfang abwesend und erfuhr erst davon, als der Bruch schon erfolgt war und es mir nicht zukam, mich noch einzumischen; aber hätte ich ein paar Stunden früher davon gewußt, halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß man eine Lösung gefunden hätte. Bestimmt hätte ich es Edward in einem sehr überzeugenden Licht dargestellt. »Mein lieber Bursche«, hätte ich gesagt, »bedenke, was du tust. Du gehst da eine äußerst schändliche Verbindung ein, und zwar eine, die deine Familie einmütig mißbilligt.« Kurz gesagt, ich bin überzeugt, daß man einen Weg hätte finden können. Aber jetzt ist alles zu spät. Er muß Not leiden, das ist gewiß, absolute Not leiden.«

Er hatte diesen Punkt gerade mit der größten Ruhe geklärt, als das Erscheinen Mrs. John Dashwoods dem Thema ein Ende machte. Doch obgleich sie außer in ihrer eigenen Familie niemals darüber sprach, konnte Elinor die Wirkung dieser Angelegenheit auf ihre Gedanken an einer gewissen Verlegenheit in ihrer Miene erkennen, mit der sie eintrat, und an einem Versuch von Herzlichkeit in ihrem Verhalten ihr selbst gegenüber. Sie ging sogar so weit, betroffen zu sein, als sie erfuhr, daß Elinor und ihre Schwester so bald die Stadt verlassen würden, da sie doch gehofft



habe, sie noch öfter zu sehen – ein Bemühen, in dem ihr Gatte, der sie ins Zimmer begleitete und bezaubert von ihrer Rede war, ihr ganzes liebevolles und gefälliges Wesen zu erblicken schien.

## Kapitel 42

Ein weiterer kurzer Besuch in Harley Street – bei dem Elinor von ihrem Bruder dazu beglückwünscht wurde, daß sie so weit in Richtung Barton reisen würden, ohne irgendwelche Ausgaben zu haben, und dazu, daß Colonel Brandon es ermöglichen könne, ihnen in ein paar Tagen nach Cleveland nachzukommen – beendete den Verkehr zwischen Bruder und Schwestern in der Stadt; und eine vage Einladung von Fanny, nach Norland zu kommen, wann immer es auf ihrem Wege liegen sollte – was natürlich äußerst unwahrscheinlich war –, und eine wärmere, wenngleich weniger allgemein hörbare Versicherung Johns gegenüber Elinor, daß er jederzeit bereit sei, sie in Delaford zu besuchen, waren alles, was ein mögliches Treffen auf dem Lande versprach.

Es amüsierte sie zu beobachten, daß alle ihre Freunde und Angehörigen entschlossen schienen, sie nach Delaford zu schicken – einem Ort, den sie keineswegs gewillt war zu besuchen und an dem sie ebensowenig zu wohnen wünschte; denn er wurde nicht nur von ihrem Bruder und Mrs. Jennings als ihr zukünftiges Heim betrachtet, sondern auch Lucy lud sie beim Abschied dringend ein, sie dort zu besuchen.

Sehr zeitig im April und ziemlich früh am Tage machten sich die beiden Gruppen von Hanover Square und Berkeley Street von ihren jeweiligen Wohnsitzen auf den Weg, um sich, wie verabredet, auf der Landstraße zu treffen. Um die Reise für Charlotte und ihr Kind angenehmer zu gestalten, würden sie mehr als zwei Tage unterwegs sein; und Mr. Palmer, der mit Colonel Brandon zügiger reiste, sollte bald nach ihrer Ankunft in Cleveland zu ihnen stoßen.

So wenig angenehme Stunden Marianne auch in London hatte zubringen können, und so bestrebt sie auch schon lange gewesen war, fortzukommen, konnte sie doch, als es schließlich soweit war, dem Haus, in dem sie sich zum letzten Mal jener Hoffnungen und jenes Vertrauens in Willoughby erfreut hatte, die nun für immer zerstört waren, nicht ohne Schmerz adieu sagen. Auch konnte sie den Ort, an dem Willoughby mit neuen Verpflichtungen und neuen Plänen beschäftigt zurückblieb, an denen sie keinen Anteil hatte, nicht verlassen, ohne viele Tränen zu vergießen.

Elinors Befriedigung im Augenblick ihrer Abreise war positiverer Art. Es gab nichts, an das sie mit Sehnsucht zurückdenken konnte, sie ließ keinen Menschen zurück, von dem sich für immer trennen zu müssen sie auch nur einen Augenblick bedauern würde; sie war froh, von der lästigen Freundschaft Lucys befreit zu sein, war froh, ihre Schwester fortbringen zu können, ohne daß ihr Willoughby seit seiner Heirat begegnet war, und sah voller Hoffnung dem Einfluß entgegen, den ein paar Monate der Ruhe in Barton bewirken konnten, um Mariannes Seelenfrieden wiederherzustellen und ihren eigenen zu festigen.

Ihre Reise ging ohne Schwierigkeiten vonstatten. Der zweite Tag brachte sie in die geliebte oder gefürchtete Grafschaft Somerset, denn als solche lebte sie abwechselnd in Mariannes Vorstellung; und am Vormittag des dritten Tages erreichten sie Cleveland.

Cleveland war ein geräumiges Haus moderner Bauart, auf einem abfallenden Rasenplatz gelegen. Es hatte keinen Park, aber die Gartenanlagen waren ziemlich ausgedehnt; und wie jeder andere Ort von gleicher Bedeutung hatte es seinen offenen, von Büschen eingerahmten Weg und seinen dichterem Waldweg; ein glatter Kiesweg, der sich um eine Schonung wand, führte zur Vorderseite des Hauses; der Rasenplatz war überall verstreut mit Bäumen bestanden; das Haus selbst stand im Schutz von Fichten, Ebereschen und Akazien; und ein dichter Schirm von all diesen Bäumen und hohen Pyramidenpappeln dazwischen, nahm den Wirtschaftsräumen alles Licht.

Marianne betrat das Haus mit vor Bewegung schwellendem

Herzen in dem Bewußtsein, daß sie nun nur noch achtzig Meilen von Barton entfernt war und keine dreißig von Combe Magna; und ehe sie sich noch fünf Minuten in seinen Mauern befand, ging sie, während die anderen eifrig damit beschäftigt waren, Charlotte zu helfen, der Wirtschaftlerin das Kind vorzuführen, wieder hinaus, stahl sich fort, ging den gewundenen Weg durch das Buschwerk entlang, das gerade zu blühen begann, um zu einer fernen Anhöhe zu gelangen. Von dort konnte ihr Blick von einem griechischen Tempel aus über eine weite Strecke Landes nach Südosten wandern, liebevoll auf der entferntesten Hügelkette am Horizont ruhen und sie sich vorstellen, daß von ihren Kuppen vielleicht Combe Magna zu sehen sein würde.

In solchen Augenblicken kostbaren, unschätzbaren Schmerzes genoß sie es mit Tränen der Qual, in Cleveland zu sein; und als sie auf einem anderen Weg zum Haus zurückkehrte, während sie sich des ganzen glücklichen Vorzugs ländlicher Freiheit, des Wanderns in ungebundener, köstlicher Einsamkeit von Ort zu Ort erfreute,

beschloß sie, solange sie bei den Palmers blieb, jede nur mögliche Stunde des Tages in dem Genuß solcher einsamen Streifzüge zu verbringen.

Sie kehrte gerade rechtzeitig zurück, um sich den anderen anzuschließen, als sie das Haus zu einem Rundgang durch die nähere Umgebung verließen; den Rest des Vormittags vertrieb man sich mühelos damit, im Küchengarten herumzuschlendern, die Blüten an seinen Mauern zu begutachten, sich die Klagen des Gärtners über Pflanzenkrankheiten anzuhören, gemächlich durch das Treibhaus zu gehen, wo Charlotte der Verlust ihrer Lieblingspflanzen, die unvorsichtigerweise dem anhaltenden Frost ausgesetzt gewesen waren und Schaden genommen hatten, zum Lachen brachte. Und schließlich besuchte man noch den Geflügelhof, wo Charlotte in den enttäuschten Hoffnungen ihres Milchmädchens, weil die Hennen ihre Nester verlassen hatten oder von einem Fuchs gestohlen worden waren oder weil eine vielversprechende junge Brut rasch eingegangen war, frische Quellen zur Heiterkeit fand.

Der Morgen war schön und trocken gewesen, und Marianne hatte bei ihrem Plan, während ihres Aufenthaltes in Cleveland ihre Zeit draußen im Freien zu verbringen, mit keinem Wetterwechsel gerechnet. Zu ihrer großen Überraschung fand sie sich deshalb nach dem Dinner durch anhaltenden Regen daran gehindert, hinauszugehen. Sie hatte fest mit einem Spaziergang im Dämmerlicht zum griechischen Tempel und vielleicht auch über das ganze Anwesen gerechnet, und ein lediglich kalter oder feuchter Abend hätte sie nicht davon abgehalten; doch einen heftigen Dauerregen konnte selbst sie nicht als trockenes, angenehmes Wetter zum Spaziergehen betrachten.

Sie waren nur eine kleine Gesellschaft, und die Stunden flossen ruhig dahin. Mrs. Palmer hatte ihr Kind und Mrs. Jennings ihre Teppichknüpferei; sie sprachen über die Freunde, die sie zurückgelassen hatten, berieten über Lady Middletons Verpflichtungen und fragten sich, ob Mr. Palmer und Colonel Brandon an diesem Abend weiter als bis Reading kommen würden. Elinor nahm, sowenig sie auch daran interessiert war, an dem Gespräch teil, und Marianne, die ein besonderes Talent hatte, in jedem Haus sogleich den Weg zur Bibliothek zu finden, sosehr diese auch von der Familie im allgemeinen gemieden wurde, beschaffte sich bald ein Buch.

Mrs. Palmer ließ es an nichts fehlen – an nichts jedenfalls, was sie in ihrer steten Freundlichkeit und guten Laune zu geben vermochte –, damit sich ihre Gäste willkommen fühlten. Ihre offene, herzliche Art war mehr als nur ein Ersatz für den Mangel an Beherrschung und Vornehmheit, der es sie oft an der Beachtung von

Höflichkeitsformen fehlen ließ; ihre Liebenswürdigkeit, mit einem so hübschen Gesicht geboten, war einnehmend; ihre Torheit war, wenngleich offenkundig, nicht abstoßend, weil sie nicht von Selbstgefälligkeit begleitet war; und Elinor hätte ihr alles verzeihen können, nur nicht ihr Lachen.

Die beiden Herren trafen am nächsten Tag zu einem sehr späten Dinner ein und bildeten eine erfreuliche Erweiterung ihres Kreises und eine sehr willkommene Abwechslung für ihre Unterhaltung, die ein langer Vormittag mit dem immer gleichen anhaltenden Regen sehr eingeschränkt hatte.

Elinor hatte Mr. Palmer so wenig gesehen und bei diesen wenigen Gelegenheiten ein so unterschiedliches Verhalten ihrer Schwester und sich selbst gegenüber erlebt, daß sie nicht wußte, was von seinem Verhalten in seiner eigenen Familie zu erwarten war. Sie stellte jedoch fest, daß er sich in seinem Betragen all seinen Besuchern gegenüber als ein perfekter Gentleman erwies und nur gelegentlich zu seiner Gattin und ihrer Mutter grob war; sie stellte fest, daß er sehr wohl ein angenehmer Gesellschafter sein konnte, und nur seine allzu große Neigung, sich selbst aller Welt ebenso überlegen zu glauben, wie er sich gegenüber Mrs. Jennings und Charlotte wohl fühlen mußte, hinderte ihn daran, dies auch *immer* zu sein. Und was seinen sonstigen Charakter und seine Gewohnheiten betraf, so zeigten sie, soweit Elinor sehen konnte, keine Züge, die in irgendeiner Weise für sein Geschlecht und sein Alter ungewöhnlich waren; er war wählerisch mit dem Essen, hielt sich an keine geregelten Zeiten, liebte sein Kind, obgleich er tat, als sei es ihm gleichgültig, und er verbummelte die Vormittage beim Billard, die er seinen Geschäften hätte widmen sollen. Sie mochte ihn jedoch im ganzen gesehen viel mehr, als sie es erwartet hatte; und sie war dennoch von Herzen froh, daß sie ihn nicht noch mehr mochte, und froh, daß sie in Anbetracht seiner Genußsucht, seiner Selbstsucht und seines Eigendünkels mit Zufriedenheit bei der Erinnerung an Edwards großmütiges Naturell, einfachen Geschmack und zurückhaltendes Wesen verweilen konnte.

Über Edward, oder zumindest über einige seiner Angelegenheiten, erhielt sie nun von Colonel Brandon Auskunft, der kürzlich in Dorsetshire gewesen war und ihr, da er sie gleichzeitig als selbstlose Freundin Mr. Ferrars und als seine eigene wohlwollende Vertraute behandelte, sehr viel über das Pfarrhaus in Delaford berichtete, seine Unzulänglichkeiten nannte und ihr erklärte, was er selbst zu tun beabsichtigte, um sie zu beseitigen. Sein Verhalten ihr gegenüber in dieser Angelegenheit, wie auch in jeder anderen Sache, sein offenkundiges Vergnügen, sie nach einer Abwesenheit von nur zehn Tagen wiederzutreffen, seine Bereitschaft, sich mit ihr zu unterhalten, und seine Achtung vor ihrer Meinung mochten sehr wohl Mrs. Jennings Überzeugung von seiner

Liebe zu ihr rechtfertigen und hätten vielleicht ausgereicht, sie selbst so etwas vermuten zu lassen, hätte sie nicht noch immer, wie schon von Anfang an geglaubt, daß Marianne die von ihm eigentlich Bevorzugte war. Doch wie die Dinge lagen, war ihr, außer durch Mrs. Jennings' Anspielungen, ein solcher Gedanke kaum jemals gekommen; und sie konnte nicht umhin, sich selbst als die schärfere Beobachterin von ihnen beiden zu sehen; sie achtete auf seine Augen, während Mrs. Jennings nur an sein Verhalten dachte; und während seine ängstlich besorgten Blicke auf Marianne gerichtet waren – die in Kopf und Hals eine heftige Erkältung herannahen fühlte – und diese Blicke, da seine Besorgnis nicht mit Worten ausgedrückt wurde, der Beobachtung Mrs. Jennings völlig entgingen, konnte Elinor darin die innere Erregung und die übertriebene Besorgnis eines Liebenden erkennen.

Zwei herrliche Spaziergänge in der Dämmerung am dritten und vierten Abend ihres Aufenthaltes in Cleveland – und nicht nur auf den trockenen Kieswegen beim Buschwerk, sondern über die gesamten Anlagen, besonders in ihren entferntesten Teilen, wo es etwas wilder war als in den übrigen, wo die Bäume am ältesten und das Gras am längsten und am nassesten war – hatten bei Marianne, unterstützt durch die noch größere Unvernunft, in ihren nassen Schuhen und Strümpfen sitzenzubleiben, eine so heftige Erkältung hervorgerufen, daß sie, obgleich sie ein paar Tage lang von ihr leichtgenommen oder gar verleugnet wurde, durch ihre zunehmenden Beschwerden die Besorgnis aller hervorrufen mußte und ihr selbst nicht entgehen konnte. Von allen Seiten wurden gute Ratschläge gegeben, die Marianne, wie gewöhnlich, zurückwies. Doch obgleich fiebernd, mit schweren, schmerzenden Gliedern, einem Husten und einer Halsentzündung, würde sie, wie sie meinte, ein guter Nachtschlaf völlig wiederherstellen; und nur unter Schwierigkeiten konnte Elinor sie dazu bringen, ein paar der einfachsten Mittel einzunehmen.

### **Kapitel 43**

Marianne stand am nächsten Morgen zu ihrer gewöhnlichen Zeit auf; auf jede Anfrage antwortete sie, daß es ihr bessergehe, und sie versuchte es sich zu beweisen, indem sie ihren üblichen Beschäftigungen nachgehen wollte. Doch nachdem sie den ganzen Tag damit verbracht hatte, zitternd mit einem Buch in der Hand am Feuer zu sitzen, gar nicht imstande, darin zu lesen, oder, erschöpft und matt, auf einem Sofa zu liegen, sprach sie nicht mehr viel von Besserung; und als sie schließlich zeitig zu Bett ging, da sie sich immer unwohler fühlte, war Colonel Brandon nur erstaunt über die Gelassenheit ihrer Schwester, die – obgleich sie Marianne gegen deren Willen den

ganzen Tag betreut und ihr am Abend eine ordentliche Medizin aufgezwungen hatte –, wie Marianne selbst, der Wirksamkeit eines guten Schlafes vertraute und keine wirkliche Besorgnis empfand.

Eine sehr ruhelose Nacht mit hohem Fieber machte jedoch die Hoffnung beider zunichte; und als Marianne, nachdem sie darauf bestanden hatte, aufzustehen, schließlich zugab, daß sie nicht imstande sei, aufzubleiben, und sich freiwillig wieder ins Bett legte, war Elinor sehr bereit, Mrs. Jennings' Rat zu befolgen und nach dem Doktor der Palmers zu schicken.

Er kam, untersuchte die Patientin, und obgleich er Miss Dashwood Hoffnung machte, daß ihre Schwester in ganz wenigen Tagen wiederhergestellt sein würde, versetzte er Mrs. Palmer durch seine Erklärung, daß ihre Erkrankung eine Tendenz zur Diphtherie habe, und dadurch, daß er sich das Wort *Infektion* entschlüpfen ließ, wegen des Babys augenblicklich in Schrecken. Mrs. Jennings, die von Anfang an dazu geneigt hatte, Mariannes Beschwerden ernster als Elinor zu nehmen, machte jetzt bei Mr. Harris' Bericht ein sehr ernstes Gesicht; und da sie Charlottes Befürchtungen und Vorsicht teilte, legte sie ihr eindringlich nahe, sofort mit dem Kind abzureisen; und obgleich Mr. Palmer ihre Befürchtungen als unnütz abtat, konnte er sich der großen Besorgnis und den beharrlichen Bitten seiner Gattin schließlich nicht widersetzen. Ihre Abreise wurde deshalb beschlossen; und eine Stunde nach Mr. Harris' Erscheinen, brach sie mit ihrem kleinen Jungen und seiner Amme zu einer nahen Verwandten Mr. Palmers auf, die ein paar Meilen jenseits von Bath lebte, wohin ihr Gatte ihr auf ihre dringenden Bitten in ein paar Tagen nachzukommen versprach – und wohin sie ihre Mutter fast ebenso dringend bat, sie zu begleiten. Doch Mrs. Jennings erklärte in ihrer Herzensgüte, für die Elinor sie wahrhaft liebte, daß sie entschlossen sei, sich nicht von Cleveland fortzubegeben, solange Marianne krank sei, und sich mit ihrer eigenen sorgsam Pflege zu bemühen, die Stelle ihrer Mutter bei ihr zu vertreten, der sie sie fortgenommen hatte; und Elinor fand in ihr bei jeder Gelegenheit eine bereitwillige und rege Gehilfin, die all ihre Mühsal mit ihr zu teilen wünschte und die oft wegen ihrer größeren Erfahrung in der Krankenpflege von großem Nutzen war.

Die arme Marianne, matt und kraftlos durch ihre Krankheit und da sie sich ganz allgemein schlechtfühlte, konnte nun nicht mehr hoffen, daß sie am nächsten Tag wiederhergestellt sein würde; und der Gedanke, was der morgige Tag ihr ohne diese unglückselige Krankheit gebracht hätte, machte alle ihre Beschwerden noch schlimmer, denn an diesem Tag hätten sie ihre Reise nach Hause antreten sollen, und, auf ihrem ganzen Weg begleitet von Mrs. Jennings' Diener, hätten sie am darauffolgenden Vormittag ihre Mutter dann mit ihrem Kommen überrascht. Das

wenige, was sie sagte, waren nur Klagen über diese unvermeidliche Verzögerung; doch Elinor versuchte, sie aufzumuntern und sie glauben zu machen – wie sie es zu der Zeit wirklich selbst noch glaubte –, daß es nur eine sehr kurze Verzögerung sein würde.

Der nächste Tag brachte wenig oder keine Veränderung im Zustand der Patientin; ganz gewiß ging es ihr nicht besser, aber wenn es auch keine Besserung gab, so schien es doch auch nicht schlimmer geworden zu sein. Ihr Kreis war nun noch kleiner geworden, denn Mr. Palmer wurde, wenn er auch sehr ungern fortging – sowohl aus echter Menschlichkeit und Gefälligkeit als auch, weil er nicht den Anschein erwecken wollte, daß er sich von seiner Gattin fortreiben ließ –, schließlich von Colonel Brandon bewogen, sein Versprechen einzulösen und ihr zu folgen; und während er sich anschickte, abzureisen, begann Colonel Brandon – mit noch viel größerer Überwindung – ebenfalls vom Abreisen zu sprechen. Doch hier erhob Mrs. Jennings in ihrer Güte sehr willkommenen Einspruch; denn den Colonel fortzuschicken, während seine Liebste wegen ihrer Schwester in so großer Sorge war, würde die beiden, wie sie meinte, allen Trostes berauben; und deshalb erklärte sie ihm sogleich, daß sein Aufenthalt in Cleveland für sie selbst erforderlich sei, da sie ihn abends zum Pikettspielen mit ihr brauche, während Miss Dashwood oben bei ihrer Schwester sei, und so weiter –; und sie bat ihn so dringend zu bleiben, daß der Colonel, der mit einer Einwilligung seinen größten Herzenswunsch befriedigte, nicht einmal vorgeben konnte, lange zu zögern, zumal Mrs. Jennings' dringende Bitte von Mr. Palmer eifrig unterstützt wurde, der es selbst als Erleichterung empfand, einen Menschen zurückzulassen, der so wohl imstande war, Miss Dashwood in jeder Notlage mit Rat und Tat beizustehen.

Marianne sagte man natürlich von all diesen Vorkehrungen nichts. Sie wußte nicht, daß die Bewohner von Cleveland etwa sieben Tage nach ihrer Ankunft dort ihretwegen fortgeschickt worden waren. Es überraschte sie nicht, daß sie Mrs. Palmer gar nicht sah; und da es sie auch nicht beunruhigte, erwähnte sie niemals ihren Namen.

Zwei Tage vergingen so, nachdem die Palmers abgereist waren, und ihr Zustand blieb, mit wenig Veränderungen, immer der gleiche. Mr. Harris, der sie jeden Tag behandelte, sprach noch immer kühn von einer raschen Genesung, und Miss Dashwood war ebenso zuversichtlich, doch die anderen hegten keineswegs solche freudigen Hoffnungen. Mrs. Jennings war schon gleich zu Beginn der Krankheit zu dem Schluß gekommen, daß Marianne sie nicht überstehen würde; und Colonel Brandon, der vor allem insofern von Nutzen war, als er sich Mrs. Jennings' böse Ahnungen anhörte, befand sich nicht gerade in einem Gemütszustand, in dem er ihrem

Einfluß widerstehen konnte. Er versuchte, sich die Furcht auszureden, die das ganz andere Urteil des Doktors absurd erscheinen ließ; doch die vielen Stunden jedes Tages, in denen er vollkommen sich selbst überlassen blieb, förderten zu sehr das Aufkommen aller Art trauriger Gedanken, und er konnte die Überzeugung nicht loswerden, daß er Marianne nie mehr sehen würde.

Am Morgen des dritten Tages jedoch waren die düsteren Vorahnungen der beiden fast verflogen; denn als Mr. Harris erschien, erklärte er, daß es seiner Patientin wesentlich bessergehe. Ihr Puls sei viel kräftiger und alle Symptome günstiger als bei seinem vorherigen Besuch. Elinor, die sich in all ihren angenehmen Hoffnungen bestätigt sah, war voller Freude und froh, daß sie in den Briefen an ihre Mutter vielmehr ihrem eigenen Urteil gefolgt war als dem ihrer Freunde, indem sie Mariannes Unpäßlichkeit, die sie beide in Cleveland zurückhielt, als ganz unbedeutend abgetan und schon fast eine Zeit festgelegt hatte, zu der Marianne imstande sein würde zu reisen.

Doch der Tag ging nicht so vielversprechend zu Ende, wie er begonnen hatte. Zum Abend ging es Marianne wieder schlechter, sie fühlte sich matter, ruheloser und unwohler als zuvor. Ihre Schwester, noch immer zuversichtlich, wollte die Veränderung allein der Ermüdung zuschreiben, weil sie aufgesessen hatte, damit ihr Bett gemacht werden konnte; und nachdem sie ihr sorgsam die verschriebenen Stärkungsmittel verabreicht hatte, sah sie sie zu ihrer Befriedigung schließlich in einen Schlummer versinken, von dem sie sich eine sehr heilsame Wirkung versprach. Ihr Schlaf dauerte eine geraume Zeit, war jedoch nicht so ruhig, wie Elinor es sich gewünscht hatte; und ängstlich besorgt, die Wirkung selbst zu beobachten, beschloß sie, die ganze Zeit bei ihr sitzen zu bleiben. Mrs. Jennings, die von keiner Veränderung bei der Patientin wußte, ging ungewöhnlich zeitig zu Bett; ihre Zofe, die eine der hauptsächlichen Krankenpflegerinnen war, erholte sich etwas im Zimmer der Wirtschafterin, und Elinor blieb allein mit Marianne.

Doch deren Schlaf wurde immer unruhiger; und ihre Schwester, die mit unablässiger Aufmerksamkeit ihr ständiges Herumwälzen von einer Seite auf die andere beobachtete, hörte die häufigen, doch unverständlichen Klagelaute, die von ihren Lippen kamen, und wünschte fast, sie aus einem so quälenden Schlummer aufzuwecken, als Marianne plötzlich von einem zufälligen Geräusch im Haus erwachte, hastig auffuhr und im Fieberwahn ausrief: »Kommt Mama?«

»Noch nicht«, erwiderte ihre Schwester, die ihren Schrecken verbarg und Marianne half, sich wieder hinzulegen, »aber ich hoffe, sie wird bald hiersein. Du weißt, es ist ein weiter Weg von hier nach Barton.«



»Aber sie darf nicht über London kommen«, rief Marianne hastig. »Ich werde sie nie wiedersehen, wenn sie nach London geht.«

Elinor erkannte mit Schrecken, daß sie nicht bei Sinnen war, und während sie versuchte, sie zu besänftigen, fühlte sie fieberhaft ihren Puls. Er war schwächer und schneller als je zuvor; und da Marianne noch immer wild von der Mama redete, nahm ihre Angst so rasch zu, daß sie sich entschloß, sofort nach Mr. Harris und einen Boten nach Barton zu ihrer Mutter zu schicken. Dem Gedanken, Colonel Brandon zu Rate zu ziehen, wie dies am besten zu machen sei, folgte augenblicklich der Entschluß; und sobald sie nach dem Dienstmädchen geläutet hatte, damit diese ihren Platz bei ihrer Schwester einnehmen konnte, eilte sie hinunter in den Salon, wo sie den Colonel, wie sie wußte, im allgemeinen auch noch zu einer wesentlich späteren Stunde als jetzt finden würde.

Es war keine Zeit zu verlieren. Ihre Befürchtungen und Schwierigkeiten waren augenblicklich vor ihm ausgebreitet.

Den Versuch zu machen, ihre Befürchtungen zu zerstreuen, hatte er weder den Mut noch die Zuversicht – er hörte sich alles in stiller Verzagttheit an –, doch ihren Schwierigkeiten wurde augenblicklich begegnet; denn mit einer Bereitschaft, die zeigte, daß er eine solche Gelegenheit, zu Diensten zu sein, bereits erwartet hatte, bot er sich selbst an, Mrs. Dashwood herbeizuholen. Elinor erhob keinen Einwand, der nicht leicht zu überwinden war. Sie dankte ihm kurz, doch inbrünstig; und während er ging, um seinen Diener eilig mit einer Botschaft zu Mr. Harris und mit einem Auftrag für die sofortige Bereitstellung von Postpferden wegzuschicken, schrieb Elinor ein paar Zeilen an ihre Mutter.

Der Trost, in diesem Augenblick einen Freund wie Colonel Brandon zu haben – und einen solchen Begleiter für ihre Mutter – wie dankbar sie dafür war! Einen Begleiter, dessen Urteilsvermögen sie leiten würde, dessen Anwesenheit sie beruhigen mußte und dessen Freundschaft sie trösten mochte! Soweit der Schock, aus einem solchen Anlaß herbeigerufen zu werden, bei ihr überhaupt gemindert werden konnte, würden es seine Gegenwart, sein Verhalten, seine Hilfe bewirken können.

Was immer er selbst auch empfinden mochte, er handelte unterdessen mit der ganzen Entschlossenheit eines besonnenen Menschen, traf alle notwendigen Vorkehrungen mit äußerster Eile und berechnete genau die Zeit, zu der Elinor seine Rückkehr erwarten konnte. Nicht ein Augenblick ging durch Verzögerungen irgendwelcher Art verloren. Die Pferde wurden sogar eher gebracht als erwartet, und Colonel Brandon, der ihr nur mit ernstem Gesicht und wenigen Worten, zu leise, um von ihr verstanden

zu werden, die Hand drückte, stieg eilig in die Kutsche. Es war etwa zwölf Uhr, und sie kehrte in das Zimmer ihrer Schwester zurück, um auf die Ankunft des Doktors zu warten und für den Rest der Nacht bei ihr zu wachen. Es war eine Nacht beinahe gleichen Leidens für beide. Stunde um Stunde verging in quälender Schlaflosigkeit und im Fieberwahn für Marianne und in entsetzlicher Angst für Elinor, bis schließlich Mr. Harris erschien. Da ihre Befürchtungen einmal geweckt waren, bezahlte sie nun mit deren Übermaß für all ihre frühere Sorglosigkeit; und das Dienstmädchen, das mit ihr aufsaß – denn Elinor wollte Mrs. Jennings nicht rufen lassen –, quälte sie noch mehr durch Bemerkungen darüber, was ihre Herrin doch schon immer gemeint habe.

Mariannes von Zeit zu Zeit in unzusammenhängenden Worten geäußerte Gedanken waren noch immer bei ihrer Mutter, und jedesmal, wenn die arme Elinor sie *Mama* sagen hörte, gab es ihr einen Stich ins Herz; und während sie sich Vorwürfe machte, daß sie die Krankheit so viele Tage zu leicht genommen hatte, und sie in ihrem Elend auf augenblickliche Hilfe hoffte, glaubte sie schließlich, daß alle Hilfe bald vergebens sein würde, daß alles zu lange verzögert worden war; und sie stellte sich ihre leidende Mutter vor, die zu spät eintraf, um dieses geliebte Kind noch am Leben oder bei Bewußtsein zu sehen.

Sie war gerade im Begriff, noch einmal nach Mr. Harris zu schicken, oder, falls er nicht kommen konnte, einen anderen Rat zu suchen, als der erstere – doch erst nach fünf Uhr – endlich erschien. Seine Meinung entschädigte jedoch ein wenig für sein spätes Kommen, denn obgleich er eine sehr unerwartete und unerfreuliche Veränderung bei seiner Patientin zugab, wollte er die Gefahr doch nicht als so groß ansehen und sprach mit einer Zuversicht von der Erleichterung, die ihr eine neue Art der Behandlung bringen mußte, die sich, wenn auch in geringerem Maße, auf Elinor übertrug. Er versprach, in drei oder vier Stunden wiederzukommen, und verließ die Patientin und ihre besorgte Pflegerin etwas ruhiger, als er sie vorgefunden hatte.

Unendlich besorgt und mit vielen Vorwürfen, daß man sie nicht zu Hilfe geholt hatte, hörte Mrs. Jennings am Morgen, was vorgefallen war. Ihre früheren Befürchtungen, nun mit mehr Grund wiederaufgelebt, ließen ihr keinen Zweifel über den Ausgang; und obgleich sie sich bemühte, Elinor Trost zuzusprechen, ließ ihre Überzeugung von der Gefahr, in der sich ihre Schwester befand, nicht zu, ihr den Trost der Hoffnung

zu geben. Sie war wirklich aus tiefstem Herzen bekümmert. Der rasche Verfall, der frühe Tod eines so jungen, so lieblichen Mädchens wie Marianne hätte auch schon eine weniger beteiligte Person mit Erbarmen erfüllt, auf Mrs. Jennings Mitleid hatte sie jedoch höhere Ansprüche. Sie war drei Monate lang ihr Gast gewesen, stand noch

immer unter ihrer Obhut, und sie wußte, daß ihr schweres Unrecht angetan worden und sie seit langem unglücklich war. Auch den Schmerz ihrer Schwester, die sie besonders liebte, mußte sie mit ansehen; und was die Mutter betraf, so empfand Mrs. Jennings – wenn sie bedachte, daß Marianne ihr vermutlich das bedeutete, was ihre Charlotte für sie selbst war – aufrichtigste Teilnahme für sie.

Zu seinem zweiten Besuch kam Mr. Harris pünktlich, aber er wurde in seinen Hoffnungen auf den Erfolg des ersten getäuscht. Seine Arzneien hatten versagt, das Fieber hatte nicht nachgelassen; und Marianne, nur ruhiger jetzt, aber kaum bei Bewußtsein, verharrte in tiefer Benommenheit. Elinor, die alle, und mehr als alle seine Befürchtungen augenblicklich erfaßte, schlug vor, weiteren Rat einzuholen. Aber er hielt es nicht für nötig, er hatte noch etwas anderes, das er versuchen konnte, ein neues Mittel, von dessen Erfolg er fast ebenso überzeugt war wie von dem vorigen; und er beendete seinen Besuch mit ermutigenden Versicherungen, die zwar Miss Dashwoods Ohr erreichten, aber nicht in ihr Herz dringen konnten. Sie war jetzt ruhig, außer wenn sie an ihre Mutter dachte, aber sie war fast ohne Hoffnung; und in diesem Zustand blieb sie bis zum Mittag am Bett ihrer Schwester, fast ohne sich wegzurühren; und ihre Gedanken wanderten von einem Bild des Schmerzes, von einem leidenden Freund zum anderen, und sie war bis zum äußersten niedergedrückt durch die Reden Mrs. Jennings, die keine Bedenken hatte, die Schwere und Gefahr dieser Attacke den vielen Wochen der vorangegangenen Unpäßlichkeit, die Mariannes Enttäuschung hervorgerufen hatte, zuzuschreiben; Elinor fühlte, wie berechtigt diese Meinung war, und sie gab ihren kummervollen Gedanken neue Nahrung.

Doch etwa zur Mittagszeit begann sie – wenn auch mit Vorsicht und der Furcht vor Enttäuschung, die sie eine Zeitlang selbst gegenüber ihrer Freundin darüber schweigen ließ – sich einzubilden, zu hoffen, sie könne eine leichte Besserung im Puls ihrer Schwester erkennen; sie wartete, beobachtete, fühlte ihn wieder und wieder – und schließlich, mit einer Erregung, die sie schwerer unter äußerer Ruhe verbergen konnte als all ihren vorangegangenen Kummer, wagte sie es, ihre Hoffnungen mitzuteilen. Obgleich sich Mrs. Jennings bei näherer Prüfung genötigt sah, ein zeitweiliges Wiederaufleben zu bestätigen, versuchte sie, ihre Freundin vor dem Gedanken zu bewahren, daß es von Dauer sein könnte; und Elinor, die jede Aufforderung zum Mißtrauen sorgfältig prüfte, sagte sich gleichfalls, daß sie nicht hoffen dürfe. Aber es war zu spät. Die Hoffnung war nun einmal da; und in ihrer ganzen bangen Erregung beugte sie sich über ihre Schwester, um auf etwas zu warten – sie wußte kaum, worauf. Eine halbe Stunde verging, und die günstigen Symptome beglückten sie noch immer. Es zeigten sich sogar noch weitere, die eine Besserung zu bestätigen schienen.

Ihr Atem, ihre Haut, ihre Lippen, alles erfreute Elinor mit Zeichen der Besserung; und schließlich richtete Marianne mit einem verständigen, wenn auch matten Blick ihre Augen auf sie. Angst und Hoffnung lasteten nun gleichermaßen auf ihr und ließen ihr keinen Moment Ruhe – bis Mr. Harris um vier Uhr erschien und er ihr durch seine Versicherungen und seine Glückwünsche zu der Gesundung ihrer Schwester, die selbst seine Erwartungen übertraf, schließlich Zuversicht und Trost gab und ihr Tränen der Freude entlockte.

Marianne ging es in jeder Hinsicht wesentlich besser, und er erklärte sie völlig außer Gefahr. Mrs. Jennings, vielleicht zufrieden damit, daß die vorangegangenen Ängste alle ihre bösen Ahnungen zumindest teilweise gerechtfertigt hatten, gestattete sich, seinem Urteil zu vertrauen, und gab mit aufrichtiger Freude, und bald mit unverkennbarer Heiterkeit, die Wahrscheinlichkeit einer völligen Genesung zu.

Elinor konnte nicht so heiter sein. Ihre Freude war anderer Art und veranlaßte sie eher zu allem anderen als Fröhlichkeit. Marianne dem Leben, den Angehörigen und Freunden und ihrer sie abgöttisch liebenden Mutter wiedergegeben, war ein Gedanke, der ihr Herz mit Gefühlen wunderbaren Trostes erfüllte und es in inbrünstiger Dankbarkeit weitete; doch er führte bei ihr zu keiner äußeren Demonstration der Freude, zu keinen Worten, keinem Lächeln. Elinors Glück lag tief in ihrem Innern, still und stark.

Sie blieb den ganzen Nachmittag mit wenig Unterbrechung am Bett ihrer Schwester, beschwichtigte alle Furcht, befriedigte alle Fragen ihres geschwächten Gemüts, leistete jede Hilfe und wachte beinahe über jeden Blick und jeden Atemzug. Die Möglichkeit eines Rückfalls tauchte natürlich hin und wieder in ihr auf, um sie daran zu erinnern, was Angst hieß – aber wenn sie bei ihrem häufigen und genauen Prüfen sah, daß alle Symptome einer Gesundung weiterhin erkennbar waren und sie Marianne um sechs Uhr in einen ruhigen, gleichmäßigen und allem Anschein nach angenehmen Schlaf sinken sah, verscheuchte sie alle Zweifel.

Die Zeit kam nun heran, da Colonel Brandon zurückerwartet werden konnte. Um zehn Uhr, so glaubte sie, zumindest nicht viel später, würde ihre Mutter von der schrecklichen bangen Ungewißheit erlöst sein, die sie auf dem Wege hierher begleiten mußte. Und auch der Colonel! Vielleicht kaum weniger zu bemitleiden! – Oh, wie langsam doch die Zeit verging, die diese beiden noch in Unwissenheit ließ!

Um sieben Uhr verließ sie Marianne, die noch sanft schlief, und ging zu Mrs. Jennings in den Salon zum Tee. Vom Frühstück hatte ihre Furcht sie ferngehalten, und zum Dinner hatte es ihr der plötzliche Umschwung unmöglich gemacht, viel zu essen – so

war die gegenwärtige Stärkung besonders willkommen, da sie sich ihr mit so dankbaren Gefühlen überlassen konnte. Mrs. Jennings wollte sie nach dem Tee gern überreden, sich etwas auszuruhen, bevor ihre Mutter kam, und *ihr* zu gestatten, ihren Platz bei Marianne einzunehmen; doch Elinor fühlte in diesem Augenblick keine Müdigkeit und hätte nicht schlafen können, und sie war nicht für einen unnötigen Augenblick von ihrer Schwester wegzubekommen. Mrs. Jennings begleitete sie deshalb nach oben ins Krankenzimmer, um sich selbst zu überzeugen, daß alles weiterhin gutging, überließ sie dann wieder ihrer Pflegebefohlenen und ihren Gedanken und zog sich in ihr eigenes Zimmer zurück, um Briefe zu schreiben und zu schlafen.

Die Nacht war kalt und stürmisch. Der Wind tobte um das Haus, und der Regen schlug gegen die Fenster; doch Elinor, ganz ihren glücklichen Gedanken hingegeben, beachtete es nicht. Mariannes Schlaf konnte kein Windstoß etwas anhaben, und die Reisenden – sie erwartete für alle gegenwärtige Unbequemlichkeit ein reicher Lohn.

Die Uhr schlug acht. Hätte sie zehn geschlagen, wäre Elinor überzeugt gewesen, daß sie in diesem Augenblick eine Kutsche auf das Haus hatte zufahren hören; doch sie glaubte so sicher, tatsächlich etwas gehört zu haben, daß sie, obwohl es fast unmöglich war, daß ihre Mutter schon kam, in das angrenzende Ankleidezimmer ging und einen Fensterladen öffnete, um sich zu vergewissern. Sie sah sogleich, daß ihre Ohren sie nicht getäuscht hatten. Die flackernden Lampen einer Kutsche kamen sofort in Sicht. Bei ihrem undeutlichen Licht glaubte sie zu erkennen, daß sie von vier Pferden gezogen wurden; das zeugte von der übermäßigen Angst ihrer armen Mutter und erklärte die so unerwartete Schnelligkeit.

Niemals in ihrem Leben war es Elinor so schwergefallen, ruhig zu bleiben, wie in diesem Augenblick. Das Wissen darum, was ihre Mutter empfinden mußte, als die Kutsche vor der Tür hielt – ihre Zweifel – ihre Furcht – vielleicht ihre Verzweiflung! Und zu denken, was sie ihr zu berichten hatte! Da war es unmöglich, Ruhe zu bewahren. Alles, was sie noch tun konnte, war, schnell zu sein; und so blieb sie nur so lange, bis sie Mrs. Jennings' Dienstmädchen bei ihrer Schwester lassen konnte, und stürzte sogleich hinunter.

Die Geschäftigkeit im Hausflur, während sie durch ein inneres Vorzimmer lief, versicherte ihr, daß sie bereits im Haus waren. Sie stürmte auf das Empfangszimmer zu – betrat es und sah – nur Willoughby!

## Kapitel 44

Elinor, die bei seinem Anblick mit einem Ausdruck des Entsetzens zurückfuhr, gehorchte dem ersten Impuls ihres Herzens und wandte sich augenblicklich ab, um das Zimmer zu verlassen; und sie hatte ihre Hand bereits am Türschloß, als sie genötigt war, innezuhalten, da er hastig auf sie zukam und in einem eher befehlenden als bittenden Ton sagte: »Miss Dashwood, ich flehe Sie an, bleiben Sie – eine halbe Stunde – zehn Minuten.«

»Nein, Sir«, erwiderte sie mit Festigkeit, »ich bleibe nicht. Ihr Anliegen kann nicht mich betreffen. Ich nehme an, die Diener haben vergessen, Ihnen zu sagen, daß Mr. Palmer nicht im Hause ist.«

»Hätten sie mir gesagt«, rief er ungestüm, »daß Mr. Palmer und alle seine Angehörigen beim Teufel wären, hätte mich das nicht fortgebracht von der Tür. Mein Anliegen gilt Ihnen, ganz allein Ihnen.«

»Mir!« – mit äußerster Verwunderung – »nun, Sir, dann rasch – und weniger heftig, wenn es geht.«

»Setzen Sie sich, dann werde ich mich an beides halten.«

Sie zögerte, sie wußte nicht, was sie tun sollte. Die Möglichkeit, daß Colonel Brandon inzwischen ankommen und ihn hier finden würde, kam ihr in den Sinn. Aber sie hatte versprochen, ihn anzuhören, und so war ihre Neugierde nicht weniger als ihre Ehre dabei im Spiel. Nach einem Augenblick der Überlegung, entschied sie daher, daß die Klugheit Eile gebot und daß ihre Einwilligung diese am besten fördern könne; so ging sie schweigend zum Tisch und setzte sich. Er nahm sich den gegenüberstehenden Stuhl, und eine halbe Minute lang sprachen beide kein Wort.

»Machen Sie bitte schnell, Sir«, sagte Elinor ungeduldig, »ich habe keine Zeit zu verlieren.«

Er verharrte in einer Haltung tiefen Nachdenkens und schien sie gar nicht zu hören.

»Ihre Schwester«, sagte er dann einen Augenblick später abrupt, »ist außer Gefahr. Ich hörte es von dem Diener. Gott sei gelobt! – Aber stimmt es auch? Ist es wirklich wahr?«

Elinor wollte nichts sagen. Er wiederholte seine Frage ungestümer.

»Um Himmels willen, sagen Sie mir, ist sie außer Gefahr, oder ist sie es nicht?«

»Wir hoffen es.«

Er stand auf und wanderte durch das Zimmer.

»Hätte ich das nur schon vor einer halben Stunde gewußt! Aber da ich einmal hier bin«, sagte er mit erzwungener Munterkeit, während er zu seinem Platz zurückkehrte, »was bedeutet es schon? – Dieses eine Mal, Miss Dashwood – es wird vielleicht das letzte Mal sein –, lassen Sie uns zusammen heiter sein – ich bin in glänzender Stimmung dazu. – Sagen Sie mir ehrlich«, und eine tiefere Röte überzog sein Gesicht, »halten Sie mich mehr für einen Schuft oder mehr für einen Toren?«

Elinor sah ihn noch verwunderter an als zuvor. Ihr kam schließlich der Gedanke, daß er betrunken sein mußte; die Seltsamkeit eines solchen Besuches und eines solchen Betragens waren kaum anders zu erklären; und unter diesem Eindruck erhob sie sich sogleich und sagte: »Mr. Willoughby, ich rate Ihnen, erst einmal nach Combe zurückzukehren. Ich habe jetzt keine Zeit, länger bei Ihnen zu bleiben. Welches Anliegen Sie auch an mich haben mögen, Sie werden sich morgen besser darauf besinnen und es mir erklären können.«

»Ich verstehe, was Sie meinen«, erwiderte er mit einem vielsagenden Lächeln und in vollkommen ruhigem Ton. »Ja, ich bin sehr betrunken. Ein halber Liter Porter mit einem kalten Rinderbraten in Marlborough hat ausgereicht, mich umzuwerfen.«

»In Marlborough!« rief Elinor, die immer weniger verstand, worauf er hinauswollte.

»Ja – ich habe London heute morgen um acht Uhr verlassen, und die einzigen zehn Minuten, die ich seit dieser Zeit außerhalb meiner Kutsche verbracht habe, verschafften mir ein Frühstück in Marlborough.«

Sein ruhiges Auftreten und sein klarer Blick, während er sprach, überzeugten Elinor, daß es, welche andere unverzeihliche Torheit ihn auch nach Cleveland gebracht haben mochte, nicht Trunkenheit gewesen war, und sie sagte nach einem Augenblick der Besinnung: »Mr. Willoughby, Ihnen sollte klar sein, und gewiß sehe *ich* es so, daß Ihr Kommen und die Art, wie Sie sich meiner Beachtung aufgezwungen haben, einer ganz besonderen Rechtfertigung bedürfen. Was bezwecken Sie damit?«

»Ich will«, erwiderte er mit ernstem Nachdruck, »wenn es mir möglich ist, damit erreichen, daß Sie mich um eine Kleinigkeit weniger hassen, als Sie es jetzt tun. Ich möchte Ihnen eine Art Erklärung, eine Art Entschuldigung für das Vergangene geben – Ihnen mein ganzes Herz öffnen, und indem ich Sie davon überzeuge, daß ich, obgleich

ich immer ein Dummkopf, doch nicht immer ein Schurke gewesen bin – so etwas wie Verzeihung von Ma – Ihrer Schwester erlangen.«

»Ist dies der wirkliche Grund Ihres Kommens?«

»Bei meiner Seele, ja«, erwiderte er, mit einer Leidenschaft, die ihr den ganzen früheren Willoughby in Erinnerung brachte und sie unwillkürlich an seine Aufrichtigkeit glauben ließ.

»Wenn das alles ist, dann können Sie schon jetzt ganz beruhigt sein, denn Marianne verzeiht ... sie hat Ihnen schon lange verziehen.«

»Hat sie das!« rief er in dem gleichen lebhaften Ton. »Dann hat sie mir vergeben, bevor sie es hätte tun sollen. Doch sie soll mir noch einmal vergeben, und zwar auf einer berechtigteren Grundlage. Wollen Sie mir nun zuhören?«

Elinor nickte zustimmend.

»Ich weiß nicht«, sagte er nach einer erwartungsvollen Pause auf ihrer Seite und einer nachdenklichen auf der seinen, »wie Sie sich mein Verhalten Ihrer Schwester gegenüber erklärt haben oder was für einen teuflischen Grund Sie mir dafür angelastet haben mögen. Vielleicht werden Sie kaum eine bessere Meinung von mir bekommen – aber es ist den Versuch wert, und Sie sollen alles hören. Am Anfang, als ich mit Ihrer Familie näher bekannt wurde, hatte ich keine andere Absicht, keinen anderen Gedanken dabei, als meine Zeit angenehm zu verbringen, während ich genötigt war, in Devonshire zu bleiben – angenehmer, als ich sie jemals zuvor verbracht hatte. Der Liebreiz Ihrer Schwester und ihr anziehendes Wesen konnten nicht verfehlen, mich zu erfreuen; und ihr Verhalten mir gegenüber, beinahe vom ersten Augenblick an, war von einer Art ... Es ist verwunderlich, wenn ich darüber nachdenke, wie es war und was *sie* für ein Mädchen war, daß mein Herz so unempfänglich gewesen sein konnte! Doch ich muß zugeben, zu Anfang schmeichelte es nur meiner Eitelkeit. Ohne mich um ihr Glück zu kümmern, nur mein eigenes Vergnügen im Sinn und Gefühlen nachgebend, denen ich mich aus reiner Gewohnheit schon immer allzusehr hingeeben hatte, versuchte ich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln, mich ihr angenehm zu machen, ohne irgendwelche Absicht, ihre Zuneigung zu erwidern.«

An dieser Stelle unterbrach ihn Miss Dashwood und sagte, während sie ihn mit einem Blick voller Zorn und Verachtung ansah: »Es ist kaum der Mühe wert, Mr. Willoughby, daß Sie mir das erzählen und ich Ihnen noch länger zuhöre. Einem solchen Anfang kann nichts mehr folgen. Quälen Sie mich nicht damit, daß ich noch mehr davon zu hören bekomme.«



»Ich bestehe darauf, daß Sie alles hören«, erwiderte er. »Mein Vermögen war niemals groß, und ich bin immer verschwenderisch gewesen; ich pflegte stets, mich Leuten anzuschließen, die ein besseres Einkommen hatten als ich. Jedes Jahr, seit ich mündig wurde, oder sogar schon davor, glaube ich, waren meine Schulden größer geworden; und obgleich der Tod meiner alten Verwandten, Mrs. Smith, mich davon befreien würde, so war dieses Ereignis doch ungewiß und möglicherweise noch weit entfernt; und es war schon seit einiger Zeit meine Absicht gewesen, durch die Heirat mit einer vermögenden Frau meine Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen. Daran, mich an Ihre Schwester zu binden, war deshalb nicht zu denken; und mit einer Gemeinheit, Selbstsucht und Grausamkeit – die auch kein empörter, kein verächtlicher Blick von Ihnen, Miss Dashwood, jemals genug verdammen kann, handelte ich in dieser Weise, versuchte Mariannes Zuneigung zu gewinnen, ohne daran zu denken, sie zu erwidern. Doch eines mag zu meinen Gunsten gesagt werden, während ich in dieser schrecklichen selbstsüchtigen Eitelkeit befangen war – ich kannte nicht das Ausmaß des Unrechts, das ich zufügte, denn *damals* wußte ich nicht, was es heißt zu lieben. Aber habe ich das jemals gewußt? Nun, das mag bezweifelt werden; denn hätte ich tatsächlich geliebt, hätte ich da meine Gefühle der Eitelkeit, der Habsucht opfern können? – Oder, was noch schlimmer ist, die ihren opfern können? – Aber ich habe es getan. Um einer relativen Armut zu entgehen, die ihre Liebe und ihre Gesellschaft doch all ihrer Schrecken beraubt hätte, habe ich, da ich mir Wohlstand verschafft habe, alles verloren, das ihn zu einem Segen hätte machen können.«

»Sie haben also«, sagte Elinor, ein wenig sanfter gestimmt, »einmal geglaubt, daß Sie ihr zugetan seien.«

»Solchen Reizen, solcher Zärtlichkeit zu widerstehen – gibt es denn einen Mann auf Erden, der das fertiggebracht hätte! Ja, es wurde mir, ganz unmerklich, immer mehr bewußt, daß ich sie aufrichtig liebte; und meine glücklichsten Stunden im Leben waren diejenigen, die ich mit ihr in dem Gefühl verbrachte, daß meine Absichten vollkommen ehrenhaft und meine Gefühle untadelig waren. Doch selbst dann, als ich fest entschlossen war, um sie zu werben, gestattete ich mir in höchst unehrenhafter Weise, den Augenblick, dies in die Tat umzusetzen, von Tag zu Tag aufzuschieben – da ich ungern eine Verlobung eingehen wollte, solange ich mich in so großen finanziellen Schwierigkeiten befand. Ich will hier keine Begründung geben – und ich will auch nicht innehalten, damit Sie sich über mein absurdes, und schlimmer noch als absurdes Verhalten auslassen können –, daß ich Bedenken hatte, mich durch ein Versprechen zu binden, wo meine Ehre es mir bereits gebot. Das Geschehene hat bewiesen, daß ich ein Narr war, der sich wissentlich ins Unglück stürzte, daß ich mit

großer Umsicht für eine mögliche Gelegenheit sorgte, mich für immer verächtlich und elend zu machen. Schließlich war meine Entscheidung getroffen, und ich hatte beschlossen, sobald ich allein mit ihr sprechen konnte, meine Aufmerksamkeiten zu rechtfertigen, die ich ihr so fortgesetzt erwiesen hatte, und sie offen einer Liebe zu versichern, die zu zeigen ich mich schon so sehr bemüht hatte. Doch inzwischen – innerhalb der ganz wenigen Stunden, die noch vergehen sollten, ehe ich eine Gelegenheit haben würde, mit ihr allein zu sprechen – ergab sich ein Umstand – ein unglücklicher Umstand, der meine ganze Entschlossenheit zunichte machen sollte, und damit mein ganzes Glück. Es wurde etwas entdeckt«, er zögerte und senkte seinen Blick. »Mrs. Smith war irgendwie von einer Affäre, einer Beziehung informiert worden – ich vermute, von einer entfernten Verwandten, die daran interessiert war, daß Mrs. Smith mir ihre Gunst entzog . . ., aber ich brauche das wohl nicht weiter auszuführen«, fügte er, rot werdend und mit einem fragenden Blick, hinzu; »Ihre besondere Vertrautheit ... Sie haben die ganze Geschichte wahrscheinlich schon längst gehört.«

»Ja«, erwiderte Elinor, gleichfalls rot werdend, und wappnete ihr Herz erneut gegen jedes Mitleid für ihn, »ich habe alles gehört. Und wie Sie irgendeinen Teil Ihrer Schuld an dieser schrecklichen Geschichte mit einer Erklärung wegreden wollen, übersteigt, wie ich zugeben muß, mein Begriffsvermögen.«

»Bedenken Sie«, rief Willoughby, »wer Ihnen das berichtet hat. Konnte er denn unbefangen sein? Ich gebe zu, daß die Lage und der Ruf des Mädchens von mir hätten respektiert werden sollen. Ich will mich nicht rechtfertigen, aber gleichzeitig kann ich Sie nicht annehmen lassen, daß ich nichts vorzubringen hätte – daß *sie* sich, weil ihr Unrecht geschehen ist, untadelig verhalten hat, und weil *ich* ein zügelloser Mensch bin, *sie* eine Heilige sein muß. Wenn die Heftigkeit ihrer Leidenschaft, ihr schwacher Intellekt . . ., aber ich will mich nicht verteidigen. Ihre Liebe zu mir hätte Besseres verdient, und ich denke oft mit schweren Selbstvorwürfen an die Zärtlichkeit, die für eine kurze Zeit jegliche Erwiderung hervorzurufen vermochte. Ich wünschte – ich wünschte von Herzen, es wäre niemals geschehen. Aber ich habe mehr verletzt als nur sie; ich habe ein Mädchen verletzt, dessen Liebe zu mir (darf ich das sagen?) kaum weniger leidenschaftlich war als die ihre und dessen Verstand dem ihren – ach, so unendlich überlegen war!«

»Doch Ihre Gleichgültigkeit gegenüber diesem unglücklichen Mädchen – ich muß es sagen, so unerfreulich für mich die Erörterung eines solchen Gegenstandes sehr wohl sein mag –, Ihre Gleichgültigkeit ist keine Entschuldigung für Ihre grausame Vernachlässigung des Mädchens. Glauben Sie nicht, daß irgendeine Schwäche, ein

angeborener Mangel an Intelligenz bei ihr *Sie* für Ihre unbarmherzige Grausamkeit entschuldigt. Sie müssen gewußt haben, daß sie – während Sie sich selbst in Devonshire vergnügt haben, neue Pläne verfolgten, immer fröhlich, immer glücklich waren – in äußerste Not geriet.«

»Aber, auf mein Wort, ich habe es *nicht* gewußt«, erwiderte er heftig; »ich erinnerte mich nicht, daß ich es versäumt hatte, ihr meine Adresse zu geben; aber ihr gesunder Menschenverstand hätte ihr sagen müssen, wie sie herauszubekommen war.«

»Nun, Sir, und was sagte Mrs. Smith?«

»Sie warf mir sofort mein Vergehen vor, und meine Verwirrung kann man sich vorstellen. Die Reinheit ihres Lebens, ihre herkömmlichen Vorstellungen, ihre Unkenntnis der Welt – alles sprach gegen mich. Die Sache selbst konnte ich nicht leugnen, und vergeblich war alles Bemühen, sie abzumildern. Ich glaube, sie neigte auch vorher schon dazu, der Moral meines Verhaltens ganz allgemein zu mißtrauen, und war darüber hinaus unzufrieden mit der so geringen Aufmerksamkeit, dem so geringen Anteil meiner Zeit, die ich ihr bei dem damaligen Besuch gewidmet hatte. Kurz gesagt, es endete mit einem völligen Bruch. Mit einer Maßnahme hätte ich mich retten können. Die gute Frau mit ihren hohen moralischen Grundsätzen! Sie erklärte sich bereit, mir die Vergangenheit zu vergeben, wenn ich Eliza heiraten würde. Das konnte nicht sein – und so wurde ich in aller Form aus ihrer Gunst und ihrem Haus verbannt. Die darauffolgende Nacht – ich sollte am nächsten Morgen gehen – verbrachte ich damit, zu überlegen, was ich nun in Zukunft tun sollte. Es war ein schwerer Kampf, doch er endete allzu schnell. Meine Liebe zu Marianne, meine vollkommene Überzeugung ihrer Zuneigung zu mir – es reichte alles nicht aus, meine große Furcht vor der Armut zu überwinden und die falschen Vorstellungen von der Notwendigkeit des Wohlstands zu besiegen, zu denen ich schon von Natur aus neigte und die mein aufwendiger gesellschaftlicher Umgang noch gefördert hatte. Ich hatte Grund zu glauben, daß ich meiner jetzigen Frau sicher sei, wenn es mir gefiele, um sie zu werben, und ich redete mir ein, daß mir, der Vernunft gehorchend, nichts anderes übrigblieb. Doch es erwartete mich eine bedrückende Szene, ehe ich Devonshire verlassen konnte. Ich war gerade an diesem Tag bei Ihnen zum Dinner eingeladen, so war eine Entschuldigung für meine Absage notwendig. Doch ich kämpfte lange mit mir, ob ich sie schriftlich oder persönlich vorbringen sollte. Ich fühlte, daß Marianne zu begegnen schrecklich sein würde, und ich zweifelte, ob ich sie wiedersehen und bei meinem Entschluß bleiben konnte. In diesem Punkt unterschätzte ich mich völlig, wie das Ergebnis zeigte; denn ich ging hin, ich sah sie und sah, wie unglücklich sie war, und ließ sie unglücklich zurück – ging und hoffte, sie nie wiederzusehen.«

»Warum sind Sie überhaupt gekommen, Mr. Willoughby?« fragte Elinor vorwurfsvoll; »ein Billett hätte doch den gleichen Zweck erfüllt. Warum war es notwendig, selbst zu kommen?«

»Mein eigener Stolz gebot es mir. Ich konnte es nicht ertragen, die Gegend in einer Weise zu verlassen, die Sie und die übrige Nachbarschaft irgend etwas davon hätte argwöhnen lassen, was wirklich zwischen Mrs. Smith und mir vorgefallen war; und ich beschloß deshalb, auf meinem Wege nach Honiton in Barton Cottage vorzusprechen. Doch der Anblick Ihrer lieben Schwester war furchtbar für mich; und es verschlimmerte die Sache noch, daß ich sie allein fand. Sie waren alle fort, ich weiß nicht, wohin. Ich hatte sie noch am Abend zuvor in meinem Innern so fest, so absolut entschlossen in der Absicht verlassen, recht zu tun! Wenige Stunden nur, und sie wäre mir für immer angelobt gewesen; und ich erinnere mich, in welcher glücklicher, welcher fröhlicher Stimmung ich war, als ich von Ihnen nach Allenham zurückging, zufrieden mit mir selbst und von allen beglückt! Aber in diesem, unserem letzten freundschaftlichen Gespräch begegnete ich ihr mit einem Gefühl der Schuld, das mir fast die Kraft nahm zu heucheln. Ihre Sorge, ihre Enttäuschung, ihr tiefer Schmerz, als ich ihr sagte, daß ich genötigt sei, Devonshire augenblicklich zu verlassen – ich werde es nie vergessen; und dazu noch mit einer solchen Zuversicht, einem solchen Vertrauen in mich! O Gott, was für ein hartherziger Schurke ich war!«

Sie schwiegen beide ein paar Augenblicke. Elinor sprach zuerst.

»Sagten Sie ihr, daß Sie bald zurückkommen würden?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich ihr sagte«, erwiderte er ungeduldig; »zweifellosermaßen weniger, als ich ihr nach allem, was gewesen war, schuldete, und aller Wahrscheinlichkeit nach viel mehr, als durch die Zukunft gerechtfertigt war. Ich kann nicht daran denken – es hat keinen Zweck. Dann kam Ihre liebe Mutter, um mich noch weiter zu quälen mit all ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem Vertrauen. Dem Himmel sei Dank, daß es mich quälte! Ich war so unglücklich. Miss Dashwood, Sie können sich nicht vorstellen, welchen Trost es mir verschafft, auf mein eigenes Elend zurückzublicken. Ich habe einen solchen Groll auf mich für diese unsinnige, erbärmliche Torheit meines eigenen Herzens, daß mich all meine früheren Leiden darunter jetzt triumphieren und jubeln lassen. Nun, ich ging fort, verließ alles, was ich liebte, und ging zu denjenigen, denen ich bestenfalls nur gleichgültig war. Meine

Fahrt nach London – ich reiste mit meinen eigenen Pferden, es war eine so langweilige Fahrt – kein Mensch, mit dem ich sprechen konnte – meine eigenen

Gedanken so heiter – wenn ich nach vorn blickte, war alles so verlockend – wenn ich zurückblickte nach Barton, das Bild so wohltuend! Oh, es war eine selige Fahrt!«

Er hielt inne.

»Nun, Sir«, sagte Elinor, die, obgleich sie ihn bemitleidete, ungeduldig darauf wartete, daß er ging, »ist das nun alles?«

»Alles! – Nein, haben Sie vergessen, was in der Stadt geschah? Dieser schändliche Brief! Hat sie Ihnen den Brief gezeigt?«

»Ja, ich habe alle Briefe gesehen, die Sie und Marianne geschrieben haben.«

»Was ich fühlte, als mich der erste erreichte (was sofort geschah, denn ich war die ganze Zeit in der Stadt), ist, wie man sagt, nicht mit Worten wiederzugeben; einfacher ausgedrückt – vielleicht zu einfach, um irgendwelche Gefühle zu wecken –, ich war unendlich schmerzlich berührt. Jede Zeile, jedes Wort war – in der abgedroschenen Redensart, die sich die liebe Schreiberin, wäre sie hier, verboten hätte, ein Dolchstoß in meinem Herzen – Marianne in der Stadt zu wissen war, um in der gleichen Sprache zu bleiben, wie ein Donnerschlag. Donnerschläge und Dolchstöße! Welche Vorwürfe sie mir gemacht hätte! Ihr Geschmack, ihre Ansichten – ich glaube, ich kenne sie besser als meine eigenen, und ganz gewiß sind sie mir teurer.«

Elinors Herz, das viele wechselnde Gefühle während dieses außergewöhnlichen Gesprächs durchgemacht hatte, war nun wieder besänftigt; doch sie sah es als ihre Pflicht an, Gedanken wie die letzten bei ihm zu zügeln.

»Das ist nicht recht, Willoughby. Denken Sie daran, daß Sie verheiratet sind. Berichten Sie mir nur, was Sie mit Ihrem Gewissen vereinbaren können.«

»Mariannes Brief ließ – da er mir versicherte, daß ich ihr noch immer so teuer war wie in früheren Tagen, daß ihre eigenen Gefühle trotz der vielen, vielen Wochen, die wir

getrennt gewesen waren, noch ebenso beständig und sie noch immer so voller Vertrauen in die meinen war – alle meine Gewissensbisse wiederaufleben. Ich sage *aufleben*, denn die Zeit und London, Geschäfte und Zerstreuung hatten sie in gewissem Maße zum Schweigen gebracht, und ich war zu einem richtigen abgebrühten Schurken geworden, glaubte mich gleichgültig ihr gegenüber und beliebte zu glauben, daß auch sie mir gegenüber gleichgültig geworden sein mußte; ich redete mir ein, daß unsere frühere gegenseitige Zuneigung eine bloße unbedeutende, oberflächliche Affäre gewesen sei, tat sie mit einem Achselzucken ab

als Beweis, daß es so sei, brachte jeden Vorwurf zum Schweigen, überwand alle Skrupel, indem ich ab und zu heimlich sagte: »Ich werde aufrichtig froh sein zu hören, daß sie gut verheiratet ist.« Aber dieser Brief sorgte dafür, daß ich mich besser kennenlernte. Ich fühlte, daß sie mir unendlich viel teurer war als jede andere Frau auf der Welt und daß ich sie ganz schändlich behandelte. Doch zu der Zeit war zwischen Miss Grey und mir gerade alles geregelt. Sich daraus zurückzuziehen war unmöglich. Alles, was ich zu tun hatte, war, Sie beide zu meiden. Ich schickte Marianne keine Antwort, in der Absicht, mich davor zu bewahren, noch weiter von ihr beachtet zu werden; und eine Zeitlang war ich sogar entschlossen, nicht in Berkeley Street vorzusprechen. Doch schließlich hielt ich es für klüger, statt dessen das Verhalten eines kühlen, gewöhnlichen Bekannten vorzutäuschen; ich beobachtete Sie eines Morgens, bis ich sicher war, daß alle aus dem Haus waren, und hinterließ meine Karte.«

»Sie haben uns beobachtet, als wir aus dem Haus gingen!«

»So ist es. Sie wären überrascht, wenn Sie wüßten, wie oft ich Sie beobachtet habe, wie oft ich drauf und dran war, mit Ihnen zusammenzutreffen. Ich bin in viele Läden hineingegangen, um nicht von Ihnen gesehen zu werden, während Ihre Kutsche vorbeifuhr. Da ich in Bond Street logierte, verging kaum ein Tag, an dem ich nicht die eine oder andere von Ihnen flüchtig zu sehen bekam; und nichts als meine beständige große Achtsamkeit, mein zu der Zeit unweigerlich vorherrschender Wunsch, nicht gesehen zu werden, hätte uns so lange trennen können. Ich mied die Middletons, soweit es ging, wie auch jeden anderen, der sich möglicherweise als ein gemeinsamer Bekannter hätte herausstellen können. Da ich nicht wußte, daß die Middletons in der Stadt waren, stieß ich jedoch – es war wohl am ersten Tag seiner Ankunft – auf Sir John, und am Tag danach meldete ich mich dann bei Mrs. Jennings. Er lud mich zu einer Gesellschaft, einem Tanz, am Abend in seinem Haus ein. Auch wenn er mir, als Anreiz, nicht selbst erzählt hätte, daß Sie und Ihre Schwester dortsein würden, hätte ich dies auch ohnehin als viel zu gewiß angesehen, um mich in seine Nähe zu wagen. Der nächste Morgen brachte mir ein weiteres kurzes Billett von Marianne – noch immer liebevoll, offen, arglos, vertrauensvoll – all das, was mein Verhalten äußerst abscheulich machen mußte. Ich konnte es nicht beantworten. Ich versuchte es, aber ich konnte nicht *einen* Satz zustande bringen. Aber ich dachte an sie, glaube ich, den ganzen Tag, in jedem Augenblick. Wenn *Sie* mich bedauern können, Miss Dashwood, dann bedauern Sie die Lage, in der ich mich zu der Zeit befand. In meinem Herzen und in meinen Gedanken ganz allein bei Ihrer Schwester, war ich gezwungen, den glücklichen Liebhaber einer anderen Frau zu spielen! Diese drei oder vier Wochen

waren die schlimmsten für mich. Nun, schließlich, wie ich Ihnen nicht zu erzählen brauche, war dafür gesorgt, daß wir uns treffen mußten; und was für eine großartige Figur ich da machte! Was für ein qualvoller Abend das war! Auf der einen Seite Marianne, schön wie ein Engel, die mich in einem so liebevollen Ton ›Willoughby‹ rief! O mein Gott! – Die ihre Hand nach mir ausstreckte, mich – mit diesen bezaubernden Augen, die mit so sprechender Besorgnis auf mich gerichtet waren – um eine Erklärung bat! Und auf der anderen Seite Sophia, eifersüchtig wie der Teufel, die alles andere ... Nun, es hat nichts zu sagen, das ist nun vorbei. Was für ein Abend! Ich lief, sobald ich konnte, fort von Ihnen allen, doch nicht, bevor ich nicht noch einmal Mariannes liebliches Gesicht, bleich wie der Tod, gesehen hatte. Das war mein allerletztes Bild von ihr, so habe ich sie zum letzten Mal gesehen. Es war ein entsetzlicher Anblick. Doch wenn ich heute an sie als wirklich Sterbende dachte, war die Vorstellung, daß ich genau wußte, wie sie denen erscheinen würde, die sie zum letzten Mal in diesem Leben sehen würden, eine Art Trost für mich. Ich sah sie vor mir, ständig vor mir während meiner Reise – mit dem gleichen Aussehen und dem gleichen bleichen Antlitz.«

Eine kurze, nachdenkliche Pause auf beiden Seiten folgte darauf. Willoughby, der sich als erster besann, beendete sie mit den Worten: »Nun, ich will mich beeilen und wieder gehen. Ihrer Schwester geht es doch gewiß besser, sie ist doch gewiß außer Gefahr?«

»Wir sind davon überzeugt.«

»Und Ihre arme Mutter – die Marianne so abgöttisch liebt!«

»Aber der Brief, Mr. Willoughby, der Brief von *Ihnen*; haben Sie dazu etwas zu sagen?«

»Ja, ja, *dazu* ganz besonders. Wie Sie wissen, schrieb mir Ihre Schwester gleich am nächsten Morgen erneut. Sie haben ja gelesen, was sie schrieb. Ich frühstückte gerade bei den Ellisons, und ihr Brief wurde mir, zusammen mit einigen anderen, von meiner Wohnung gebracht. Es traf sich, daß Sophias Blick darauf fiel, bevor ich ihn bemerkte; und seine Größe, das schöne Papier, die Handschrift, all das ließ sie sofort mißtrauisch werden. Es war ihr schon vorher ein unbestimmtes Gerücht von meiner Liebe zu einer jungen Dame in Devonshire zu Ohren gekommen; und was sich am Abend davor vor ihren Augen abspielte, hatte ihr gezeigt, wer diese junge Dame war, und das hatte sie noch eifersüchtiger gemacht als zuvor. Mit einem Anschein von Schelmerei, die so entzückend ist bei einer Frau, die man liebt, öffnete sie sofort den Brief und las ihn. Sie bekam den richtigen Lohn für ihre Unverschämtheit. Sie las, was sie unglücklich

machte. Ihr Unglücklichsein hätte ich noch ertragen können, aber ihre Wut, ihre Bosheit – unter allen Umständen mußte sie durch Zugeständnisse beschwichtigt werden. Kurz und gut, was halten Sie von dem Briefstil meiner Frau? – Zartfühlend, sanft, echt weiblich – nicht wahr?«

»Ihrer Frau! Der Brief trug doch *Ihre* Handschrift.«

»Ja, aber ich hatte nur die Ehre, Sätze sklavisch abzuschreiben, denen ich mich schämte meine Unterschrift zu geben. Das Original stammte ganz und gar von ihr, es waren ihre eigenen trefflichen Gedanken und ihre eigene sanfte Ausdrucksweise. Doch was konnte ich tun? – Wir waren verlobt, alles war in Vorbereitung, der Tag beinahe festgelegt – aber ich rede wie ein Narr. Vorbereitung! Tag! Um ehrlich zu sein – ihr Geld war notwendig für mich, und in einer Lage wie der meinen mußte alles getan werden, um einen Bruch zu verhindern. Und schließlich, was bedeutete es schon für meinen Charakter in der Meinung von Marianne und ihrer Angehörigen, in welcher Sprache meine Antwort abgefaßt war? Sie hatte nur einen Zweck zu erfüllen. Ich hatte mich für einen Schurken zu erklären, und ob ich das mit einer Verbeugung oder mit Großtuerei tat, war unwichtig. ›Ich bin in ihrer Meinung für immer ruiniert‹, sagte ich mir; ›ich bin für immer von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen, sie halten mich bereits für einen gewissenlosen Burschen, dieser Brief wird sie lediglich dazu bringen, mich nun für einen wirklichen Schurken zu halten.‹ So suchte ich mich zu überzeugen, als ich in einer Art verzweifelter Unbekümmertheit die Worte meiner Frau abschrieb und mich von Mariannes letzten Andenken trennte. Ihre drei Billetts – unglücklicherweise befanden sie sich alle in meiner Brieftasche, sonst hätte ich ihr Vorhandensein geleugnet und sie für immer aufbewahrt – mußte ich hergeben und konnte sie nicht einmal mehr küssen. Und die Haarlocke – auch die hatte ich immer in der gleichen Brieftasche bei mir getragen – wurde nun von Madame mit der größten schmeichlerischen Boshaftigkeit aufgespürt, – diese teure Haarlocke – alles, jedes Andenken wurde mir entrissen.«

»Das ist sehr unrecht von Ihnen, Mr. Willoughby, sehr tadelnswert«, sagte Elinor, wobei ihre Stimme unwillkürlich ihre mitleidige Regung verriet; »Sie sollten so nicht sprechen, weder von Mrs. Willoughby noch von meiner Schwester. Sie haben Ihre Wahl getroffen. Sie wurde Ihnen nicht aufgezwungen. Ihre Gattin hat ein Recht auf Ihre Höflichkeit, zumindest auf Ihren Respekt. Sie muß Ihnen doch zugetan sein, sonst hätte sie Sie nicht geheiratet. Sie unfreundlich zu behandeln, verächtlich von ihr zu sprechen ist keine Wiedergutmachung für Marianne, auch kann ich nicht annehmen, daß es Ihr Gewissen erleichtert.«



»Sprechen Sie mir nicht von meiner Frau«, sagte er mit einem schweren Seufzer. »Sie verdient Ihr Mitgefühl nicht. Sie wußte, ich liebte sie nicht, als wir heirateten. Nun, wir heirateten und kamen nach Combe Magna, um ein glückliches Leben zu führen, und danach kehrten wir in die Stadt zurück, um ein flottes Leben zu führen. Bemitleiden Sie mich nun, Miss Dashwood? Oder habe ich das alles vergeblich erzählt? Bin ich nun – und sei es nur ein kleines bißchen – weniger schuldig in Ihren Augen, als ich es vorher war? Meine Absichten waren nicht immer schlecht. Habe ich wenigstens für einen Teil meiner Schuld befriedigende Erklärungen geben können?«

»Ja, Sie haben gewiß etwas – ein wenig – davon ausgeräumt. Sie haben sich, im ganzen gesehen, weniger tadelnswert erwiesen, als ich Sie glaubte. Sie haben bewiesen, daß Ihr Herz weniger schlecht – ja, viel weniger schlecht ist. Aber ich weiß kaum ... das Leid, das Sie zugefügt haben ... ich weiß kaum, was es hätte schlimmer machen können.«

»Wollen Sie Ihrer Schwester, wenn sie wieder gesund ist, wiederholen, was ich Ihnen erzählt habe? Lassen Sie mich auch in Mariannes Meinung, wie in der Ihren, etwas weniger schuldig erscheinen. Sie sagten mir, daß sie mir schon verziehen hat. Lassen Sie mich daran glauben, daß eine bessere Kenntnis meines Herzens und meiner jetzigen Gefühle ein ungezwungeneres, natürlicheres, sanfteres, weniger würdevolles Verzeihen bei ihr hervorrufen wird. Erzählen Sie ihr von meinem Elend und meiner Reue, sagen Sie ihr, daß mein Herz ihr niemals untreu war, und wenn Sie es wollen, daß sie mir in diesem Augenblick teurer ist als jemals zuvor.«

»Ich werde ihr alles erzählen, was zu Ihrer Rechtfertigung – soweit man es so nennen kann – notwendig ist. Aber Sie haben mir nicht den besonderen Grund dafür genannt, daß Sie gerade jetzt gekommen sind, und auch nicht, wie Sie von ihrer Krankheit erfahren haben.«

»Ich traf gestern abend zufällig John Middleton im Foyer des Drury Lane Theaters, und als er mich bemerkte, sprach er mich (zum ersten Mal in diesen zwei Monaten) an. Daß er mich seit meiner Heirat schnitt, hatte ich ohne Überraschung oder Groll zur Kenntnis genommen. Doch nun konnte seine gutmütige, ehrliche, einfältige Seele, voller Empörung über mich und Sorge um Ihre Schwester, nicht der Versuchung widerstehen, mir zu erzählen, was er für notwendig hielt, obgleich er wahrscheinlich nicht ahnte, daß es mich schrecklich niederdrücken würde. So schonungslos, wie es ihm möglich war, erzählte er mir deshalb, daß Marianne Dashwood in Cleveland an Diphtherie im Sterben liege – ein Brief, den er am Morgen von Mrs. Jennings erhalten habe, besage, daß sie in höchster Gefahr schwebe – die Palmers seien vor Angst alle

abgereist, und so weiter. Ich war zu sehr bestürzt, um gleichgültig erscheinen zu können, selbst gegenüber dem unkritischen Sir John. Er wurde milder gestimmt, als er sah, wie es mich traf; und als wir uns trennten, war soviel von seinem Groll verflogen, daß er mir fast die Hände schüttelte, während er mich an ein altes Versprechen wegen eines Pointerwelpen erinnerte. Was ich empfand, als ich hörte, daß Ihre Schwester im Sterben lag – und sterben würde in dem Glauben, daß ich der größte Schurke auf Erden sei, daß sie mich in ihren letzten Augenblicken verachten und hassen würde – denn wie konnte ich wissen, was für schreckliche Pläne mir nicht sonst noch angelastet worden sein mochten? – *Eine* Person würde mich ganz sicher zu allem imstande erklären. Was ich empfand, war schrecklich! Mein Entschluß war bald gefaßt, und um acht Uhr heute früh war ich in meiner Kutsche. Nun wissen Sie alles.«

Elinor gab keine Antwort. Ihre Gedanken waren im stillen auf den nicht wiedergutzumachenden Schaden gerichtet, den eine zu frühe Unabhängigkeit und die sich daraus ergebenden Gewohnheiten des Müßiggangs, der Zerstreuung und des Wohllebens an Denken und Fühlen, Charakter und Glück eines Mannes angerichtet hatten, der mit allen Vorzügen eines schönen Äußeren und vortrefflicher Gaben eine von Natur aus offenherzige und aufrichtige Veranlagung und ein gefühlvolles, liebevolles Wesen verband. Die Welt hatte ihn verschwenderisch und eitel gemacht; Verschwendungssucht und Eitelkeit hatten ihn kaltherzig und selbstsüchtig werden lassen; Eitelkeit hatte ihn, während er deren schuldhaften Triumph auf Kosten einer anderen suchte, schließlich in eine echte Liebe verstrickt, die der Verschwendungssucht – oder zumindest deren Ergebnis, der finanziellen Zwangslage – geopfert werden mußte. Im Gefolge jeder tadelnswerten Neigung war er, indem sie ihn zur Sünde verleitet hatte, auch gestraft worden. Die Liebe, von der er sich gegen seine Ehre, seine Gefühle, gegen jedes bessere Wissen äußerlich fortgerissen hatte, beherrschte nun, da sie nicht mehr zulässig war, jeden seiner Gedanken; und die Verbindung, um derentwillen er ohne viel Skrupel ihre Schwester unglücklich gemacht hatte, erwies sich nun vermutlich für ihn selbst als eine Quelle viel weniger gutzumachenden Elends. Aus diesen Gedanken wurde sie nach einigen Minuten von Willoughby herausgerissen, der, sich aus gleichermaßen schmerzlichen Gedanken reißend, aufsprang und sich zum Gehen anschickte. Er sagte: »Es hat keinen Sinn, noch zu bleiben, ich muß fort.«

»Fahren Sie in die Stadt zurück?«

»Nein, nach Combe Magna. Ich habe dort zu tun; von dort in ein paar Tagen in die Stadt. Leben Sie wohl.«

Er hielt ihr seine Hand hin. Sie konnte ihm die ihre nicht verweigern; er drückte sie herzlich.

»Und denken Sie jetzt wirklich etwas besser von mir?« fragte er, und indem er ihre Hand losließ, lehnte er sich an den Kaminsims, als habe er vergessen, daß er gehen wollte.

Elinor versicherte es ihm – versicherte ihm, daß sie ihm verzeihe, ihn bemitleide und ihm alles Gute wünsche –, zeigte sogar Teilnahme für sein häusliches Glück – und fügte einen sanften Rat hinzu, wie er es durch sein Verhalten am besten fördern könne. Seine Antwort war nicht sehr ermutigend.

»Was das betrifft, so muß ich mich, so gut es geht, durchs Leben schlagen. Häusliches Glück ist ausgeschlossen. Wenn ich jedoch daran glauben darf, daß Sie und die Ihren an meinem Schicksal und meinen Handlungen Anteil nehmen werden, dann ist dies vielleicht das Mittel ... es läßt mich vielleicht auf der Hut sein ... zumindest ist es vielleicht etwas, wofür es sich lohnt zu leben. Marianne ist allerdings für immer für mich verloren. Selbst wenn ich durch einen glücklichen Zufall wieder frei wäre . . .«

Elinor unterbrach ihn mit einem Verweis.

»Nun also«, erwiderte er, »noch einmal, leben Sie wohl. Ich werde nun gehen und in der Furcht vor einem bestimmten Ereignis leben.«

»Was meinen Sie damit?«

»Die Hochzeit Ihrer Schwester.«

»Das ist sehr unrecht von Ihnen. Marianne kann Ihnen niemals *mehr* verloren sein, als sie es jetzt ist.«

»Aber jemand anders wird sie gewinnen. Und wenn dieser jemand gerade derjenige sein sollte, von dem ich es von allen anderen am wenigsten ertragen könnte ... Aber ich will nicht länger bleiben und mich all Ihres mitfühlenden Wohlwollens berauben, indem ich zeige, daß ich am wenigsten vergeben kann, wo ich am meisten verletzt habe. Leben Sie wohl, Gott segne Sie!«

Und mit diesen Worten stürzte er fast aus dem Zimmer.

## Kapitel 45

Noch eine ganze Zeit, nachdem er fort war, sogar noch, nachdem das Räderrollen der Kutsche verhallt war, war Elinor so bedrückt von vielen auf sie einströmenden Gedanken ganz unterschiedlicher Art, die schließlich in eine allgemeine Traurigkeit mündeten, daß sie nicht einmal an ihre Schwester dachte.

Willoughby – den sie noch vor einer halben Stunde als den nichtswürdigsten aller Männer verabscheut hatte – Willoughby, trotz all seiner Fehler, erweckte in ihr ein gewisses Mitleid für seine Leiden, die aus diesen Fehlern erwachsen waren und die sie veranlaßten, mit einer Sanftheit und einem Bedauern – die, wie sie sich bald selbst eingestand, mehr seinen Wünschen als seinen Verdiensten entsprachen –, daran zu denken, daß er nun für immer von ihrer Familie getrennt war. Sie fühlte, daß sein Einfluß auf ihr Denken durch Umstände größer geworden war, die vom Standpunkt der Vernunft keine Bedeutung haben sollten – durch sein ungewöhnlich anziehendes Äußeres, seine offene, liebevolle, lebhafte Art, die an sich kein Verdienst waren, und durch seine noch immer leidenschaftliche Liebe zu Marianne, der nachzugeben ihn in gewissem Sinne sogar schuldig machte. Doch daß es so war, spürte sie lange, bevor sie seinen Einfluß nachlassen fühlte.

Als sie schließlich zu der nichtsahnenden Marianne zurückkehrte, erwachte diese gerade, erfrischt von einem so langen, sanften Schlaf, wie Elinor es gehofft hatte. Elinors Herz war übertoll. Die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft – Willoughbys Besuch, Marianne außer Gefahr und die erwartete Ankunft ihrer Mutter – das alles zusammen versetzte sie in eine Erregung, die keine Anzeichen der Erschöpfung zuließ und sie nur fürchten ließ, sich bei ihrer Schwester damit zu verraten. Doch es war nur eine kurze Zeit, die sie in dieser Furcht verbringen mußte, denn eine halbe Stunde, nachdem Willoughby das Haus verlassen hatte, wurde sie erneut von dem Geräusch einer herannahenden Kutsche heruntergerufen. Brennend vor Ungeduld, ihre Mutter vor jedem Moment unnötiger, schrecklicher Ungewißheit zu bewahren, stürmte sie sofort in die Vorhalle und erreichte die Außentür gerade rechtzeitig, um sie beim Eintreten empfangen und stützen zu können.

Mrs. Dashwood, deren entsetzliche Angst, als sie sich dem Haus näherten, schon fast zu der Überzeugung geführt hatte, daß Marianne nicht mehr am Leben war, versagte die Stimme, um nach ihr zu fragen, versagte sogar die Stimme, um Elinor zu begrüßen; doch diese wartete weder auf eine Frage noch auf einen Gruß, sondern verschaffte ihr sofort die beglückende Erleichterung. Und ihre Mutter, als sie es mit ihrer ganzen gewohnten Leidenschaft erfaßte, war augenblicklich ebenso überwältigt von ihrem Glück, wie sie es zuvor von ihrer Furcht gewesen war. Sie wurde, gestützt von ihrer Tochter und ihrem Freund, in das Empfangszimmer geleitet; und dort,

während sie Freudentränen vergoß, noch immer nicht imstande zu sprechen, umarmte sie Elinor wieder und wieder, wandte sich abwechselnd auch an Colonel Brandon, um ihm die Hand zu drücken, mit einem Blick, der gleichzeitig ihre Dankbarkeit wie ihre Überzeugung ausdrückte, daß er mit ihr die Seligkeit des Augenblicks teilte. Er teilte sie, jedoch mit einer Sprachlosigkeit, die sogar noch größer war als die ihre.

Sobald Mrs. Dashwood ihre Fassung wiedererlangt hatte, war ihr erster Wunsch, Marianne zu sehen; und in zwei Minuten war sie bei ihrem geliebten Kind, das ihr noch teurer geworden war durch Abwesenheit, Unglück und Gefahr. Elinors Freude, als sie sah, was die beiden fühlten, als sie sich wiederhatten, wurde nur eingeschränkt von der Furcht, daß Marianne damit weiterer Schlaf geraubt würde; doch Mrs. Dashwood konnte ruhig sein, sogar vernünftig, wenn das Leben ihres Kindes auf dem Spiel stand; und Marianne, zufrieden in dem Bewußtsein, ihre Mutter in ihrer Nähe zu haben, und weil sie selbst zu schwach war zum Sprechen, ergab sich bereitwillig der Stille und Ruhe, die ihr alle Krankenpflegerinnen um sie her verordneten. Mrs. Dashwood wollte unbedingt die ganze Nacht bei ihr aufsitzen, und Elinor fügte sich der dringenden Bitte ihrer Mutter und ging zu Bett. Doch die Ruhe, die eine völlig schlaflose Nacht und viele aufreibende Stunden der Angst und Sorge höchst notwendig machten, wollte sich durch ihr überreiztes Gemüt nicht einstellen. Willoughby, »der arme Willoughby«, wie sie sich nun gestattete, ihn zu nennen, beschäftigte ständig ihre Gedanken. Anfangs hatte sie nicht um alles in der Welt seine Verteidigung anhören mögen, und nun beschuldigte sie sich bald, ihn vorher so hart beurteilt zu haben, bald entband sie sich wieder davon. Doch ihr Versprechen, ihrer Schwester alles zu erzählen, quälte sie unaufhörlich. Sie fürchtete sich vor dieser Aufgabe, fürchtete die Wirkung, die es auf Marianne haben mochte, zweifelte, ob sie nach einer solchen Erklärung jemals mit einem anderen Mann glücklich werden könnte; und einen Augenblick lang wünschte sie, Willoughby wäre Witwer; doch dann, da sie an Colonel Brandon dachte, rügte sie sich, fühlte, daß der Lohn ihrer Schwester weit mehr *seinen* Leiden und *seiner* Beständigkeit als denen seines Rivalen zukam, und sie wünschte alles andere als den Tod von Mrs. Willoughby.

Mrs. Dashwood war, schon bevor Colonel Brandon nach Barton kam, so unruhig geworden, daß der Schock, den sein Auftrag bei ihr auslöste, nicht mehr ganz so stark war; denn ihre Sorge um Marianne war so groß geworden, daß sie bereits beschlossen hatte, sich gerade an diesem Tag auf den Weg nach Cleveland zu machen, ohne auf weitere Nachrichten zu warten; und sie hatte ihre Reise schon vor seinem Eintreffen soweit geregelt, daß zu der Zeit seiner Ankunft jeden Augenblick die Careys erwartet

wurden, um Margaret abzuholen, da ihre Mutter sie nicht an einen Ort mitnehmen wollte, wo die Gefahr einer Ansteckung bestand.

Marianne ging es von Tag zu Tag besser, und die strahlende Heiterkeit, die sich in Mrs. Dashwoods Aussehen und Stimmung widerspiegelte, bewies, daß sie, wie sie immer wieder selbst von sich sagte, eine der glücklichsten Frauen der Welt war. So manches Mal, wenn Elinor dies von ihr hörte und den Beweis dafür sah, konnte sie nicht umhin, sich zu fragen, ob ihre Mutter noch jemals an Edward dachte. Doch der Überschwang ihrer Freude ließ Mrs. Dashwood, die dem zurückhaltenden Bericht über ihre Enttäuschung vertraute, den Elinor ihr gesandt hatte, nur an Dinge denken, die ihre Freude noch erhöhen konnten. Marianne war ihr wiedergegeben, sie war einer Gefahr entronnen, zu der, wie es ihr nun allmählich klar wurde, ihr eigenes Fehltrail bei der Ermutigung der unglücklichen Liebe zu Willoughby beigetragen hatte; und in ihrer Genesung fand sie noch eine weitere Quelle der Freude, von der Elinor nichts ahnte. Diese eröffnete sie ihr daher, sobald sich eine Gelegenheit für ein ungestörtes Gespräch zwischen ihnen fand.

»Endlich sind wir allein. Meine liebe Elinor, du kennst noch nicht mein ganzes Glück. Colonel Brandon liebt Marianne, er hat es mir selbst gesagt.«

Ihre Tochter, die abwechselnd Freude oder Qual empfand, überrascht war, aber auch wieder nicht, hörte ihr mit stiller Aufmerksamkeit zu.

»Du bist so gar nicht wie ich, liebe Elinor, sonst müßte ich mich jetzt wundern über deine Gelassenheit. Könnte ich mir für meine Familie irgend etwas Gutes wünschen, dann würde ich mich als das Erstrebenswerteste dafür entscheiden, daß Colonel Brandon eine von euch heiratet. Und ich glaube, Marianne wird von euch beiden am glücklichsten mit ihm sein.«

Elinor war halb geneigt zu fragen, aus welchem Grunde sie das meinte, da sie sicher war, daß es bei einer unvoreingenommenen Erwägung des Alters, Charakters oder der Geisteshaltung keinen Grund dafür geben könnte; aber ihre Mutter ließ sich ja bei jedem fesselnden Thema stets von ihrer Phantasie hinreißen, und deshalb ging sie, statt zu fragen, mit einem Lächeln darüber hinweg.

»Er öffnete mir gestern auf der Reise sein ganzes Herz. Es kam ganz unvermutet, ganz unbeabsichtigt heraus. Ich konnte, wie du dir gewiß denken kannst, über nichts anderes sprechen als über mein Kind; auch er konnte seinen Kummer nicht verbergen, ich sah, daß er ebenso litt wie ich; und da er vielleicht meinte, daß bloße Freundschaft, wie die Welt heute ist, eine so leidenschaftliche Anteilnahme nicht rechtfertigen würde

– oder, wie ich vielmehr annehme, er überlegte gar nicht und überließ sich nur seinen übermächtigen Gefühlen –, vertraute er mir seine inbrünstige, zärtliche, unerschütterliche Liebe zu ihr an. Er liebt sie, Elinor, schon seit dem ersten Augenblick, da er sie sah.«

Doch hier erkannte Elinor nicht die Sprache, nicht die Bekenntnisse Colonel Brandons, sondern die üblichen Ausschmückungen der lebhaften Phantasie ihrer Mutter, die alles nach ihrem Belieben für sie zu etwas Wunderbarem machte.

»Seine Liebe zu ihr – die unendlich viel tiefer ist, als was Willoughby jemals empfand oder vortäuschte, und soviel inniger, soviel aufrichtiger oder standhafter, wie immer wir es nennen wollen – hat während all der Zeit, da er um die Voreingenommenheit der lieben Marianne für diesen unwürdigen jungen Mann wußte, fortbestanden! Und ohne Eigennutz – ohne eine Hoffnung zu hegen – hätte er sie mit einem anderen glücklich sehen können ... Eine so edle Gesinnung! Eine solche Offenheit, solche Aufrichtigkeit! In *ihm* kann sich niemand täuschen.«

»Colonel Brandons Ruf«, sagte Elinor, »als ein vortrefflicher Mensch ist fest begründet.«

»Das weiß ich«, erwiderte ihre Mutter ernst, »sonst wäre ich nach einer solchen Warnung die letzte, eine Liebe wie diese zu ermutigen oder gar erfreut darüber zu sein. Aber daß er gekommen ist, um mich zu holen, mit einer so tatkräftigen, hilfsbereiten Freundschaft, ist genug, ihn als einen höchst achtbaren Menschen zu erweisen.«

»Sein Ruf«, erwiderte Elinor, »beruht nicht nur auf *einer* hilfreichen Handlung, zu der ihn seine Liebe zu Marianne auch dann veranlaßt hätte, wenn seine Menschlichkeit nicht gefragt gewesen wäre. Mit Mrs. Jennings und den Middletons ist er lange eng befreundet, und sie lieben und achten ihn; und selbst ich kenne ihn, obgleich unsere Bekanntschaft noch nicht lange besteht, außerordentlich gut; und ich schätze ihn so sehr, daß ich, wenn Marianne mit ihm glücklich werden kann, ebenso bereit sein werde wie du, unsere Verbindung mit ihm als den allergrößten Segen für uns zu betrachten. Welche Antwort hast du ihm gegeben? Hast du ihn hoffen lassen?«

»Ach, meine Liebe, zu der Zeit konnte ich weder zu ihm noch zu mir selbst von Hoffnung sprechen. Marianne konnte doch in dem Augenblick vielleicht sterben. Aber er fragte ja auch nicht nach Hoffnung oder Ermutigung. Es war bei ihm ein ganz unwillkürlicher Vertrauensbeweis, ein unbezähmbarer Herzenserguß zu seiner Erleichterung gegenüber einer Freundin – keine Bitte an eine Mutter. Doch etwas später, denn zuerst war ich ganz überwältigt, sagte ich dann doch, daß es, wenn sie

lebt, worauf ich vertraute, mein größtes Glück sein würde, ihre Heirat zu fördern; und seit unserer Ankunft, seit unserer glücklichen Gewißheit habe ich es ihm ausführlicher wiederholt und habe ihn, soweit ich nur konnte, ermutigt. Zeit, ein klein wenig Zeit, habe ich zu ihm gesagt, wird alles vollbringen; Mariannes Herz soll nicht für immer an einen Mann wie Willoughby verschwendet sein. Seine eigenen Vorzüge werden es bald gewinnen.«

»Doch nach der Stimmung des Colonels zu urteilen, hast du ihn noch nicht ebenso zuversichtlich gemacht.«

»Nein. Er glaubt, daß Mariannes Liebe zu tief wurzelt, als daß sich daran vor Ablauf einer sehr langen Zeit etwas ändern könnte; und selbst angenommen, ihr Herz wäre wieder frei, denkt er zu bescheiden von sich selbst, um zu glauben, daß er sie bei einem solchen Unterschied in Alter und Veranlagung jemals für sich einnehmen könnte. Doch da irrt er sich sehr. Die Jahre, die er älter ist als sie, können nur von Vorteil sein, da sie seinem Charakter und seinen Grundsätzen Festigkeit verliehen haben; und was sein ganzes Wesen betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt, daß es genau von der Art ist, die deine Schwester glücklich machen kann. Und auch seine Erscheinung, seine Umgangsformen, alles spricht für ihn. Meine Voreingenommenheit macht mich nicht blind, er ist gewiß nicht so gutaussehend wie Willoughby, aber andererseits liegt in seinem Gesichtsausdruck etwas viel Angenehmeres. Da gab es, wenn du dich erinnerst, manchmal etwas in Willoughbys Augen, das mir nicht gefiel.«

Elinor konnte sich *nicht* erinnern, aber ihre Mutter fuhr, ohne auf ihre Zustimmung zu warten, fort: »Und seine Umgangsformen – die Umgangsformen des Colonels – sind für mich nicht nur viel angenehmer, als es Willoughbys jemals gewesen sind, sondern sie sind auch von einer Art, von der ich sehr wohl weiß, daß Marianne sie auf die Dauer als viel einnehmender empfinden wird. Seine sanfte Art, seine echte Aufmerksamkeit anderen Menschen gegenüber, seine männliche, ungesuchte Einfachheit entsprechen viel mehr ihrer wahren Veranlagung als die oft unechte oder unpassende Lebhaftigkeit des anderen. Ich bin mir ganz sicher, daß Marianne, hätte Willoughby sich als wirklich liebenswert erwiesen und nicht, wie es sich herausgestellt hat, als das völlige Gegenteil, doch niemals so glücklich mit ihm geworden wäre, wie sie es mit Colonel Brandon sein wird.«

Sie hielt inne. Ihre Tochter konnte ihr nicht ganz zustimmen, aber ihre Meinung blieb ungehört und erregte somit keinen Anstoß.

»In Delaford wird sie nicht weit von mir entfernt sein«, fügte Mrs. Dashwood hinzu, »selbst wenn ich in Barton bleibe; und aller Wahrscheinlichkeit nach – denn ich habe



gehört, es ist ein großes Dorf – muß es doch dort ein kleines Haus oder ein Landhaus in der Nähe geben, das sich ebenso für uns eignen würde wie unsere gegenwärtige Wohnung.«

Arme Elinor! Hier gab es einen neuen Plan für sie, nach Delaford geschickt zu werden! Aber sie nahm es gelassen.

»Und dann sein Vermögen! Denn, weißt du, in meinem Alter sorgt sich jeder darum; und obgleich ich weder weiß noch wissen möchte, wie groß es wirklich ist, so ist es doch gewiß beträchtlich.«

Hier wurden sie durch das Eintreten einer dritten Person unterbrochen, und Elinor zog sich zurück, um für sich allein alles zu überdenken, ihrem Freund Erfolg zu wünschen und doch, während sie es ihm wünschte, einen Stich im Herzen zu fühlen, wenn sie an Willoughby dachte.

## Kapitel 46

Mariannes Krankheit hatte, obgleich sie an sich sehr schwächend war, nicht so lange andauert, daß sie eine langsame Genesung zur Folge gehabt hätte; und bei ihrer Jugend, ihrer guten Konstitution und mit Hilfe der Gegenwart ihrer Mutter ging es damit ohne Schwierigkeiten voran, so daß es ihr möglich war, vier Tage nach der Ankunft Mrs. Dashwoods in Mrs. Palmers Ankleidezimmer überzusiedeln. Sobald sie dort war, wurde Colonel Brandon auf ihre besondere Bitte hin gebeten, zu ihr zu gehen, denn sie brannte darauf, ihm dafür zu danken, daß er ihre Mutter herbeigeholt hatte.

Seine tiefe Ergriffenheit, als er das Zimmer betrat, ihr so verändertes Aussehen wahrnahm und ihre blasse Hand ergriff, die sie ihm sofort entgegenstreckte, war von einer Art, die, wie Elinor vermutete, von etwas mehr herrühren mußte als nur von seiner Liebe zu Marianne oder dem Bewußtsein, daß diese Tatsache auch anderen klar war; und sie entdeckte bald in seinem traurigen Blick und seiner wechselnden Gesichtsfarbe, während er ihre Schwester ansah, daß vermutlich viele Szenen des Elends aus der Vergangenheit in seinen Gedanken wiederkehrten, die durch jene von ihm schon einmal erklärte Ähnlichkeit zwischen Marianne und Eliza hervorgerufen wurden – eine Ähnlichkeit, die nun noch verstärkt wurde durch ihre tiefliegenden Augen, ihre kränkliche Hautfarbe, die Schwäche, die sich in ihrer Haltung ausdrückte, und das warme Bekenntnis ihres besonderen Dankes.

Mrs. Dashwood, die all dies nicht weniger aufmerksam beobachtete als ihre Tochter, die jedoch ganz andere Dinge bewegten und die daher etwas ganz anderes wahrnahm, sah im Verhalten des Colonels allein das, was den einfachsten und selbstverständlichsten Gefühlen entsprang, während sie sich zugleich einredete, daß in den Handlungen und Worten Mariannes bereits mehr als nur Dankbarkeit heraufdämmerte.

Nach ein paar weiteren Tagen, während deren Marianne von einem Tag zum anderen sichtlich kräftiger geworden war, begann Mrs. Dashwood, gleichermaßen gedrängt von ihren eigenen Wünschen wie von denen ihrer Tochter, von ihrer Rückkehr nach Barton zu sprechen. Von ihren Schritten hingen auch diejenigen ihrer beiden Freunde ab; Mrs. Jennings konnte Cleveland nicht verlassen, solange die Dashwoods dort blieben, und Colonel Brandon wurde durch ihre vereinte Bitte bewogen, seinen eigenen Aufenthalt dort ebenso festzulegen, wenngleich er nicht ebenso unerläßlich war. Und auf seine und Mrs. Jennings vereinte Bitten hin wurde Mrs. Dashwood wiederum dazu gebracht, zur größeren Bequemlichkeit für ihre kranke Tochter das Angebot des Colonels anzunehmen, in seiner Kutsche ihre Rückreise anzutreten; und auf die gemeinsame Einladung Mrs. Dashwoods und auch Mrs. Jennings hin, die in ihrer rührigen Gutherzigkeit nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere Leute wohlwollend und gastfreundlich war, verpflichtete sich der Colonel mit Vergnügen, sich in ein paar Wochen durch einen Besuch in Barton Cottage dafür zu entschädigen.

Der Tag der Trennung und der Abreise kam heran; nachdem sich Marianne ganz besonders und ausführlich von Mrs. Jennings verabschiedet hatte – mit so aufrichtigen Dankesworten, so voller Achtung und freundlicher Wünsche, wie sie es aus einem heimlichen Eingeständnis ihrer früheren mangelnden Aufmerksamkeit heraus ihrem eigenen Herzen zu schulden schien – und sie Colonel Brandon mit der Herzlichkeit einer Freundin Lebewohl gesagt hatte, half ihr dieser sorgsam in die Kutsche und schien ängstlich darauf bedacht, daß sie zumindest die Hälfte des Platzes für sich bekam. Mrs. Dashwood und Elinor stiegen nach ihr ein, und die anderen blieben allein zurück, sprachen über die Reisenden und fühlten, wie lustlos sie geworden waren, bis Mrs. Jennings zu ihrer Kutsche gerufen wurde und sie sich mit dem Klatsch ihrer Zofe über den Verlust ihrer beiden jungen Gefährtinnen hinwegtröstete; und Colonel Brandon machte sich gleich danach auf seinen einsamen Weg nach Delaford.

Die Dashwoods waren zwei Tage unterwegs, und Marianne ertrug die Reise an beiden Tagen ohne wesentliche Ermüdung. Alles, was die hingebungsvollste Liebe, die besorgteste Aufmerksamkeit tun konnten, um ihr die Reise angenehm und bequem zu machen, hatten sich ihre wachsamen Begleiterinnen zur Aufgabe gemacht, und jede

fand ihre Belohnung in Mariannes körperlichem Wohlbefinden und ruhigem Gemütszustand. Elinor machte es besonders dankbar, dies bei ihrer Schwester beobachten zu können. Sie – die Marianne Woche für Woche so andauernd hatte leiden sehen, niedergedrückt von ihren Herzensqualen, über die zu sprechen sie in der Zeit nicht den Mut hatte, die zu verbergen sie aber auch nicht die Kraft fand – sah nun mit einer Freude, die niemand anders in gleichem Maße mit ihr teilen konnte, Mariannes offensichtliche innere Gefaßtheit. Und diese Gefaßtheit würde ihr schließlich Zufriedenheit und Heiterkeit bringen, da sie, worauf Elinor vertraute, das Ergebnis ernsten Nachdenkens war.

Als sie sich nun Barton näherten und zu Schauplätzen gelangten, wo jedes Feld, jeder Baum eine besondere, schmerzliche Erinnerung hervorrief, wurde sie still und nachdenklich; und während sie sich von ihnen abwandte, blickte sie angelegentlich aus dem Fenster. Doch darüber konnte sich Elinor nicht wundern und sie auch nicht dafür tadeln; und als sie Marianne aus der Kutsche half und bemerkte, daß sie geweint hatte, sah sie darin nur eine Gemütsbewegung, die an sich zu natürlich war, als daß sie etwas weniger zartes als Mitleid hervorrufen könnte, und die in ihrer Zurückhaltung Lob verdiente. In ihrem ganzen folgenden Verhalten zeigte Marianne, daß ihre Vernunft erwacht war und sie sich bemühte, dies auch zu beweisen; denn sobald sie ihr gemeinsames Wohnzimmer betraten, ließ sie ihre Augen mit einer entschiedenen Festigkeit umherwandern, als sei sie entschlossen, sich sogleich an den Anblick jedes Gegenstandes zu gewöhnen, der mit der Erinnerung an Willoughby verbunden sein konnte. Sie sagte wenig, doch mit jedem Satz bemühte sie sich um Heiterkeit, und obgleich ihr zuweilen ein Seufzer entschlüpfte, folgte ihm stets ein ausgleichendes Lächeln. Nach dem Dinner wollte sie versuchen, auf dem Klavier zu spielen; sie begab sich zu dem Instrument, doch die Noten, auf die ihr Blick zuerst fiel, waren aus einer Oper, die Willoughby ihr beschafft hatte, und enthielten einige ihrer Lieblingsduetts; und auf der Außenseite trugen sie in seiner Handschrift ihren Namen. Das war nicht das Richtige. Sie schüttelte den Kopf, legte die Noten beiseite, und nachdem sie eine Minute lang ihre Hand über die Tasten hatte gleiten lassen, klagte sie über Schwäche in den Fingern und schloß das Instrument wieder, erklärte jedoch entschieden, daß sie in Zukunft viel üben müsse.

Der nächste Morgen zeigte, daß diese glückverheißenden Symptome andauerten. Durch die Nachtruhe an Körper und Seele gestärkt, waren ihr Blick und ihre Worte nun sogar von noch echterer Lebhaftigkeit, während sie mit Freuden Margarets Rückkehr erwartete und über den lieben Familienkreis, der dann wiederhergestellt sein

würde, über ihre gemeinsamen Beschäftigungen und über ihr fröhliches Beisammensein als das einzige Glück sprach, das man sich wünschen konnte.

»Wenn ruhiges Wetter ist und ich wieder kräftig genug bin«, sagte sie, »wollen wir jeden Tag lange Spaziergänge zusammen machen. Dann gehen wir zu dem Pachthof am Rande des Hügels und sehen, was die Kinder dort machen; wir werden zu Sir Johns neuen Pflanzungen in Barton Cross und nach Abbeyland gehen; und wir werden oft die alten Ruinen der Priorei aufsuchen und ihren Fundamenten folgen, soweit sie einst gereicht haben sollen, wie man uns erzählt hat. Wir werden bestimmt glücklich sein, und der Sommer wird voller Freuden dahingehen. Ich will niemals später als sechs Uhr aufstehen, und von dieser Zeit bis zum Dinner werde ich jeden Augenblick mit Musik oder Lesen verbringen. Ich habe mir einen Plan gemacht, und ich bin entschlossen, einen Kurs ernsthafter Studien zu beginnen. Unsere eigene Bibliothek kenne ich schon zu gut, als daß ich über bloßes Vergnügen hinaus darauf zurückgreifen könnte. Aber in Barton Park gibt es viele Werke, die es durchaus wert sind, gelesen zu werden; und es gibt andere, neuere Bücher, von denen ich weiß, daß ich sie mir von Colonel Brandon ausleihen kann. Wenn ich nur sechs Stunden am Tag lese, werde ich im Verlaufe eines Jahres eine Menge Kenntnisse gewinnen, an denen es mir, wie ich jetzt sehe, mangelt.«

Elinor ehrte sie für ihren Plan, der einer so noblen Gesinnung entsprang, wenngleich sie lächeln mußte, weil sie darin dieselbe lebhaftere Einbildungskraft erkannte, die Marianne auch bis zum äußersten zu lustloser Trägheit und selbstsüchtigen Klagen verleitet hatte, nur daß sie nun am Werke war, ihren Plan von vernünftiger Beschäftigung und ehrenhafter Selbstbeherrschung so zu übertreiben. Ihr Lächeln ging in einen Seufzer über, wenn sie daran dachte, daß sie ihr Versprechen gegenüber Willoughby noch nicht eingelöst hatte; und sie fürchtete, daß sie etwas zu übermitteln hatte, das Mariannes Gemüt wieder aus dem Gleichgewicht bringen und zumindest eine Zeitlang diese schöne Aussicht auf geschäftige Heiterkeit zunichte machen konnte. Da sie deshalb gewillt war, diese schlimme Stunde noch hinauszuschieben, beschloß sie, damit zu warten, bis die Gesundheit ihrer Schwester sich weiter gefestigt hatte. Doch dieser Vorsatz wurde nur gefaßt, um wieder fallengelassen zu werden.

Marianne war schon zwei oder drei Tage wieder zu Hause, bevor das Wetter für eine Kranke wie sie schön genug war, um sich hinauszuwagen. Doch schließlich brach ein freundlicher, milder Morgen an – ein Morgen, wie die Tochter ihn sich nur wünschen konnte und dem auch die Mutter vertraute; und Marianne wurde gestattet, auf dem Weg vor dem Haus, auf Elinors Arm gestützt, so lange spazierenzugehen, wie es ihr möglich war, ohne zu ermüden.

Die Schwestern machten sich auf zu einem so langsamen Gang, wie es Mariannes Schwäche zuließ, denn sie hatte seit ihrer Krankheit noch keine solche körperliche Anstrengung auf sich genommen; und sie waren nur so weit vom Haus fortgekommen, daß sie einen vollen Blick auf den Hügel, den so bedeutsamen Hügel hinter dem Haus, hatten, als Marianne mit einem Blick darauf innehielt und ruhig sagte: »Dort, genau dort«, und sie wies mit der Hand auf die Stelle, »auf diesem Vorsprung – dort bin ich gestürzt, und dort sah ich Willoughby zum ersten Mal.«

Ihre Stimme wurde leiser bei dem Namen, doch belebte sie sich sogleich wieder, und sie fügte hinzu: »Ich bin dankbar, daß ich mit so wenig Schmerz auf diese Stelle blicken kann! Werden wir jemals wieder über dieses Thema sprechen, Elinor?« Sie sagte es mit einem Zögern. »Oder ist es unrecht? Ich hoffe, ich *kann* jetzt so darüber sprechen, wie ich es auch sollte.«

Elinor ermutigte sie sanft, offen zu sprechen.

»Was das Bedauern angeht«, sagte Marianne, »das habe ich hinter mir, soweit es *ihn* betrifft. Ich will zu dir nicht darüber sprechen, wie meine Gefühle für ihn einmal gewesen sind, sondern wie sie *jetzt* sind. Wenn ich im Augenblick nur von einem Punkt überzeugt sein könnte – wenn ich glauben könnte, daß er nicht *immer* nur geheuchelt hat, mich nicht *immer* getäuscht hat – aber vor allen Dingen, wenn ich versichert sein könnte, daß er niemals so *sehr* schlecht war, wie ich ihn mir in meinen Befürchtungen seit der Geschichte mit diesem unglücklichen Mädchen manchmal vorgestellt habe . . .«

Sie hielt inne. Elinor war unendlich froh über ihre Worte, als sie antwortete: »Wenn du dessen versichert sein könntest, glaubst du, du wärest erleichtert?«

»Ja. Mein Seelenfrieden hängt in zweifacher Hinsicht davon ab, denn es ist nicht nur schrecklich, jemand, der mir einmal so viel bedeutet hat, so schlimmer Absichten zu verdächtigen, schrecklich ist auch, wie ich mir selbst dabei erscheinen muß. Was sonst als eine äußerst beschämende, unbedachte Liebe hätte mich in eine Lage wie die meine bringen können . . .«

»Wie«, fragte ihre Schwester, »würdest du dir denn sein Verhalten erklären wollen?«

»Ich würde ihn – ach, wie gern würde ich ihn nur für wankelmütig – für sehr, sehr wankelmütig halten.«

Elinor sagte nichts darauf. Sie kämpfte mit sich, ob es angebracht sei, mit ihrem Bericht sofort zu beginnen, oder ob sie es noch aufschieben sollte, bis Marianne

wieder kräftiger sein würde – und sie gingen ein paar Minuten lang sehr langsam und schweigend weiter.

»Ich wünsche ihm nicht sehr viel Gutes«, sagte Marianne schließlich mit einem Seufzer, »wenn ich ihm wünsche, daß seine geheimen Gedanken nicht unerfreulicher sein mögen als meine eigenen. Er wird genug dabei leiden.«

»Vergleichst du dein Verhalten mit dem seinen?«

»Nein. Ich vergleiche es mit dem, was es hätte sein sollen; ich vergleiche es mit dem deinen.«

»Deine Lage und meine haben wenig Ähnlichkeit miteinander.«

»Sie haben mehr Ähnlichkeit miteinander als unser Verhalten. Liebste Elinor, laß dich in deiner Güte nicht etwas verteidigen, von dem ich weiß, daß dein Urteil es mißbilligen muß. Meine Krankheit hat mich zum Nachdenken gebracht – sie hat mir Muße und Ruhe verschafft für ernste Besinnung. Lange bevor ich mich genügend erholt hatte, um sprechen zu können, war ich durchaus in der Lage, nachzudenken, und ich habe nachgedacht über das Vergangene. Ich sah in meinem eigenen Verhalten seit dem Beginn unserer Bekanntschaft mit ihm im letzten Herbst nichts als eine Kette von unklugen Handlungen und mangelnder Freundlichkeit gegenüber anderen. Ich erkannte, daß meine *eigenen* Gefühle mir meine Leiden bereitet hatten und daß mich mein Mangel an innerer Kraft dabei fast ins Grab gebracht hatte. Meine Krankheit – das weiß ich sehr wohl – habe ich ganz allein herbeigeführt, weil ich in einer Weise achtlos mit meiner Gesundheit umgegangen bin, wie ich sie selbst zu *der Zeit* schon als unrecht empfand. Wäre ich gestorben, wäre es Selbstzerstörung gewesen. Ich kannte die Gefahr erst, als sie vorüber war; doch bei solchen Gefühlen, wie meine Gedanken sie in mir hervorriefen, wundere ich mich über meine Genesung, wundere ich mich, daß gerade die Heftigkeit meines Wunsches zu leben, um Zeit zu haben für Buße gegenüber meinem Gott und euch allen, mich nicht sofort getötet hat. Wäre ich gestorben, in welch unbeschreiblichem Elend hätte ich dich, meine Krankenpflegerin, meine Freundin, meine Schwester, zurückgelassen! Dich, die du die ganze reizbare Selbstsucht meiner letzten Tage erlebt hast, die du alle Regungen meines Herzens gekannt hast! Wie hätte ich in eurer Erinnerung fortleben sollen? Und auch meine arme Mutter! Wie hättest du sie trösten können? Ich kann nicht beschreiben, wie sehr ich mich selbst verabscheute. Immer wenn ich auf das Vergangene zurückblickte, sah ich eine vernachlässigte Pflicht oder eine Schwäche, der ich mich hingegeben hatte. Alle schienen von mir verletzt worden zu sein. Die Güte, die nie nachlassende Güte Mrs. Jennings' hatte ich mit undankbarer Geringschätzung vergolten. Zu den

Middletons, den Palmers, den Steeles, selbst zu allen gewöhnlichen Bekannten war ich anmaßend und ungerecht gewesen – mein Herz war gefühllos gegenüber ihren Verdiensten, und gerade ihre Aufmerksamkeiten reizten und ärgerten mich. John und Fanny, ja selbst ihnen, so wenig sie es auch verdienen, hatte ich nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber dir – dir vor allen andern und mehr noch als meiner Mutter – hatte ich unrecht getan. Ich, nur ich allein kannte dein Herz und wußte, was du leidest; doch wohin führte mich das – zu keinerlei Mitgefühl, das dir oder mir selbst zugute kommen konnte. Dein Beispiel hatte ich vor Augen, doch was nutzte es? War ich deshalb rücksichtsvoller dir und deinem Wohlbefinden gegenüber? Bin ich deshalb dem Beispiel deiner Geduld gefolgt, oder habe ich deshalb deine Pflichten verringert, indem ich in irgendeiner Weise teilgenommen habe an jenen Aufgaben, die allgemeine Höflichkeit oder besondere Dankbarkeit erforderten und die zu erfüllen bis dahin dir allein überlassen waren? Nein – selbst als ich wußte, daß du unglücklich warst, drückte ich mich ebenso wie zu der Zeit, als ich dich ohne Sorgen glaubte, vor jeder Pflicht und jedem Freundschaftsbeweis, ließ kaum andere Sorgen gelten als die meinen, trauerte nur dem Herzen nach, das mich verlassen und mir Unrecht angetan hatte, und ließ zu, daß du, der ich meine grenzenlose Zuneigung beteuert hatte, um meinetwillen unglücklich warst.«

Hier endete der rasche Fluß ihrer Selbstvorwürfe; und Elinor, die ungeduldig darauf wartete, sie zu besänftigen, wenngleich sie zu ehrlich war, ihr etwas Schmeichelhaftes zu sagen, spendete ihr sogleich das Lob und den Zuspruch, die ihre Offenheit und ihre Reue so sehr verdienten. Marianne drückte ihr die Hand und erwiderte: »Du bist sehr gütig. In der Zukunft muß ich mich bewähren. Mein Plan steht fest, und wenn ich imstande bin, mich daran zu halten, werde ich meine Gefühle beherrschen und meinen Charakter bessern können. Sie sollen nicht länger andere beunruhigen und auch mich selbst nicht mehr peinigen. Ich werde jetzt nur noch für meine Familie leben. Du, meine Mutter und Margaret müssen fortan *alles* auf der Welt für mich sein; ich werde meine Liebe allein zwischen euch teilen. Nie wieder wird es für mich den geringsten Anreiz geben, von euch, von meinem Zuhause, fortzugehen; und wenn ich wirklich einmal in andere Gesellschaft gehe, werde ich es allein deshalb tun, um zu zeigen, daß ich bescheidener geworden bin, daß sich mein Herz gebessert hat und daß ich Höflichkeit und alle geringeren Pflichten des Lebens mit Sanftmut und Geduld üben kann. Was Willoughby angeht, so wäre es vergeblich zu sagen, daß ich ihn bald oder überhaupt jemals vergessen werde. Die Erinnerung an ihn kann durch keine Änderung der Umstände oder Überzeugungen überwunden werden. Aber sie soll gelenkt werden, sie soll durch Frömmigkeit, Vernunft und ständige Beschäftigung beherrschbar werden.«

Sie hielt inne und fügte mit leiser Stimme hinzu: »Wenn ich doch nur sein Herz kennen würde, dann wäre alles leichter.«

Elinor – die nun einige Zeit darüber nachgedacht hatte, ob es angebracht sei oder nicht, sich sogleich daran zu wagen, ihr von Willoughby zu berichten, einer Entscheidung aber nicht näher gekommen war – hörte dies, und da sie erkannte, daß Überlegen zu nichts führte und Entschlußkraft das Ihre tun mußte, sah sie sich bald damit beginnen.

Sie meisterte ihre Schilderung, wie sie hoffte, mit Geschick, bereitete ihre ängstlich lauschende Zuhörerin mit Umsicht vor, nannte ihr mit einfachen, aufrichtigen Worten die Hauptpunkte, auf die Willoughby seine Rechtfertigung gründete, würdigte seine Reue und milderte nur die Beteuerungen seiner noch immer großen Liebe. Marianne sagte kein Wort; sie zitterte, blickte zu Boden, und ihre Lippen wurden noch weißer, als ihre Krankheit sie gemacht hatten. Tausend Fragen tauchten in ihrem Herzen auf, aber keine einzige davon wagte sie vorzubringen. Sie sog jedes Wort mit atemloser Ungeduld ein; ihre Hand drückte fest die ihrer Schwester, ohne sich dessen bewußt zu sein, und Tränen bedeckten ihre Wangen.

Elinor führte Marianne nach Hause, denn sie fürchtete, daß sie müde war; und bis sie die Haustür erreicht hatten, sprach sie – da sie sich leicht denken konnte, was Marianne alles wissen wollte, obgleich sie keine Frage zu stellen wagte – von nichts anderem als von Willoughby und ihrem Gespräch mit ihm; und sie berichtete jede Einzelheit seiner Worte und seines Aussehens mit großer Genauigkeit, dort wo sie sich Genauigkeit ohne Gefahr erlauben konnte. Sobald sie ins Haus traten, verließ Marianne ihre Schwester mit einem dankbaren Kuß und den durch ihre Tränen hindurch gerade noch verständlichen Worten »Erzähle es Mama« und ging dann langsam nach oben. Elinor wollte nicht versuchen, ein so vernünftiges Alleinsein zu stören, wie sie es nun suchte; und während sie in Gedanken das Ergebnis schon in banger Sorge vorhersah und den Entschluß faßte, das Thema wiederaufzugreifen, falls Marianne es nicht selbst tun würde, begab sie sich ins Wohnzimmer, um deren beim Hinaufgehen geäußerte Bitte zu erfüllen.



## Kapitel 47

Mrs. Dashwood hörte nicht ohne innere Bewegung die Rechtfertigung ihres früheren Günstlings. Sie freute sich, daß er nun von einem Teil der ihm angelasteten Schuld freigesprochen war; er tat ihr leid, sie wünschte ihm Glück. Aber die Gefühle der Vergangenheit ließen sich nicht mehr zurückrufen. Nichts konnte ihn Marianne mit einer ungebrochenen Treue, einem unbescholtenen Charakter wiedergeben. Nichts konnte das Wissen darum, was diese durch ihn gelitten hatte, noch sein schuldhaftes Verhalten gegenüber Eliza vergessen machen. Nichts konnte ihm deshalb ihre frühere Achtung wiedergeben oder Colonel Brandons Interessen schaden.

Hätte Mrs. Dashwood, wie ihre Tochter, Willoughbys Geschichte von ihm selbst gehört, hätte sie sein Elend mit angesehen und hätte sie sich unter dem Einfluß seines Gesichtsausdrucks und seines Verhaltens befunden, wäre ihr Mitgefühl wahrscheinlich größer gewesen. Doch lag es weder in Elinors Macht, noch wünschte sie durch ihre Wiedergabe seiner Erklärungen, Gefühle in jemand anders zu wecken, wie sie zuerst in ihr selbst hervorgerufen worden waren. Mit dem Nachdenken darüber hatte sie zu einem ruhigeren Urteil und einer besonneneren Meinung über Willoughbys Wert gefunden. Sie wollte daher nur die einfache Wahrheit berichten und nur solche Dinge enthüllen, die seinem Charakter wirklich entsprachen, ohne alle zartfühlenden Ausschmückungen, die die Phantasie auf Abwege führen.

Am Abend, als sie alle beisammen waren, begann Marianne von selbst wieder, von ihm zu sprechen, doch es war nicht ohne Mühe, wie es die ruhelose, nervöse Nachdenklichkeit, in der sie sich davor schon eine Zeitlang befunden hatte, die aufkommende Röte, während sie sprach, und ihre unsichere Stimme deutlich zeigten.

»Ich möchte euch beiden versichern«, sagte sie, »daß ich alles so sehe, wie ihr es von mir wünschen könnt.«

Mrs. Dashwood hätte sie gern sogleich mit sanfter Zärtlichkeit unterbrochen, wenn Elinor, die wirklich die unvoreingenommene Meinung ihrer Schwester hören wollte, sie nicht durch eine beschwörende Geste zum Schweigen gebracht hätte.

Marianne fuhr langsam fort: »Es hat mich sehr erleichtert – was Elinor mir heute morgen erzählt hat – ich habe nun genau das gehört, was ich mir gewünscht hatte.« Einige Augenblicke lang versagte ihr die Stimme, doch sie faßte sich wieder und fügte nun ruhiger als zuvor hinzu: »Ich bin jetzt vollkommen zufriedengestellt. Ich wünsche mir nichts anderes. Ich hätte niemals mehr glücklich mit ihm sein können, sobald ich

all das erfahren hätte – was früher oder später ohnehin geschehen wäre. Ich hätte kein Vertrauen mehr gehabt, keine Achtung. Nichts hätte das in meinen Gefühlen auslöschen können.«

»Das weiß ich, das weiß ich«, rief ihre Mutter, »glücklich werden mit einem Mann von so ausschweifenden Gewohnheiten! Mit einem Mann, der den Seelenfrieden unseres teuersten Freundes zerstört hat? Nein – das Herz meiner Marianne ist nicht von der Art, daß es mit einem solchen Mann glücklich werden kann! Ihr Gewissen, ihr empfindsames Gewissen hätte all das gefühlt, was das Gewissen ihres Gatten hätte fühlen müssen.«

Marianne seufzte und sagte noch einmal: »Ich wünsche mir nichts anderes.«

»Du siehst die Sache genauso«, sagte Elinor, »wie gesunder Menschenverstand und ein gutes Urteilsvermögen sie sehen müssen; und ich glaube gewiß, daß du ebenso wie ich nicht nur darin, sondern auch in vielen anderen Umständen genug Gründe siehst, die dich überzeugen, daß deine Heirat mit ihm dir viele unumgängliche Sorgen und Enttäuschungen gebracht hätte, und dabei hätte dir seine, möglicherweise wankelmütige, Liebe nur wenig geholfen. Hättest du ihn geheiratet, wärest du immer arm gewesen. Seine Verschwendungssucht hat selbst er zugegeben, und sein ganzes Verhalten zeigt, daß Selbstverleugnung ein Wort ist, das er kaum kennt. Seine Ansprüche und deine Unerfahrenheit, bei einem kleinen, sehr kleinen Einkommen, hätten zu Sorgen geführt, die dir darum nicht weniger Kummer bereitet hätten, weil sie dir vorher vollkommen fremd und unvorstellbar gewesen waren. Dein Gefühl für Ehre und Rechtschaffenheit hätte dich, wenn du dir deiner Lage bewußt geworden wärest, dazu gebracht, überall zu sparen, wo es dir nur möglich erschienen wäre; und vielleicht, solange deine Sparsamkeit nur dein eigenes Wohlbefinden eingeschränkt hätte, hätte er es dir auch überlassen, sie zu üben; aber wie wenig hättest du allein selbst mit den äußersten Mitteln tun können, um den Ruin aufzuhalten, der schon vor deiner Heirat begonnen hatte! Und hättest du darüber hinaus versucht, wie vernünftig es auch immer gewesen wäre, seine Vergnügungen zu beschränken, wäre da nicht zu fürchten gewesen, daß du, anstatt ihn bei seiner so selbstsüchtigen Einstellung zu bewegen, dem zuzustimmen, deinen eigenen Einfluß auf sein Herz verringert hättest und er die Verbindung bereut hätte, die ihn in solche Schwierigkeiten gebracht hatte?«

Mariannes Lippen zitterten, und sie wiederholte das Wort ›selbstsüchtig?‹ in einem Ton, der besagte: ›Hältst du ihn wirklich für selbstsüchtig?‹

»Sein ganzes Verhalten«, erwiderte Elinor, »vom Anfang bis zum Ende dieser Sache war auf Selbstsucht gegründet. Es war Selbstsucht, die ihn zuerst mit deiner

Zuneigung hat spielen lassen –, die ihn später, als seine eigene dabei beteiligt war, veranlaßte, deren Bekenntnis zu verzögern, und die ihn schließlich aus Barton forttrieb. Sein eigenes Vergnügen und seine eigene Bequemlichkeit waren in allem sein Hauptanliegen.«

»Das ist sehr wahr. Um *mein* Glück ging es ihm niemals.«

»Jetzt«, fuhr Elinor fort, »bereut er, was er getan hat. Und warum bereut er es? Weil er feststellt, daß es ihm nichts Gutes gebracht hat. Es hat ihn nicht glücklich gemacht. Er hat jetzt keine Geldsorgen – von daher geht es ihm nicht schlecht, und er denkt jetzt nur daran, daß er eine Frau mit einem weniger liebenswürdigen Wesen geheiratet hat als dem deinen. Aber folgt denn daraus, daß er glücklich gewesen wäre, wenn er *dich* geheiratet hätte? Die Unannehmlichkeiten wären von anderer Art gewesen. Er hätte dann unter geldlichen Sorgen gelitten, die er nun, da sie beseitigt sind, als völlig unwichtig ansieht. Er hätte eine Frau gehabt, über deren Charakter er sich nicht hätte beklagen können, doch er hätte nie seine Bedürfnisse befriedigen können – er wäre immer arm gewesen; und er hätte wahrscheinlich bald gelernt, die zahllosen Annehmlichkeiten eines schuldenfreien Besitzes und eines guten Einkommens als weit wichtiger einzustufen, selbst gegenüber häuslichem Glück, als die bloßen Launen einer Ehefrau.«

»Daran habe ich keinen Zweifel«, sagte Marianne; »und ich habe nichts zu bedauern – nichts außer meiner eigenen Torheit.«

»Sage lieber, außer der Unklugheit deiner Mutter, mein Kind«, sagte Mrs. Dashwood; »*sie* muß die Verantwortung tragen.«

Marianne wollte sie nicht weitersprechen lassen; und Elinor, zufrieden, daß beide ihre Fehler einsahen, wollte jede Erörterung der Vergangenheit vermeiden, die das Gemüt ihrer Schwester wieder aus dem Gleichgewicht bringen könnte; sie kam deshalb wieder auf das erste Thema zurück und fuhr sogleich fort: »Eines kann man, denke ich, aus der ganzen Sache eindeutig entnehmen – daß Willoughbys sämtliche Schwierigkeiten aus seinem ersten moralischen Verstoß erwachsen sind – seinem Verhalten gegenüber Eliza Williams. Dieses Vergehen ist der Ursprung für alle geringeren gewesen und für seine ganze gegenwärtige Unzufriedenheit.«

Marianne stimmte ihr sehr lebhaft zu; und ihre Mutter wurde dadurch veranlaßt, alles Unrecht, das Colonel Brandon erlitten hatte, wie auch seine Verdienste mit so warmen Worten aufzuzählen, wie es ihr Freundschaft und Vorsatz vereint eingeben konnten.

Ihre Tochter machte jedoch nicht den Eindruck, als hätte sie viel davon wahrgenommen.

Wie sie es erwartet hatte, sah Elinor, daß Mariannes Kräfte in den darauffolgenden Tagen nicht weiter in dem Maße zunahmen wie zuvor; doch während ihre Entschlossenheit nicht nachgelassen hatte und sie weiterhin versuchte, heiter und unbeschwert zu sein, konnte ihre Schwester unbesorgt darauf vertrauen, daß die Zeit ein übriges für ihre Gesundheit tun würde.

Nun kehrte auch Margaret zurück, und sie waren alle einander wiedergegeben und nahmen ihr früheres ruhiges Leben in Barton Cottage wie gewohnt wieder auf; und wenn sie ihren gewöhnlichen ernsthaften Beschäftigungen auch nicht mit ganz soviel Energie nachgingen wie nach ihrem Einzug in Barton, so planten sie doch, diese in Zukunft wieder ganz entschieden zu betreiben.

Elinor wartete ungeduldig auf Kunde von Edward. Sie hatte, seit sie aus London fort waren, nichts Neues über seine Pläne gehört, nicht einmal etwas Sicheres über seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort. Zwischen ihr und ihrem Bruder waren aufgrund von Mariannes Krankheit einige Briefe hin und her gegangen; und in Johns erstem Brief hatte der Satz gestanden: »Wir wissen nichts über unseren unglücklichen Edward und können uns, heikel wie die Angelegenheit nun einmal ist, auch nicht danach erkundigen, doch wir nehmen an, daß er immer noch in Oxford ist«; und das waren die ganzen Informationen über Edward, die ihr der Briefwechsel gebracht hatte, denn in keinem der nachfolgenden Briefe war sein Name jemals erwähnt worden. Sie war jedoch nicht verurteilt, lange in Unwissenheit über seine Schritte zu bleiben.

Ihr Diener war eines Morgens in Geschäften nach Exeter geschickt worden; und als er, während er bei Tisch bediente, die Fragen seiner Herrin zu seinem Auftrag beantwortet hatte, setzte er von sich aus noch hinzu: »Ich nehme an, Ma'am, Sie wissen, daß Mr. Ferrars geheiratet hat?«

Marianne fuhr heftig zusammen, warf einen Blick auf Elinor, sah sie blaß werden und fiel in einem hysterischen Anfall zurück in ihren Stuhl. Mrs. Dashwood, deren Blick, während sie die Frage des Dieners beantwortete, intuitiv in die gleiche Richtung gegangen war, sah mit Entsetzen an Elinors Gesicht, wie sehr sie tatsächlich litt; und da sie ebenso über Mariannes Zustand beunruhigt war, wußte sie bald nicht mehr, welchem ihrer Kinder sie ihre Hauptaufmerksamkeit schenken sollte.

Der Diener, der nur sah, daß es Marianne plötzlich nicht gutging, besaß die Geistesgegenwart, eines der Mädchen zu rufen, das sie mit Mrs. Dashwoods Hilfe

stützte und in das andere Zimmer brachte. Inzwischen ging es Marianne schon wieder besser, so überließ ihre Mutter sie der Fürsorge Margarets und des Mädchens und ging zu Elinor zurück, die zwar noch immer ganz durcheinander war, aber ihr Denkvermögen und ihre Stimme so weit wiedergewonnen hatte, daß sie gerade begann, Thomas nach der Quelle seiner Information zu befragen. Mrs. Dashwood übernahm diese Mühe sogleich selbst, und Elinor bekam nun die Informationen, ohne die Fragen selbst stellen zu müssen.

»Wer hat dir erzählt, daß Mr. Ferrars geheiratet hat, Thomas?«

»Ich hab Mr. Ferrars heute selbst gesehn in Exeter, Ma'am, und seine Gattin auch, die frühere Miss Steele. Sie hielten mit ihrer Kutsche vor dem New London Inn, wo ich mit einer Nachricht von Sally von Barton Park an ihren Bruder hingegangen war, der dort Botenjunge ist. Ich hab zufällig hochgeguckt, als ich an der Kutsche vorbeikam, und ich hab gleich gesehn, daß es die jüngere Miss Steele war; da hab ich dann meinen Hut gezogen, und sie hat mich erkannt und hat mich gerufen; und sie hat sich nach Ihnen, Ma'am, erkundigt, und nach den jungen Damen, besonders nach Miss Marianne, und hat mich gebeten, von ihr und Mr. Ferrars Grüße zu bestellen, ihre besten Grüße und Empfehlungen, und daß es ihnen leid täte, daß sie keine Zeit hätten, Sie zu besuchen – aber sie hätten es sehr eilig, weiterzukommen, denn sie wollten da unten noch ein Weilchen bleiben, aber auf ihrem Rückweg würden sie bestimmt bei Ihnen vorbeikommen.«

»Aber hat sie dir erzählt, daß sie verheiratet ist, Thomas?«

»Ja, Ma'am, sie lächelte und sagte, sie hätte ihren Namen gewechselt, seit sie in dieser Gegend ist. Sie war immer eine sehr leutselige und offenherzige junge Dame, und sehr höflich. Da nahm ich mir die Freiheit, ihr Glück zu wünschen.«

»War Mr. Ferrars mit ihr in der Kutsche?«

»Ja, Ma'am, ich habe ihn nur nach hinten gelehnt darin sitzen sehn, er hat nicht hochgeblickt – aber er war ja nie ein Herr, der viel geredet hat.«

Elinors Herz konnte sich leicht erklären, warum er sich nicht vorgebeugt hatte; und Mrs. Dashwood fand vermutlich die gleiche Erklärung.

»War denn niemand anders in der Kutsche?«

»Nein, Ma'am, nur die beiden.«

»Weißt du, woher sie kamen?«

»Sie kamen direkt aus der Stadt, wie mir Miss Lucy – Mrs. Ferrars – erzählt hat.«

»Und sie sind weiter in Richtung Westen gefahren?«

»Ja, Ma'am, aber sie bleiben nicht lange. Sie werden bald zurück sein, und dann wollen sie bestimmt hier vorbeikommen.«

Mrs. Dashwood sah jetzt ihre Tochter an; aber Elinor war nicht so töricht, die beiden in Barton zu erwarten. Sie erkannte die ganze Lucy in dieser Botschaft und war völlig sicher, daß Edward niemals in ihre Nähe kommen würde. Sie bemerkte leise zu ihrer Mutter, daß sie wahrscheinlich auf dem Wege zu Mr. Pratt in der Nähe von Plymouth gewesen waren.

Thomas schien mit seinen Mitteilungen am Ende zu sein. Doch Elinor machte den Eindruck, als wollte sie noch mehr hören.

»Hast du sie fortfahren sehen, bevor du weggingst?«

»Nein, Ma'am, die Pferde kamen grade erst raus, aber ich konnte nicht länger bleiben; ich hatte Angst, mich zu verspäten.«

»Hat Mrs. Ferrars gut ausgesehen?«

»Ja, Ma'am, sie sagte mir, wie gut es ihr geht; ich fand ja schon immer, daß sie eine sehr hübsche junge Dame ist – und sie schien mächtig zufrieden.«

Mrs. Dashwood fielen nun keine weiteren Fragen mehr ein, und Thomas und das Tischtuch, nun gleichermaßen überflüssig, wurden bald darauf entlassen. Marianne hatte bereits Bescheid sagen lassen, daß sie nichts mehr essen würde; Mrs. Dashwood und Elinor hatten ebenfalls keinen Appetit mehr; und Margaret mochte sich glücklich schätzen, daß sie bei so viel Unruhe, wie ihre beiden Schwestern sie in letzter Zeit erlebt hatten, und so viel Ursache, wie sie oft gehabt hatten, ihre Mahlzeiten zu vernachlässigen, bisher nie genötigt gewesen war, auf ihr Dinner zu verzichten.

Als der Nachtisch und der Wein serviert waren und Mrs. Dashwood und Elinor allein zurückblieben, verharrten sie beide noch lange in gleichermaßen stiller Nachdenklichkeit. Mrs. Dashwood fürchtete sich, irgendeine Bemerkung zu machen, und wagte auch nicht, ihr Trost zuzusprechen. Sie erkannte nun, daß es ein Irrtum gewesen war, sich auf Elinors eigene Darstellung ihrer Gefühle zu verlassen; und sie schloß zu Recht, daß Elinor zu der Zeit alles absichtlich abgeschwächt hatte, um sie davor zu bewahren, noch unglücklicher zu sein und noch mehr zu leiden, als es Mariannes wegen ohnehin schon der Fall war. Sie erkannte, daß sie sich durch die

wohlbedachte, rücksichtsvolle Aufmerksamkeit ihrer Tochter hatte täuschen lassen und daß sie geglaubt hatte, deren Liebe, die sie einst so gut verstanden hatte, sei in Wirklichkeit viel weniger tief gewesen, als sie damals geglaubt hatte und als es sich nun herausstellte. Sie fürchtete, daß sie aufgrund dieser Überzeugung ungerecht, unaufmerksam, ja, beinahe lieblos zu ihrer Elinor gewesen war – daß Mariannes Kummer, da er mehr bekundet wurde und ihr mehr vor Augen stand, zu sehr ihr Mitgefühl in Anspruch genommen und sie dazu verleitet hatte zu übersehen, daß sie in Elinor eine Tochter hatte, die beinahe ebensoviel litt, gewiß aber mit größerer innerer Stärke und ohne viel davon nach außen hin zu zeigen.

## Kapitel 48

Elinor erkannte nun sehr wohl den Unterschied zwischen der Erwartung eines unerfreulichen Ereignisses – wenn der Verstand auch sagt, daß man ganz gewiß damit rechnen muß – und der Gewißheit, daß es eingetroffen ist. Sie erkannte nun, daß sie unwillkürlich, solange Edward unverheiratet war, stets der Hoffnung Raum gegeben hatte, daß doch noch etwas geschehen würde, was ihn daran hinderte, Lucy zu heiraten; daß irgend etwas – sei es ein eigener Entschluß, eine Vermittlung von Freunden oder eine annehmbare Gelegenheit für ihre Versorgung –, noch allen zum Glück verhelfen würde. Doch nun war er verheiratet, und sie verurteilte ihr Herz für diese heimliche, unbegründete Hoffnung, die den Schmerz über diese Nachricht so sehr vergrößert hatte.

Daß er so bald heiraten würde, noch bevor er (wie sie meinte) ordiniert und folglich auch bevor er im Besitz der Pfründe sein konnte, überraschte sie anfangs ein wenig. Aber bald sah sie, wie wahrscheinlich es war, daß Lucy in ihrem Bestreben, versorgt zu sein, und in ihrer Eile, sich ihn zu sichern, alles in Kauf nehmen würde, nur nicht das Risiko einer Verzögerung. Sie hatten geheiratet, in London, und eilten nun hinunter zu ihrem Onkel. Was hatte Edward wohl empfunden, als er nur vier Meilen von Barton entfernt war und als er den Diener ihrer Mutter sah und Lucys Botschaft hörte!

Sie würden sich, wie sie annahm, bald in Delaford niedergelassen haben – in Delaford, jenem Ort, der aus so vielen Gründen Gegenstand ihres Interesses war – den sie gern kennenlernen und doch meiden wollte. Sie sah die beiden augenblicklich in ihrem Pfarrhaus, sah in Lucy die aktive, haushaltende Verwalterin, die den Wunsch nach einem eleganten Auftreten mit der äußersten Sparsamkeit verband und die sich schämen würde, auch nur der Hälfte ihrer Sparmaßnahmen verdächtigt zu werden; die

mit jedem Gedanken ihre eigenen Interessen verfolgte und um die Gunst Colonel Brandons, Mrs. Jennings und aller reichen Freunde buhlte. Sie wußte nicht, wie sie Edward sehen sollte, und auch nicht, wie sie ihn zu sehen wünschte – glücklich oder unglücklich – nichts war ihr recht; sie verbannte jedes Bild von ihm aus ihren Gedanken.

Elinor bildete sich ein, daß ihnen jemand aus ihrer Bekanntschaft in London schreiben würde, um das Ereignis zu melden und weitere Einzelheiten zu berichten; aber Tag für Tag verging, und kein Brief, keine Kunde kam. Obgleich sie nicht recht wußte, ob irgend jemand dafür zu tadeln war, hatte sie an jedem abwesenden Freund etwas auszusetzen. Sie waren alle gedankenlos und gleichgültig.

»Wann schreibst du denn an Colonel Brandon, Mama?« war eine Frage, die ihrer Ungeduld entsprang, etwas zu haben, das ihre Gedanken beschäftigen würde.

»Ich habe letzte Woche an ihn geschrieben, mein Kind, und ich hoffe eher, ihn selbst zu sehen, als wieder von ihm zu hören. Ich habe ihn ernsthaft gedrängt, zu uns zu kommen, und ich wäre nicht überrascht, wenn ich ihn heute oder morgen oder an einem der nächsten Tage hier hereinkommen sähe.«

Das war doch schon etwas – etwas, auf das man seine Erwartungen richten konnte. Colonel Brandon *mußte* etwas mitzuteilen haben.

Kaum war sie zu diesem Schluß gekommen, als die Gestalt eines Mannes zu Pferde ihren Blick zum Fenster hin lenkte. Er hielt an ihrem Tor. Es war ein Herr, es war Colonel Brandon selbst. Nun würde sie mehr hören – und sie zitterte vor Erwartung. Aber es war nicht Colonel Brandon – weder sein Aussehen noch seine Größe. Wäre es möglich, hätte sie gesagt, es müsse Edward sein. Sie sah wieder hin. Er war gerade vom Pferd gestiegen – sie konnte sich nicht irren – es *war* Edward! Sie verließ das Fenster und setzte sich. »Er kommt extra von Mr. Pratt, um uns zu besuchen. Ich werde *ganz ruhig* sein; ich *werde* mich beherrschen.«

Sogleich bemerkte sie, daß die anderen ebenso ihren Irrtum erkannten. Sie sah, wie ihre Mutter und Marianne die Farbe wechselten, bemerkte, wie sie zu ihr hinsahen und leise ein paar Worte miteinander sprachen. Sie hätte alles darum gegeben, sprechen und ihnen andeuten zu können, daß sie hoffte, in ihrem Verhalten ihm gegenüber würde keine kalte Förmlichkeit, keine Kränkung erkennbar sein; aber sie brachte kein Wort über die Lippen und war genötigt, alles ihrem eigenen Ermessen zu überlassen.



Kein Wort wurde laut. Sie warteten alle schweigend auf das Erscheinen ihres Besuchers. Man hörte seine Schritte auf dem Kiesweg; einen Augenblick später war er im Hausflur, und im nächsten stand er vor ihnen.

Seine Miene war nicht besonders glücklich, als er das Zimmer betrat, das fand sogar Elinor. Sie war vor Aufregung weiß im Gesicht, und er machte den Eindruck, als fürchte er sich vor dem Empfang und als sei er sich bewußt, daß er keinen freundlichen verdiene. Doch Mrs. Dashwood, die annahm, daß es den Wünschen ihrer Tochter entsprach, von denen sie sich in ihrer Herzenswärme nun in allem leiten lassen wollte, ging ihm mit einem Blick gezwungener Freude entgegen, gab ihm die Hand und wünschte ihm Glück.

Er wurde rot und stammelte eine unverständliche Erwiderung. Elinors Lippen hatten sich mit denen ihrer Mutter bewegt, und als der Augenblick der Begrüßung vorüber war, wünschte sie, sie hätte ihm ebenfalls die Hand gereicht. Doch es war nun zu spät, und mit gewollt freimütiger Miene setzte sie sich wieder und sprach über das Wetter.

Marianne hatte sich soweit wie möglich aus dem Blickfeld zurückgezogen, um ihre Besorgnis verbergen zu können, und Margaret, die einiges von der Sache begriff, aber nicht alles, sah es als ihre Pflicht an, würdevoll zu erscheinen, nahm deshalb möglichst weit weg von ihm Platz und bewahrte striktes Stillschweigen.

Als Elinor aufgehört hatte, ihrer Freude über das trockene Wetter in dieser Jahreszeit Ausdruck zu verleihen, entstand eine höchst unangenehme Pause. Ihr wurde von Mrs. Dashwood ein Ende gesetzt, die sich genötigt sah zu hoffen, daß er Mrs. Ferrars in guter Gesundheit verlassen habe. Hastig bejahte er es.

Eine weitere Pause.

Elinor, die beschloß, sich zusammenzunehmen, obgleich sie den Klang ihrer eigenen Stimme fürchtete, sagte schließlich: »Ist Mrs. Ferrars in Longstaple?«

»In Longstaple!« erwiderte er, offensichtlich sehr verwundert. »Nein, meine Mutter ist in der Stadt.«

»Meine Frage«, sagte Elinor, während sie eine Handarbeit vom Tisch aufnahm, »galt Mrs. *Edward* Ferrars.«

Sie wagte nicht aufzublicken; doch ihre Mutter und Marianne sahen ihn an. Er errötete, schien verwirrt, sah sie zweifelnd an und sagte nach einigem Zögern: »Sie meinen vielleicht – meinen Bruder – Sie meinen Mrs. – Mrs. *Robert* Ferrars.«

»Mrs. Robert Ferrars!« wiederholten Marianne und ihre Mutter im Tone höchster Verwunderung; und obgleich Elinor nicht sprechen konnte, waren nun auch *ihre* Augen mit dem gleichen erwartungsvollen Erstaunen auf ihn gerichtet. Er erhob sich von seinem Platz und ging zum Fenster, offenbar, weil er nicht wußte, was er tun sollte; er hob eine Schere auf, die dort lag, und während er beim Sprechen ihre Hülle zerschnitt und damit gleichzeitig die Schere verdarb, sagte er in hastigem Ton: »Vielleicht wissen Sie es nicht – haben Sie es vielleicht noch nicht gehört, daß sich mein Bruder kürzlich mit – mit der jüngeren – mit Miss Lucy Steele verheiratet hat.«

Seine Worte wurden mit unbeschreiblichem Erstaunen von allen außer von Elinor wiederholt, die, über ihre Handarbeit gebeugt, in einem so erregten Zustand dasaß, daß sie kaum wußte, wo sie sich befand.

»Ja«, sagte er, »sie haben letzte Woche geheiratet und sind jetzt in Dawlish.«

Elinor konnte nicht länger sitzen bleiben. Sie rannte fast aus dem Zimmer, und sobald die Tür hinter ihr geschlossen war, brach sie in Tränen der Freude aus, die, wie sie zuerst meinte, niemals aufhören würden. Edward, der bis dahin eher überall sonst hingesehen hatte, nur nicht zu ihr, sah sie davoneilen und sah vielleicht auch ihren Gefühlsausbruch – oder hörte ihn sogar; denn gleich darauf versank er in Gedanken, die keine Bemerkungen, keine Fragen, keine liebevolle Anrede Mrs. Dashwoods durchdringen konnten; und schließlich verließ er das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, ging hinaus und auf das Dorf zu – und ließ die anderen in höchstem Erstaunen und völliger Verwirrung über die so wunderbare und so plötzlich veränderte Lage zurück – einer Verwirrung, die sich allein durch ihre eigenen Mutmaßungen etwas geben konnte.

## Kapitel 49

So unerklärlich die Umstände der Erlösung von seiner Verlobung für die ganze Familie auch erscheinen mochten, es war gewiß, daß Edward frei war; und wozu diese Freiheit nun genutzt werden würde, konnten alle leicht voraussehen; denn nachdem er bereits vier Jahre lang die Segnungen *einer* unklugen Verlobung erfahren hatte, die er ohne die Zustimmung seiner Mutter eingegangen war, konnte man nach dem Scheitern dieser Verlobung zumindest erwarten, daß er sofort eine andere eingehen würde.

Sein Anliegen in Barton war in der Tat ein sehr einfaches. Er war nur gekommen, um Elinor um ihre Hand zu bitten; und wenn man bedenkt, daß er nicht gänzlich unerfahren in einer solchen Frage war, mochte es merkwürdig anmuten, daß er sich in

dem gegenwärtigen Fall so unbehaglich fühlte und so viel Ermutigung und frische Luft brauchte.

Wie bald er jedoch lange genug gelaufen war, um die richtige Entschlußkraft zu bekommen, wie bald sich eine Gelegenheit ergab, den Entschluß auszuführen, auf welche Weise er sich schließlich erklärte und wie er empfangen wurde, braucht nicht besonders berichtet zu werden. Nur das muß gesagt werden: daß er sich, als sie sich drei Stunden nach seiner Ankunft um vier Uhr alle zu Tisch setzten, seiner Dame versichert und die Zustimmung ihrer Mutter erhalten hatte und daß er nun nicht nur in seinen Bekundungen als stürmischer Liebhaber, sondern auch wirklich und wahrhaftig einer der glücklichsten aller Menschen war. Seine Lage war in der Tat mehr als nur freudig im üblichen Sinne. Er hatte mehr als nur den gewöhnlichen Triumph erwideter Liebe, um sein Herz schwellen zu lassen und seine Stimmung zu heben. Er war, ohne sich etwas vorwerfen zu müssen, von einer Verpflichtung befreit worden, die ihn lange unglücklich gemacht hatte – von einer Frau, die er lange schon nicht mehr liebte –, und das hatte ihm sogleich die Liebe einer anderen gesichert, an die er beinahe ohne jede Hoffnung gedacht haben mußte, sobald er begonnen hatte, mit Verlangen an sie zu denken. Er war nicht von Zweifeln oder Ungewißheit, sondern vom Elend zum Glück befördert worden; und diese Veränderung drückte sich in so echter, schwungvoller, dankbarer Heiterkeit aus, wie es seine Freunde niemals zuvor bei ihm erlebt hatten.

Sein Herz lag nun offen für Elinor – all seine Schwächen, all seine Fehler wurden eingestanden, und seine erste jugenhafte Liebe zu Lucy wurde mit der ganzen philosophischen Würde seiner vierundzwanzig Jahre behandelt.

»Auf meiner Seite war es eine törichte, oberflächliche Neigung«, sagte er, »die Folge meiner Unkenntnis der Welt und meines Mangels an Beschäftigung. Hätte mich meine Mutter einen Beruf ausüben lassen, als ich mit achtzehn Jahren aus der Obhut Mr. Pratts entlassen wurde, glaube ich – ja, bin ich sicher, daß es niemals geschehen wäre; denn hätte ich, obgleich ich Longstaple mit einer, wie ich zu der Zeit meinte, ganz unbesiegbaren Neigung für seine Nichte verließ, irgendeine Beschäftigung gehabt, irgendein Ziel, das meine Zeit in Anspruch genommen und mich einige Monate lang von ihr ferngehalten hätte, wäre ich doch sehr bald über diese eingebildete Liebe hinweggekommen, besonders, wenn ich mehr mit Leuten verkehrt hätte, wie ich es in dem Fall hätte tun müssen. Doch statt irgend etwas zu tun zu haben – statt daß man einen Beruf für mich gewählt oder mir gestattet hätte, selbst einen zu wählen, kehrte ich nach Hause zurück, um ein vollkommen müßiges Leben zu führen; und während des ersten Jahres danach hatte ich nicht einmal dem Namen nach eine Beschäftigung,

die mir mit der Zugehörigkeit zur Universität gegeben worden wäre, denn ich wurde erst in Oxford immatrikuliert, als ich neunzehn war. Ich hatte deshalb nichts anderes auf der Welt zu tun, als mich verliebt zu glauben; und da mir meine Mutter mein Zuhause auch nicht in jeder Hinsicht angenehm machte, da ich an meinem Bruder keinen Freund, keinen Gefährten hatte und neue Bekanntschaften nicht mochte, war es ganz natürlich für mich, daß ich sehr oft in Longstaple war, wo ich mich stets zu Hause fühlte und wo ich immer willkommen war; somit verbrachte ich zwischen meinem achtzehnten und neunzehnten Jahr den größten Teil meiner Zeit dort. Lucy erschien mir äußerst liebenswürdig und gefällig. Sie war auch hübsch, zumindest glaubte ich es *damals*; und ich hatte so wenig von anderen Frauen gesehen, daß ich keine Vergleiche anstellen und keine Fehler entdecken konnte. Wenn man das alles bedenkt, hoffe ich daher, daß unsere Verlobung, so töricht sie auch war, so töricht sie sich seitdem in jeder Hinsicht herausgestellt hat, zu der Zeit keine unnatürliche oder unentschuldbare Dummheit war.«

Die Veränderung, die nur wenige Stunden in den Gedanken und dem Glück der Dashwoods hervorgerufen hatten, war derart – war so groß –, daß sie allen die Befriedigung einer schlaflosen Nacht versprach. Mrs. Dashwood, die zu glücklich war, um zur Ruhe zu kommen, wußte nicht, wie sie sich genugtun konnte in ihrer mütterlichen Liebe zu Edward, der Glücklichspreisung Elinors und wie sie ihrer Dankbarkeit für Edwards wiedergewonnene Freiheit gebührend Ausdruck verleihen sollte, ohne sein Zartgefühl zu verletzen; auch wußte sie nicht, wie sie gleichzeitig den beiden sofort Gelegenheit geben konnte zu einer ungezwungenen Unterhaltung miteinander und sich doch, wie sie es sich wünschte, an ihrem Anblick und ihrer Gesellschaft zu erfreuen.

Marianne konnte *ihr* Glück nur in Tränen ausdrücken; Vergleiche wollten sich aufdrängen, Bedauern einstellen; und ihre Freude war, wenngleich aufrichtig, wie es ihre Liebe zu ihrer Schwester war, von einer Art, die ihr weder eine freudige Stimmung noch Worte eingab.

Aber Elinor – wie soll man *ihre* Gefühle beschreiben? Von dem Augenblick, da sie erfahren hatte, daß Lucy mit jemand anders verheiratet war, daß Edward frei war, bis zu dem Moment, da er die Hoffnungen, die sich so unverzüglich eingestellt hatten, gerechtfertigt hatte, war sie von den verschiedensten Gefühlen bewegt und alles andere als heiter. Doch als auch dieser Augenblick vorüber war – als sie sah, daß alle Zweifel, alle Sorgen ausgeräumt waren – als sie ihre Lage damit verglich, wie sie noch so unlängst gewesen war – Edward in Ehren von seiner früheren Verlobung entbunden sah – sah, wie er sich sofort diese Befreiung zunutze machte und um sie selbst warb

und ihr seine Liebe erklärte, die so zart, so unwandelbar war, wie sie es immer vermutet hatte –, war sie bedrückt, war sie überwältigt von ihrer eigenen Glückseligkeit; und so glücklich veranlagt der menschliche Geist auch ist, daß er sich leicht an jede Veränderung zum Besseren gewöhnt, brauchte es doch mehrere Stunden, um Gelassenheit in ihr Gemüt und eine gewisse Ruhe in ihr Herz einziehen zu lassen.

Edward wurde nun mindestens eine Woche in Barton Cottage festgehalten; denn welche anderen Forderungen an ihn auch gestellt werden mochten, es war unmöglich, daß er seiner Freude an Elinors Gesellschaft weniger als eine Woche widmete oder daß eine kürzere Zeit ausreichen würde, auch nur die Hälfte dessen zu sagen, was über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft zu sagen war; denn obgleich in nur ganz wenigen Stunden, die mit der harten Arbeit pausenlosen Redens zugebracht werden, mehr Themen erledigt werden können, als es wirklich zwischen zwei vernunftbegabten Wesen geben kann, ist es bei Liebenden doch anders. Zwischen *ihnen* ist kein Thema fertig besprochen und auch nichts mitgeteilt worden, wenn es nicht mindestens zwanzigmal wiederholt wird.

Lucys Heirat, die ihnen allen zu nicht endender und berechtigter Verwunderung gereichte, bildete natürlich eines der ersten Gesprächsthemen der Liebenden; und da Elinor mit beiden Seiten besonders gut vertraut war, war dies für sie in jeder Hinsicht einer der ungewöhnlichsten und unerklärlichsten Fälle, von denen sie je gehört hatte. Wie sie überhaupt zusammengekommen sein konnten und welche Reize

Robert dazu hatten verleiten können, ein Mädchen zu heiraten, von dessen Schönheit sie ihn ohne jede Bewunderung hatte sprechen hören – und dazu ein Mädchen, das bereits mit seinem Bruder verlobt war und dessentwegen dieser Bruder von seiner Familie ausgestoßen worden war –, das herauszufinden überstieg ihr Begriffsvermögen. Für ihr eigenes Herz war es eine wunderbare Sache, für ihre Vorstellungskraft geradezu zum Lachen; doch für ihren Verstand und ihr Urteilsvermögen war es ein absolutes Rätsel.

Edward konnte nur versuchen, eine Erklärung in der Annahme zu finden, daß vielleicht beim ersten zufälligen Zusammentreffen die Eitelkeit Roberts durch die Schmeicheleien Lucys so bearbeitet worden war, daß dies nach und nach zu allem anderen geführt hatte. Elinor erinnerte sich, daß Robert ihr in Harley Street erklärt hatte, was er seiner Meinung nach durch seine Vermittlung in den Angelegenheiten seines Bruders hätte erreichen können, wenn sie rechtzeitig unternommen worden wäre. Sie erzählte es Edward.

»Das sieht Robert ähnlich«, bemerkte er sofort. »Und das«, fügte er gleich darauf hinzu, »lag ihm vielleicht im Sinn, als sie sich näher kennenlernten. Lucy hat vielleicht zuerst nur daran gedacht, sich seiner Dienste zu meinen Gunsten zu versichern. Andere Absichten mögen sich später ergeben haben.«

Wie lange das zwischen den beiden gegangen war, konnte er jedoch ebensowenig herausfinden wie sie; denn in Oxford, wo er sich vorzugsweise aufgehalten hatte, seit er London verlassen hatte, war es ihm nicht möglich gewesen, etwas über sie zu erfahren, außer von ihr selbst, und ihre Briefe waren bis zum letzten Augenblick weder weniger häufig noch weniger liebevoll gewesen als gewöhnlich. Daher war ihm nicht der kleinste Verdacht gekommen, der ihn auf das hätte vorbereiten können, was dann folgte; und als er es dann plötzlich durch einen Brief von Lucy selbst erfuhr, war er wohl eine Zeitlang halb benommen gewesen vor Verwunderung, Abscheu und schließlich Freude über eine solche Erlösung. Er reichte Elinor den Brief.

Sehr geehrter Herr, – da ich sicher bin, daß ich schon seit langem Ihre Zuneigung verloren habe, glaubte ich mich berechtigt, die meine einem anderen zu schenken, und ich zweifle nicht, daß ich mit ihm ebenso glücklich sein werde, wie ich einmal glaubte, es mit Ihnen sein zu können; doch ich verschmähe es, eine Hand zu akzeptieren, wenn das Herz einer anderen gehört. Ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück mit Ihrer Wahl, und es soll nicht an mir liegen, wenn wir nicht immer gute Freunde bleiben, wie es unserer nahen Verwandtschaft zukommt. Ich kann ohne Bedenken sagen, daß ich Ihnen nichts nachtrage, und gewiß werden Sie zu großmütig sein, um uns in irgendeiner Weise schaden zu wollen. Ihr Bruder hat meine ganze Zuneigung gewonnen, und da wir ohne einander nicht leben konnten, sind wir nun direkt vom Altar zurückgekommen und befinden uns auf dem Wege nach Dawlish, das Ihr lieber Bruder unbedingt sehen möchte und wo wir ein paar Wochen verbringen wollen; doch ich meinte, ich sollte Sie vorher noch mit diesen wenigen Zeilen belästigen – und verbleibe, stets Ihre aufrichtige und wohlwollende

Freundin und Schwägerin,

Lucy Ferrars

Ich habe alle Ihre Briefe verbrannt und werde Ihr Bild bei der ersten Gelegenheit zurückschicken. Bitte vernichten Sie auch mein Geschreibsel; aber den Ring mit meinem Haar dürfen Sie sehr gern behalten.

Elinor las den Brief und gab ihn ohne eine Bemerkung zurück.

»Ich will nicht danach fragen, was du von seinem Stil hältst«, sagte Edward. »Um nichts in der Welt hätte ich dich in früheren Tagen einen Brief von ihr sehen lassen. Für eine Schwägerin ist es schlimm genug, aber für eine Gattin! Wie ich errötete, wenn ich ihre Briefe las, und ich glaube sagen zu können, daß seit dem ersten halben Jahr unserer törichten – Geschichte – dies der einzige Brief von ihr ist, dessen Inhalt mich jemals entschädigt hat für die Unvollkommenheiten des Stils.«

»Wie es auch immer gekommen sein mag«, sagte Elinor nach einer Pause, »sie sind jedenfalls verheiratet. Und deine Mutter hat sich selbst eine höchst angemessene Strafe erwirkt. Die Unabhängigkeit, die sie Robert aus Groll gegen dich ermöglicht hat, hat ihn in die Lage versetzt, seine eigene Wahl zu treffen; und sie hat in der Tat einen Sohn mit eintausend Pfund im Jahr dazu verleitet, genau das zu tun, was der andere beabsichtigt hatte und wofür er enterbt worden war. Daß Robert Lucy geheiratet hat, wird sie kaum weniger verletzt haben, nehme ich an, als wenn du sie geheiratet hättest.«

»Es wird sie noch mehr verletzen, denn Robert war immer ihr Liebling. Und gerade weil es sie noch mehr verletzt, wird sie ihm viel eher vergeben.«

Wie die Sache zur Zeit zwischen ihnen stand, wußte Edward nicht, denn er hatte bisher noch nicht gewagt, sich mit jemandem aus seiner Familie in Verbindung zu setzen. Er hatte Oxford, vierundzwanzig Stunden nachdem er Lucys Brief erhalten hatte, verlassen, und zwar nur mit dem einen Ziel vor Augen, den nächsten Weg nach Barton zu nehmen; und er hatte keine Muße gehabt, einen Plan für sein Verhalten zu machen, der mit dieser Straße nicht aufs engste verbunden war. Er konnte nichts anderes tun, ehe er sich nicht seines Schicksals mit Miss Dashwood versichert hatte; und bei der Schnelligkeit, mit der er *dieses* Schicksal zu finden suchte, ist zu vermuten, daß er trotz der Eifersucht, mit der er einst an Colonel Brandon gedacht hatte – trotz der Bescheidenheit, mit der er seine eigenen Vorzüge einschätzte, und der Artigkeit, mit der er über seine Zweifel sprach, im ganzen gesehen keinen sehr grausamen Empfang erwartete. Aber es gehörte sich zu sagen, daß er es doch tat, und er tat es mit sehr gefälligen Worten. Was er dazu ein Jahr später sagen mochte, dazu muß auf die Vorstellungskraft von Ehegatten verwiesen werden.

Daß Lucy sie bestimmt hatte täuschen wollen, daß sie ihr mit ihrer Botschaft durch Thomas noch einmal eine rechte Bosheit hatte zufügen wollen, war Elinor vollkommen klar; und Edward selbst, der nun über ihren Charakter gründlich aufgeklärt war, hatte keine Bedenken mehr, sie äußerst niedriger mutwilliger Boshaftigkeit für fähig zu halten. Obgleich er sich längst, selbst schon, bevor er Elinor

kennengelernt hatte, über ihre Unwissenheit und ihre oft engstirnigen Ansichten klar gewesen war, hatte er alles gleichermaßen ihrer mangelnden Bildung zugeschrieben; und bevor er ihren letzten Brief erhielt, hatte er sie immer für ein wohlgesinntes, gutherziges und ihm herzlich zugetanes Mädchen gehalten. Allein diese Überzeugung hatte ihn daran hindern können, eine Verlobung aufzulösen, die, lange bevor ihre Entdeckung ihm den Zorn seiner Mutter zuzog, für ihn eine ständige Quelle der Unruhe und des Bedauerns gewesen war.

»Ich hielt es für meine Pflicht«, sagte er, »ihr – als mich meine Mutter verstoßen hatte und ich allem Anschein nach ohne einen Freund in der Welt dastand, der mir helfen konnte – unabhängig von meinen Gefühlen die Wahl zu lassen, ob sie die Verlobung aufrechterhalten wollte oder nicht. In einer solchen Lage, in der es nichts zu geben schien, das die Habsucht oder Eitelkeit eines menschlichen Wesens verlocken könnte, wie konnte ich da, als sie so ernsthaft, so nachdrücklich darauf bestand, mein Schicksal zu teilen, wie immer es auch sein würde, annehmen, daß etwas anderes als die selbstloseste Liebe sie dazu bewog? Und selbst jetzt kann ich nicht begreifen, was sie veranlaßte oder welchen eingebildeten Vorteil es ihr hätte bringen können, an einen Mann gefesselt zu sein, für den sie nicht die geringste Zuneigung empfand und der nur zweitausend Pfund auf der Welt besaß. Sie konnte doch nicht vorhersehen, daß ich von Colonel Brandon eine Pfründe bekommen würde.«

»Das nicht, aber sie mochte vermuten, daß doch einmal etwas für dich Nützliches geschehen würde, daß deine Familie vielleicht mit der Zeit doch nachgeben würde. Auf jeden Fall verlor sie nichts damit, wenn sie die Verlobung aufrechterhielt

, denn sie hat ja bewiesen, daß sie weder ihre Neigungen noch ihre Handlungen behindert hat. Diese Verbindung war auf jeden Fall eine respektable und gewann ihr vermutlich Ansehen unter ihren Freunden und Verwandten; und wenn ihr nichts Günstigeres begegnete, wäre es zumindest besser für sie gewesen, dich zu heiraten, als ledig zu bleiben.«

Edward war selbstverständlich sofort überzeugt, daß nichts natürlicher sein konnte als Lucys Verhalten und nichts offensichtlicher als ihre Beweggründe dafür.

Elinor schalt ihn – so heftig, wie Damen stets die Unklugheit schelten, die ihnen selbst schmeichelt –, daß er soviel Zeit in Norland mit ihnen zugebracht hatte, wo er sich doch seines eigenen Wankelmuts bewußt gewesen sein mußte.

»Dein Verhalten war gewiß sehr unrecht«, sagte sie; »von meiner eigenen Überzeugung will ich gar nicht reden, aber unsere Angehörigen waren dadurch alle



verleitet worden, etwas zu glauben und zu erwarten, was nach deiner damaligen Lage niemals hätte sein können.«

Er konnte dagegen nur vorbringen, daß er sein eigenes Herz nicht kannte und er damals dem Irrtum unterlag, sich durch seine Verlobung sicher zu fühlen.

»Ich war so einfältig zu glauben, es könne, weil ich einer anderen Treue geschworen hatte, keine Gefahr darin liegen, mit dir zusammenzusein, und das Bewußtsein, daß ich verlobt war, würde mein Herz so sicher und unantastbar machen wie meine Ehre. Ich fühlte wohl, daß ich dich bewunderte, aber ich sagte mir, es sei nur Freundschaft; und bis ich begann, Vergleiche zu ziehen zwischen dir und Lucy, wußte ich nicht, wie weit es mit mir schon gekommen war. Doch danach war es wohl nicht richtig, so lange in Sussex zu bleiben, und die Argumente, mit denen ich mich über meine Zweifel hinwegtröstete, waren lediglich diese: Die Gefahr betrifft nur mich, ich schade niemand anders als mir selbst.«

Elinor lächelte und schüttelte den Kopf.

Edward war sehr erfreut zu hören, daß Colonel Brandon in Barton Cottage erwartet wurde, da er wirklich nicht nur wünschte, ihn näher kennenzulernen, sondern auch, eine

Gelegenheit zu haben, ihm zu beweisen, daß er nichts mehr dagegen hatte, von ihm die Pfründe von Delaford zu bekommen – »da er«, sagte Edward, »nachdem ich meinen Dank dafür damals so ungnädig abgestattet hatte, glauben muß, daß ich ihm niemals vergeben kann, daß er sie mir angeboten hat.«

Jetzt war er selbst verwundert, daß er noch nie dort gewesen war. Aber er hatte dafür so wenig Interesse aufgebracht, daß er seine ganze Kenntnis von dem Haus, dem Garten und dem Pfarrland, der Größe der Gemeinde, dem Zustand des Landes und der Höhe des Zehnten nun Elinor verdankte, die soviel darüber von Colonel Brandon gehört hatte, und das mit so großer Aufmerksamkeit, daß sie ganz genau Bescheid wußte.

Danach blieb nur noch eine Frage zwischen ihnen ungeklärt, nur eine Schwierigkeit war noch zu überwinden. Sie hatten durch ihre gegenseitige Zuneigung und mit der wärmsten Zustimmung ihrer wirklichen Freunde zueinander gefunden, ihre gründliche Kenntnis voneinander würde ihr Glück zur Gewißheit machen – nun brauchten sie nur noch etwas, wovon sie leben konnten. Edward besaß zweitausend Pfund und Elinor eintausend, und das war, zusammen mit der Pfründe von Delaford, alles, was sie ihr eigen nennen konnten; denn Mrs. Dashwood konnte ihnen unmöglich etwas zusteuern,

und beide waren nicht so sehr verliebt, um zu glauben, daß dreihundertfünfzig Pfund im Jahr sie mit den Annehmlichkeiten des Lebens versorgen könnten.

Edward war nicht gänzlich ohne Hoffnung, daß seine Mutter ihm gegenüber schließlich doch eine günstigere Haltung einnehmen würde; und darauf stützte er sich für den Rest ihres Einkommens. Doch Elinor hatte kein solches Vertrauen; denn da Edward noch immer nicht Miss Morton heiraten wollte und sie selbst zu wählen in Mrs. Ferrars schmeichelhafter Rede lediglich als das kleinere Übel gegenüber der Wahl von Lucy Steele bezeichnet worden war, fürchtete sie, daß Roberts Vergehen keinem anderen Zweck dienen würde, als *Fanny* reicher zu machen.

Etwa vier Tage nach Edwards Ankunft erschien Colonel Brandon, was Mrs. Dashwoods Freude nun vollständig machte; und sie hatte zum erstenmal, seit sie in Barton wohnte, die Ehre, mehr Besucher bei sich zu haben, als ihr Haus fassen konnte. Edward wurde das Privileg des Erstankömmlings zugestanden, und Colonel Brandon ging folglich jeden Abend hinüber zu seinem alten Quartier in Barton Park, von wo er gewöhnlich jeden Morgen früh genug zurückkam, um das erste vertrauliche Beisammensein der Liebenden vor dem Frühstück zu stören.

Drei Wochen Aufenthalt in Delaford, wo er zumindest in seinen Abendstunden wenig mehr zu tun hatte, als das Mißverhältnis des Altersunterschieds zwischen sechsunddreißig und siebzehn auszurechnen, brachten ihn nach Barton in einem Gemütszustand, der jeglicher Besserung in Mariannes Aussehen, jeglicher Freundlichkeit ihres Willkommens und jeglicher Ermutigung durch die Worte ihrer Mutter bedurfte, um ihn wieder heiter zu stimmen. Doch unter solchen Freunden und bei soviel Schmeichelei lebte er wieder auf. Das Gerücht von Lucys Heirat war noch nicht zu ihm gedrungen; er wußte nicht, was inzwischen alles geschehen war, und die ersten Stunden seines Besuches verbrachte er folglich nur mit Hören und Staunen. Mrs. Dashwood übernahm es, ihm alles zu erklären, und er fand erneuten Grund, sich darüber zu freuen, was er für Mr. Ferrars getan hatte, da es nun auch Elinor zugute kam.

Es wäre unnötig zu erwähnen, daß die Herren in gleichem Maße, wie sie ihre Bekanntschaft vertieften, auch ihre gute Meinung voneinander bekräftigten, denn anders konnte es gar nicht sein. Die Ähnlichkeit ihrer Grundsätze und ihrer gesunden Anschauungen, ihres Wesens und ihrer Denkungsart hätte wahrscheinlich auch ohne einen weiteren Anreiz schon ausgereicht, sie zu Freunden zu machen; doch daß sie zwei Schwestern liebten, und dazu zwei Schwestern, die einander sehr zugetan waren,

ließ sie ganz zwangsläufig und unverzüglich Gefallen aneinander finden, was sonst der Wirkung von Zeit und Urteilsvermögen hätte überlassen bleiben müssen.

Die Briefe aus der Stadt, die wenige Tage zuvor jeden Nerv in Elinor in einen Taumel freudiger Erregung versetzt hätten, trafen nun ein und wurden mit mehr Heiterkeit als Gefühlsausbrüchen gelesen. Mrs. Jennings schrieb, um die so erstaunliche Geschichte zu erzählen, um ihrer ehrlichen Empörung gegen das ungetreue Mädchen Luft zu machen und ihr Mitgefühl mit dem armen Mr. Edward zu erklären – der, da sei sie ganz sicher, dieses nichtswürdige Flittchen ganz abgöttisch geliebt habe, und dem es, nach allem, was man hörte, in Oxford fast das Herz gebrochen haben muß. – »Ich glaube wirklich«, fuhr sie fort, »es ist noch nie etwas so hinterhältig betrieben worden; denn zwei Tage vorher hat mich Lucy noch besucht und hat ein paar Stunden bei mir gegessen. Keine Seele hat irgend etwas davon geahnt, nicht einmal Nancy; die arme Seele kam am Tag danach in ihrem großem Schrecken weinend zu mir, aus Angst vor Mrs. Ferrars und weil sie nicht wußte, wie sie nach Plymouth kommen sollte; denn Lucy hatte sich offenbar ihr ganzes Geld geborgt, bevor sie wegfuhr, um zu heiraten – wir nehmen an, um sich damit herauszuputzen; und die arme Nancy hatte keine sieben Shilling mehr auf der Welt; da habe ich ihr gern fünf Guineen gegeben, die sie nach Exeter bringen konnten, wo sie drei oder vier Wochen bei Mrs. Burgess zu bleiben gedenkt, in der Hoffnung, wie ich ihr gesagt habe, daß sie wieder mit dem Doktor zusammentreffen würde. Und ich muß sagen, Lucys Rücksichtslosigkeit, sie nicht in ihrer Kutsche mitzunehmen, ist schlimmer als alles andere. Armer Mr. Edward! Er geht mir nicht aus dem Kopf, aber Sie müssen ihn nach Barton kommen lassen, und Miss Marianne muß versuchen, ihn zu trösten.«

Mr. Dashwood stimmte ernstere Töne an. Mrs. Ferrars sei die unglücklichste aller Frauen – die arme Fanny mit ihrem sensiblen Gemüt habe Qualen ausgestanden, und es erfülle ihn mit dankbarem Staunen, daß die beiden trotz eines solchen Schlages überhaupt noch am Leben wären. Roberts Vergehen sei unverzeihlich, doch Lucys sei unendlich viel schlimmer. Keiner der beiden solle Mrs. Ferrars gegenüber jemals wieder erwähnt werden; und selbst wenn sie künftig bewogen werden sollte, ihrem Sohn zu verzeihen, würde seine Frau niemals als ihre Schwiegertochter anerkannt werden und es ihr nicht gestattet sein, in ihrer Gegenwart zu erscheinen. Die Heimlichkeit, mit der das alles zwischen ihnen betrieben worden sei, mache das Vergehen verständlicherweise für sie noch weitaus schlimmer, denn hätten die anderen irgend etwas davon geahnt, hätte man geeignete Maßnahmen ergriffen, um die Heirat zu verhindern; und er wandte sich an Elinor, mit ihm zu bedauern, daß die Verlobung von Lucy und Edward nicht doch zu ihrer Heirat geführt habe, statt daß durch sie nun

noch mehr Unglück in die Familie gebracht wurde. Und er fuhr fort: »Mrs. Ferrars hat bis jetzt niemals Edwards Namen erwähnt, was uns nicht überrascht; doch zu unserer großen Verwunderung ist von ihm bei der Gelegenheit keine Zeile gekommen. Doch vielleicht hat er aus Furcht, seine Mutter zu verletzen, geschwiegen; ich werde ihm deshalb in einem Brief nach Oxford einen Wink geben, daß seine Schwester und ich denken, ein Brief von ihm in angemessener Ergebenheit, vielleicht an Fanny gerichtet, die ihn dann ihrer Mutter zeigen könnte, würde nicht übelgenommen werden; denn wir alle kennen Mrs. Ferrars empfindsames Herz und wissen, daß sie nichts so sehr wünscht, wie mit ihren Kindern in gutem Einvernehmen zu sein.«

Dieser Abschnitt war für die Aussichten und das Verhalten Edwards von einiger Wichtigkeit. Er bestimmte ihn, eine Versöhnung zu versuchen, wenngleich nicht in der gleichen Weise, wie Elinors Bruder und seine Schwester es angedeutet hatten.

»Ein Brief in angemessener Ergebenheit!« wiederholte er. »Wollen sie, daß ich meine Mutter um Verzeihung bitten soll für Roberts Undankbarkeit ihr gegenüber und seinem Vertrauensbruch mir gegenüber? Ich kann mich nicht unterwerfen – ich bin durch das, was vorgefallen ist, weder demütig noch bußfertig geworden. Ich bin sehr glücklich geworden, aber das würde nicht interessieren. Ich wüßte nicht, wofür ich mich demütigen sollte.«

»Du könntest schon um Vergebung bitten«, sagte Elinor, »denn du hast sie verletzt; und ich würde denken, du könntest jetzt so weit gehen, dein Bedauern zu bekennen, daß du jemals eine Verlobung eingegangen bist, die dir den Ärger deiner Mutter zugezogen hat.«

Er stimmte ihr zu, daß er das tun könnte.

»Und wenn sie dir vergeben hat, wäre vielleicht ein wenig Demut angebracht, während du eine zweite Verlobung gestehst, die in ihren Augen beinahe ebenso unklug ist wie die erste.«

Er hatte nichts dagegen vorzubringen, doch er sträubte sich noch immer gegen den Gedanken an einen Brief *von angemessener Ergebenheit*; und um ihm die Sache zu erleichtern, da er eine viel größere Bereitschaft erklärte, demütigende Zugeständnisse mündlich zu machen als auf dem Papier, beschlossen sie, daß er, statt an Fanny zu schreiben, nach London gehen und persönlich um ihre Gunst bitten sollte.

»Und wenn sie sich wirklich dafür einsetzen«, sagte Marianne in ihrer neu gewonnenen Unvoreingenommenheit, »eine Versöhnung zustande zu bringen, dann werde ich denken, daß selbst John und Fanny nicht ohne Verdienst sind.«

Nach Colonel Brandons Besuch von nur drei bis vier Tagen verließen die beiden Herren gemeinsam Barton. Sie wollten sogleich nach Delaford gehen, damit Edward eine persönliche Vorstellung von seinem zukünftigen Heim bekam und um seinem Patronatsherrn und Freund bei der Entscheidung zu helfen, welche Verbesserungen daran notwendig seien; und von dort wollte Edward, nachdem er ein paarmal in Delaford übernachtet hatte, weiter nach London reisen.

## Kapitel 50

Nach einem angemessenen Widerstand von seiten Mrs. Ferrars', geradeso heftig und standhaft, daß er sie vor jenem Vorwurf bewahrte, dem sie sich offenbar stets auszusetzen fürchtete – dem Vorwurf, zu liebenswürdig zu sein –, wurde Edward zu ihr vorgelassen und erneut zu ihrem Sohn erklärt.

Ihre Familie war in letzter Zeit außerordentlichen Veränderungen unterworfen gewesen. Viele Jahre ihres Lebens hatte sie zwei Söhne gehabt, doch der Frevel und ihr Auslöschen Edwards vor einigen Wochen hatte sie des einen beraubt; das gleiche Auslöschen Roberts hatte sie zwei Wochen lang ganz ohne einen Sohn zurückgelassen; und nun, durch die Wiederbelebung Edwards, hatte sie wieder *einen* Sohn.

Doch obwohl er nun wieder leben durfte, sah er die Fortsetzung seiner Existenz nicht als sicher an, solange er seine gegenwärtige Verlobung nicht offenbart hatte; denn das Kundtun dieses Umstandes, fürchtete er, könnte seiner Körperlichkeit wieder einen plötzlichen Wandel bescheren und ihn ebenso rasch wie vorher erneut dahinraffen. Mit ängstlicher Vorsicht wurde es deshalb offenbart, und man hörte ihn mit unerwarteter Ruhe an. Mrs. Ferrars bemühte sich billigerweise zuerst mit jedem in ihrer Macht stehenden Argument, ihn davon abzuhalten, Miss Dashwood zu heiraten – sie erklärte ihm, daß er in Miss Morton eine Frau von höherem Rang und mit einem größeren Vermögen habe, und bekräftigte diese Versicherung noch mit der Bemerkung, daß Miss Morton die Tochter eines Edelmannes mit dreißigtausend Pfund sei und Miss Dashwood nur die Tochter eines Privatiers mit lediglich dreitausend; doch als sie feststellte, daß er, obgleich er die Richtigkeit ihrer Darstellung durchaus zugab, keineswegs geneigt war, sich davon leiten zu lassen, sah sie es nach den Erfahrungen der Vergangenheit als am klügsten an, sich zu fügen; und deshalb gab sie – nach einer ungnädigen Verzögerung, die sie ihrer Würde schuldig war und die ihr dazu diente, jeden Verdacht von Wohlwollen zu verhindern – einen Erlaß mit ihrer Einwilligung für die Heirat von Edward und Elinor heraus.

Wozu sie sich hinsichtlich der Erhöhung ihres Einkommens verpflichten würde, war als nächstes zu bedenken; und hier zeigte sich unmißverständlich, daß Edward, obgleich nun ihr einziger Sohn, keineswegs ihr ältester war; denn während Robert unwiderruflich mit eintausend Pfund im Jahr ausgestattet war, wurde nicht der kleinste Einwand dagegen erhoben, daß Edward um der im Höchstfalle zweihundertfünfzig Pfund willen in den geistlichen Stand treten würde; und es wurde auch weder für die Gegenwart noch für die Zukunft mehr versprochen als die zehntausend Pfund, die auch Fanny erhalten hatte.

Doch es war soviel, wie Edward und Elinor es sich gewünscht, und mehr, als sie erwartet hatten; und Mrs. Ferrars schien mit ihren ausweichenden Entschuldigungen die einzige zu sein, die überrascht war, daß sie nicht mehr gab.

Mit einem so gesicherten Einkommen, das für ihre Bedürfnisse völlig ausreichend war, hatten sie, nachdem Edward im Besitz der Pfründe war, auf nichts anderes zu warten als auf die Fertigstellung des Hauses, an dem Colonel Brandon in dem lebhaften Wunsch, für Elinor ein Heim zu schaffen, erhebliche Verbesserungen vornahm; und nachdem sie einige Zeit auf die Fertigstellung gewartet und durch die übliche unerklärliche Säumigkeit der Arbeiter tausend Enttäuschungen und Verzögerungen erlebt hatten, gab Elinor den, wie üblich, anfangs unumstößlichen Vorsatz, nicht zu heiraten, bevor nicht alles fertig war, auf, und die Trauung fand im Frühherbst in der Kirche von Barton statt.

Den ersten Monat nach ihrer Heirat verbrachten sie bei ihrem Freund im Herrenhaus, von wo sie den Fortschritt der Arbeiten am Pfarrhaus überwachen und alles an Ort und Stelle nach ihren Wünschen dirigieren konnten; und sie konnten Tapeten auswählen, das Anpflanzen von Sträuchern planen und eine Auffahrt zum Haus nach eigenen Vorstellungen entwerfen. Mrs. Jennings' Prophezeiungen hatten sich, wenn auch etwas durcheinandergebracht, in der Hauptsache erfüllt, denn sie konnte Edward und seine Gattin tatsächlich zu Michaeli in ihrem Pfarrhaus besuchen, und sie fand in Elinor und ihrem Gatten nach ihrer festen Überzeugung eines der glücklichsten Paare der Welt. Und außer der Vermählung von Colonel Brandon und Marianne und etwas besserem Weideland für ihre Kühe blieb ihnen in der Tat nichts zu wünschen übrig.

Gleich nachdem sie sich eingerichtet hatten, wurden sie von fast allen ihren Angehörigen und Freunden besucht. Mrs. Ferrars kam, um das Glück zu besichtigen, das sie sich fast schämte, gebilligt zu haben; und selbst die Dashwoods hatten nicht die Kosten einer Reise nach Sussex gescheut, um ihnen diese Ehre zu erweisen.

»Ich will nicht sagen, daß ich enttäuscht bin, meine liebe Schwester«, sagte John, als sie eines Morgens vor den Toren von Delaford House zusammen spazierengingen, »das wäre zuviel gesagt, denn, wie es aussieht, bist du gewiß eine der glücklichsten Frauen der Welt. Aber ich gebe zu, es würde mir große Freude machen, Colonel Brandon Schwager nennen zu können. Sein Besitz hier, sein ganzes Anwesen, sein Haus, alles ist in einem so achtbaren, ausgezeichneten Zustand! Und seine Wälder! Solche Bäume, wie sie jetzt auf dem Abhang von Delaford stehen, habe ich nirgends in Dorsetshire gesehen! Und obgleich Marianne vielleicht nicht die richtige Person zu sein scheint, um ihn für sich einzunehmen, denke ich doch, es wäre ratsam für dich, sie nun häufig bei dir zu haben, denn da Colonel Brandon offenbar sehr viel zu Hause ist, kann man nie wissen, was geschehen könnte – denn wenn Leute häufig zusammenkommen und wenig von anderen sehen . . .; und es wird dir immer möglich sein, sie vorteilhaft zu präsentieren und dergleichen; kurz gesagt, du könntest ihr ebensogut eine Chance geben – du verstehst . . .«

Doch obwohl Mrs. Ferrars sie tatsächlich besuchen kam und die beiden stets mit dem Anschein geziemenden Wohlwollens behandelte, wurden sie niemals durch wirkliche Gunst oder Bevorzugung von ihrer Seite beleidigt. Das kam der Torheit Roberts und der Gerissenheit seiner Frau zu, die sich Mrs. Ferrars Gunst schon verdient hatten, als noch kaum einige Monate nach ihrer Heirat vergangen waren. Die selbstsüchtige Schlaueheit Lucys, die Robert anfangs in Schwierigkeiten gebracht hatte, befreite ihn im wesentlichen auch wieder davon, denn ihre respektvolle Bescheidenheit, ihre beharrlichen Aufmerksamkeiten und endlosen Schmeicheleien, sobald nur die kleinste Gelegenheit dazu gegeben war, versöhnten Mrs. Ferrars mit seiner Wahl und setzten ihn wieder vollständig in ihre Gunst ein.

Lucys ganzes Verhalten bei dieser Sache und der Wohlstand, der es krönte, können daher als ein höchst ermutigendes Beispiel dafür angesehen werden, was eifrige und unablässige Beachtung der eigenen Interessen – selbst angesichts scheinbar unüberwindlicher Hindernisse – ausrichten kann, um sich alle Vorteile des Reichtums mit keinem anderen Opfer als dem der Zeit und des Gewissens zu sichern. Als Robert zuerst ihre Bekanntschaft suchte und heimlich mit ihr in Bartlett's Buildings zusammenkam, geschah es nur mit der Absicht, die ihm sein Bruder zugeschrieben hatte. Er wollte sie lediglich überreden, die Verlobung aufzugeben; und da nichts weiter zu überwinden sein konnte als die gegenseitige Zuneigung der beiden, erwartete er natürlich, daß die Sache mit ein oder zwei Gesprächen erledigt sein würde. In diesem Punkt, und allein in diesem, irrte er sich jedoch; denn obgleich Lucy ihm bald Hoffnung machte, daß seine Beredsamkeit sie mit der Zeit überzeugen

würde, war immer wieder ein weiterer Besuch, ein weiteres Gespräch erforderlich, um zu dieser Überzeugung zu gelangen. Und wenn sie sich trennten, blieben bei ihr immer noch einige Zweifel zurück, die nur in einem Gespräch von einer weiteren halben Stunde mit ihm ausgeräumt werden konnten. Sein Erscheinen war auf diese Weise jedesmal gesichert, und der Rest folgte von selbst. Statt über Edward zu reden, gingen sie allmählich dazu über, nur noch über Robert zu reden – ein Thema, über das er stets mehr zu sagen hatte als über jedes andere und bei dem Lucy bald ein Interesse verriet, das selbst dem seinen gleichkam; kurz und gut, es wurde beiden sehr rasch klar, daß Robert seinen Bruder vollkommen verdrängt hatte. Er war stolz auf seine Eroberung, stolz, Edward reingelegt zu haben, und sehr stolz, daß er ohne Zustimmung seiner Mutter heimlich geheiratet hatte. Was dann gleich darauf folgte, ist bekannt. Sie verbrachten einige sehr glückliche Monate in Dawlish, denn Lucy hatte die Genugtuung, die Verbindung zu vielen Verwandten und unstandesgemäßen alten Bekannten abbrechen zu können; und er entwarf mehrere Pläne für prächtige Landhäuser; und als sie von dort in die Stadt zurückkehrten, erwirkte er die Verzeihung Mrs. Ferrars' einfach dadurch, daß er sie darum bat, was auf Lucys Anregung geschah. Die Verzeihung erstreckte sich, wie es ja in der Tat recht und billig war, zuerst nur auf Robert; und Lucy – die seiner Mutter keinen Gehorsam schuldete und deshalb gegen keinen verstoßen haben konnte – wurde von Mrs. Ferrars noch einige weitere Wochen nicht vergeben. Doch die beharrliche Demut in ihrem Verhalten und in den Botschaften, die sie durch Robert ausrichten ließ, ihre Selbstverurteilung für Roberts Vergehen und die Dankbarkeit für die Unfreundlichkeit, mit der sie behandelt wurde, verschafften ihr mit der Zeit Mrs. Ferrars hochmütige Beachtung, von deren Liebenswürdigkeit sie geradezu überwältigt wurde und die danach in rascher Folge zum höchsten Stadium von Mrs. Ferrars' Zuneigung und ihres eigenen Einflusses führte. Lucy wurde für Mrs. Ferrars so unentbehrlich wie Robert und Fanny; und während sie Edward niemals wirklich aufrichtig verzieh, daß er einmal die Absicht gehabt hatte, Lucy zu heiraten, und sie von Elinor, obgleich sie Lucy an Vermögen und Geburt überlegen war, als von einem Eindringling sprach, wurde *sie* in allem als ihre Lieblingsschwiegertochter betrachtet und stets offen als solche anerkannt. Sie ließen sich in der Stadt nieder, erhielten sehr großzügige Unterstützung von Mrs. Ferrars, hatten das denkbar beste Verhältnis mit den Dashwoods, und wenn man einmal absieht von den Eifersüchteien und der Feindschaft, die ungebrochen weiterbestanden zwischen Fanny und Lucy und an denen ihre Gatten natürlich teilhatten, wie auch von den häufigen häuslichen Auseinandersetzungen zwischen Robert und Lucy selbst, konnte nichts die Harmonie übertreffen, in der sie alle miteinander lebten.



Was Edward getan haben mochte, um das Recht des ältesten Sohnes zu verwirken, wäre wohl vielen Leuten ein Rätsel gewesen; und was Robert getan hatte, sein Nachfolger zu werden, mochte sie noch mehr verwundert haben. Es war jedoch eine Festsetzung, die, wenngleich nicht in ihrer Ursache, so doch in ihren Auswirkungen gerechtfertigt erschien; denn nichts zeigte sich in Roberts Lebensstil oder in seinen Gesprächen, das den Verdacht erwecken könnte, er würde die Höhe seines Einkommens bedauern – etwa weil seinem Bruder zuwenig bliebe oder ihm zuviel zugekommen war; und wenn man Edward nach der prompten Erfüllung seiner Pflichten in jedem Punkt, der wachsenden Liebe zu seiner Frau und seinem Heim und der stetigen Heiterkeit seines Gemüts beurteilte, konnte man annehmen, daß er nicht weniger mit seinem Los zufrieden und nicht weniger frei war von jedem Wunsch zu tauschen.

Elinors Heirat trennte sie so wenig von ihrer Familie, wie sie es einrichten konnten, ohne das Landhaus in Barton völlig nutzlos zu machen, denn ihre Mutter und ihre Schwestern verbrachten weit mehr als ihre halbe Zeit bei ihr. Mrs. Dashwood besuchte Delaford so häufig, zum einen weil es ihr Freude machte, zum anderen aus taktischen Gründen; denn ihr Wunsch, Marianne und Colonel Brandon zusammenzubringen, war kaum weniger dringend, wenngleich um einiges großzügiger als Johns. Es war nun ihr Lieblingsziel. So kostbar die Gesellschaft ihrer Tochter für sie war, so wünschte sie doch nichts so sehr, wie diese ständige Freude für ihren geschätzten Freund aufzugeben; und Marianne als Herrin in Delaford zu sehen wünschten ebenso auch Edward und Elinor. Sie alle nahmen teil an dem Kummer des Colonels und fühlten, wie sehr sie ihm zu Dank verpflichtet waren; und alle stimmten darin überein, daß Marianne sein Lohn für alles sein sollte.

Bei einer solchen Verschwörung gegen sie – bei einem so gründlichen Wissen um seine Güte – bei ihrer Überzeugung von seiner liebevollen Zuneigung zu ihr, die ihr schließlich, wenn auch lange nachdem alle anderen sie schon erkannt hatten, bewußt geworden war – was konnte sie da tun?

Marianne Dashwood war ein außerordentliches Schicksal bestimmt. Sie war dazu bestimmt, die Verkehrtheit ihrer eigenen Überzeugungen zu entdecken und durch ihr Verhalten ihren liebsten Grundsätzen zuwiderzuhandeln. Sie war dazu bestimmt, eine Liebe zu überwinden, die ihr in dem hohen Alter von siebzehn Jahren begegnet war, und mit keinem stärkeren Gefühl als großer Wertschätzung und einer starken Freundschaft ihre Hand freiwillig einem anderen zu reichen! Und dieser andere war ein Mann, der nicht weniger unter einer früheren Liebe gelitten hatte als sie selbst – den sie noch zwei Jahre zuvor als zu alt angesehen hatte, um überhaupt zu heiraten –

und der noch immer den gesundheitsfördernden Schutz einer Flanellweste in Anspruch nahm!

Aber so war es. Statt einer unwiderstehlichen Leidenschaft zum Opfer zu fallen, wie sie es sich einst in törichter Erwartung geschmeichelt hatte – statt für immer bei ihrer Mutter zu bleiben und ihr einziges Vergnügen in Zurückgezogenheit und Studien zu finden, wie sie es später mit ruhigerem und nüchternerem Urteilsvermögen beschlossen hatte –, sah sie sich mit neunzehn eine neue Bindung eingehen, neue Pflichten übernehmen in einem neuen Heim – als Gattin, als die Frau des Hauses und der Familie und als Schirmherrin eines Dorfes.

Colonel Brandon war nun so glücklich, wie er es nach Meinung aller, die ihn am meisten liebten, verdiente. In Marianne fand er seinen Trost für allen vorangegangenen Kummer, ihre Zuneigung und ihre Gesellschaft ließen sein Gemüt wiederaufleben und wieder heiter werden; und daß Marianne ihr eigenes Glück darin fand, das seine zu begründen, war gleichermaßen die Überzeugung und die Freude aller seiner aufmerksamen Freunde. Marianne konnte niemals nur halb lieben, und sie wandte ihrem Gatten mit der Zeit ihr ganzes Herz ebenso hingebungsvoll zu, wie sie es einst Willoughby zugewandt hatte.

Willoughby hörte nicht ohne tiefe Betroffenheit von ihrer Heirat; und seine Strafe war bald darauf vollständig, als ihm Mrs. Smith aus eigenem Antrieb verzieh; und da sie seine Heirat mit einer Frau von Charakter als Ursache für ihre Nachsicht nannte, gab sie ihm Grund zu der Annahme, daß er bei einem ehrenhaften Verhalten Marianne gegenüber zugleich glücklich und reich hätte werden können. Daß seine Reue für sein Betragen, mit dem er sich schließlich selbst bestraft hatte, aufrichtig war, braucht nicht bezweifelt zu werden, auch nicht, daß er lange voller Neid an Colonel Brandon und voller Bedauern an Marianne dachte. Aber daß er für immer untröstlich war – daß er die Gesellschaft floh oder in eine ständige düstere Stimmung verfiel oder an gebrochenem Herzen starb, darf nicht angenommen werden, denn er tat nichts dergleichen. Er lebte, um sich seinen Aufgaben zu widmen, und häufig, um sich zu vergnügen. Seine Gattin war nicht immer schlechter Laune, und auch sein Heim war nicht immer unbehaglich. Und in seiner Pferde- und Hundezucht und in Sport und Spiel aller Art fand er kein unerhebliches Maß an häuslichem Glück.

Für Marianne bewahrte er jedoch, trotz seiner Unhöflichkeit, ihren Verlust zu überleben, stets eine entschiedene Hochachtung, die ihn an allem interessiert sein ließ, was ihr begegnete; und er machte sie zu seinem heimlichen Maßstab weiblicher

Vollkommenheit; und so manche aufblühende Schönheit wurde in späteren Tagen von ihm unbeachtet gelassen, da sie keinem Vergleich mit Mrs. Brandon standhielt.

Mrs. Dashwood war klug genug, in ihrem Landhaus in Barton zu bleiben und keinen Versuch zu unternehmen, nach Delaford umzuziehen; und glücklicherweise für Sir John und Mrs. Jennings hatte Margaret, als ihnen Marianne genommen wurde, ein zum Tanzen höchst geeignetes Alter erreicht, und es bot sich auch durchaus schon an, einen Liebhaber bei ihr zu vermuten.

Zwischen Barton und Delaford gab es ständigen Kontakt, wie es eine starke Familienverbundenheit ganz natürlich gebietet; und unter den Vorzügen und dem Glück Elinors und Mariannes wollen wir es nicht als das Geringste erachten, daß sie, obgleich sie Schwestern waren und beinahe in Sichtweite voneinander wohnten, ohne Unstimmigkeiten untereinander leben konnten und auch, ohne ein kühles Verhältnis zwischen ihren Gatten herbeizuführen.

[Jane Austen](#), 1811

### **Empfehlungen:**

[Emma](#), [Die Abtei von Northanger](#), [Stolz und Vorurteil](#) . Jane Austen

[Vater Goriot](#), [Das Chagrinleder](#) . Honoré de Balzac

[Onkel Toms Hütte](#). Harriet Beecher Stowe

[Das Dekameron](#), [Fiammetta](#), [Die Nympe von Fiesole](#). Giovanni Boccaccio

[Der Scharlachrote Buchstabe](#). N. Hawthorne

[Das Leben ein Traum](#). Pedro Calderón de la Barca

[Pinocchio](#). Carlo Collodi

[Die Göttliche Komödie](#) . Dante Alighieri

[Robinson Crusoe](#). Daniel Defoe

[Oliver Twist](#), [David Copperfield](#) , [Dombey und Sohn](#). Charles Dickens

[Der Idiot](#), [Die Brüder Karamasow](#), [Verbrechen und Strafe](#). Fjodor Dostojewski

[Die Abenteuer des Sherlock Holmes](#) . Arthur Conan Doyle

[Die Drei Musketiere](#), [Zwanzig Jahre nachher](#) . Alexandre Dumas

[Der Kaiser](#) , [Kleopatra](#). Georg Ebers

[Der große Gatsby](#). F. Scott Fitzgerald

[Die Rote Lilie](#). Anatole France

[Faust. Eine Tragödie](#), [Die Leiden des jungen Werther](#). Johann Wolfgang von Goethe

[Der Mantel](#), [Die toten Seelen](#). N. Gogol

[Der Scharlachrote Buchstabe](#). N. Hawthorne

[Der Glöckner von Notre-Dame](#), [Die Elenden](#). Victor Hugo

[Der Process](#), [Die Verwandlung](#), [Das Schloß](#). Franz Kafka

[Martin Eden](#), [Ruf der Wildnis](#), [Wolfsblut](#). Jack London

[Moby-Dick; oder: Der Wal](#), [Bartleby der Schreiber](#). Herman Melville

[Also sprach Zarathustra](#), [Die Geburt der Tragödie](#). Friedrich Nietzsche

[Eugen Onegin](#), [Pique Dame](#). Alexander Puschkin

[Der Schwarze Korsar](#). Emilio Salgari

[Kabale und Liebe](#), [Wilhelm Tell](#). Friedrich Schiller

[Der Altertümpler](#). Walter Scott

[Othello](#), [König Lear](#), [Romeo und Julia](#), [Hamlet](#). William Shakespeare

[Die Schatzinsel](#). Robert Louis Stevenson

[Väter und Söhne](#). Iwan Turgenew

[Die Abenteuer des Tom Sawyer](#). Mark Twain

[Das Bildnis des Dorian Gray](#). Oscar Wilde

[Der Amokläufer](#), [Brennendes Geheimnis](#), [Schachnovelle](#). Stefan Zweig

